

## *Köpfe der Heimat*

### *Inhaltsverzeichnis*

<b>Gregorovius</b> , Ferdinand	Dichter und Historiker	<b>Neidenburg / Rom</b>	Seite 3/22
<b>Schulz</b> , Emil	Maurermeister	<b>Neidenburg</b>	Seite 22
<b>Oehrich</b> , Herbert	Gutsbesitzer	<b>Kl. Tauersee</b>	Seite 24
<b>Moeller</b> , Paul u. Eugenie	Gutsbesitzer	<b>Adl. Borowo</b>	Seite 25
<b>Balk</b> , Gustav u. Elise	Gutsbesitzer	<b>Billau</b>	Seite 26
<b>Becker</b> , Leo	Landrat	<b>Neidenburg</b>	Seite 27
<b>v. Mirbach</b> , Werner	Landrat	<b>Neidenburg</b>	Seite 28
<b>Dr. Gutzeit</b> , Richard	Ltr. Kreiskrankenhaus	<b>Neidenburg</b>	Seite 30
<b>Rahmel</b> , Engelbert	Pfarrer	<b>Neidenburg</b>	Seite 31
<b>Borchert</b> , Hansgeorg	Superintendent	<b>Neidenburg</b>	Seite 32
<b>Wiese</b> , Valentin	Landwirt	<b>Sabloczyn</b>	Seite 34
<b>Grieffenhagen</b> , Heino	Gutsherr, Offizier	<b>Kl. Kosel</b>	Seite 35
<b>Stolzenberg</b> , Ferdinand	Sekr. Domänenamt	<b>Neidenburg</b>	Seite 36
<b>Grzanna</b> , Karl	Konrektor	<b>Ndbg./Soldau</b>	Seite 38
<b>Barczewski</b> , Ernst	Superintendent	<b>Neidenburg</b>	Seite 39
<b>Dr. Hesse</b> , Robert	Veterinärart	<b>Neidenburg</b>	Seite 40
<b>Stein</b> , Ewald	Kreisbaumeister	<b>Neidenburg</b>	Seite 42
<b>Schwanke</b> , Ernst u. Marie	Gutsbesitzer	<b>Gr. Schläfken</b>	Seite 43
<b>Lenk</b> , Paul	Landwirt, Bauernfhr.	<b>Frankenau</b>	Seite 44
<b>Nehbel</b> , Hermann u. Kath.	Gutsbesitzer	<b>Salusken</b>	Seite 45
<b>Graf v. Finckenstein</b>	Erzieher Fr. d. Großen	<b>Saberau</b>	Seite 47/61
<b>v. Schack</b> , Paul	Gutsbesitzer	<b>Oschekau/Skottau</b>	Seite 61
<b>Dr. Bansi</b>	Landrat	<b>Neidenburg</b>	Seite 62
<b>Zehe</b> , Curt	Gutsbesitzer	<b>Dietrichsdorf</b>	Seite 63
<b>Plogas</b> , Albert	Krs.Ausschuß-BüroDir.	<b>Neidenburg</b>	Seite 65
<b>Lixfeld</b> , Paul	Kreisbaumeister	<b>Neidenburg</b>	Seite 65
<b>Sadowski</b> , Friedrich	„Methusalem“ v. Ndbg.	<b>Orlau</b>	Seite 66
<b>Matthes</b> , Hedwig	Krs.-Vorsitzende RK	<b>Neidenburg</b>	Seite 68
<b>Matthes</b> , Karl	Ltr. Amtsgericht	<b>Neidenburg</b>	Seite 69
<b>Kuhn</b> , Andreas	Bürgermeister	<b>Neidenburg</b>	Seite 70
<b>Maxin</b> , Fritz W.	Reichstagsabgeordneter	<b>Hardichhausen</b>	Seite 71/78
<b>Dygutsch</b> , Ernst Georg	Krs.-Aussch. BüroDir.	<b>Neidenburg</b>	Seite 78
<b>Dr. Frost</b> , Berthold	Bürgermeister	<b>Neidenburg</b>	Seite 79
<b>Weiß</b> , Paul	Bürgermeister	<b>Soldau</b>	Seite 81
<b>Ebel</b> , Johannes	Pfarrer	<b>Muschaken</b>	Seite 82
<b>Die Kollos</b>	Musiker	<b>Ndbg./Berlin</b>	Seite 86
<b>Knüffel</b> , August	Hotelier	<b>Soldau</b>	Seite 88
<b>Zorawski</b> , Eduard	Hotelier	<b>Neidenburg</b>	Seite 89
<b>Zorawski</b> , Ed. u. Auguste	Kaufleute	<b>Neidenburg</b>	Seite 90
<b>Hennig</b> , Franz	Hotelier	<b>Neidenburg</b>	Seite 91
<b>Rahm</b> , Wolfgang	Forstmeister	<b>Kaltenborn</b>	Seite 92
<b>Franckenstein</b> , Margar.	Gutsbesitzerin	<b>Sagsau</b>	Seite 93
<b>Schwanke</b> , Martha	Ökonomierätin	<b>Orlau</b>	Seite 95
<b>Franckenstein</b> , Emil	Gutsbesitzer	<b>Niederhof-Soldau</b>	Seite 96
<b>Thimm</b> , Paul	Ltr. „An- u. Verk.“	<b>Soldau</b>	Seite 97
<b>Rautenberg</b> , Max	Kaufmann	<b>Neidenburg</b>	Seite 98
<b>Rettkowski</b> , Carl	Kaufmann	<b>Soldau</b>	Seite 100
<b>Lackner</b> , Leopold	Kaufmann	<b>Neidenburg</b>	Seite 101
<b>Briken</b> , Hans	Gutsbesitzer	<b>Albrechtsau</b>	Seite 102
<b>Volker</b> , Julius	Musiklehrer u. Kantor	<b>Neidenburg</b>	Seite 104
<b>Budzinski</b> , Robert	Schriftsteller, Maler	<b>Kl. Schläfken</b>	Seite 106/10

<b>Grast, Otto</b>	Studienrat	<b>Neidenburg</b>	Seite 110
<b>Mehl, Martha</b>	RK-Frauenverein	<b>Neidenburg</b>	Seite 111
<b>Freitag, Paul</b>	Revierförster	<b>Adlershorst</b>	Seite 112
<b>Strousberg, B. Heinrich</b>	Eisenbahnkönig	<b>Ndbg. / Berlin</b>	Seite 113/33
<b>Bach, Leopold</b>	Schmiede-Omstr.	<b>Neidenburg</b>	Seite 133
<b>Seehusen, Gottfried</b>	Oberförster	<b>Hartigswalde</b>	Seite 134
<b>Boeck, Hermann</b>	Zollrat	<b>Neidenburg</b>	Seite 138
<b>Myckert, Karl J.G.</b>	Pfarrer	<b>Neidenburg</b>	Seite 138
<b>Dr. Deichmann, Philipp</b>	Landrat	<b>Neidenburg</b>	Seite 139/47
<b>Mateoschat, Friedrich</b>	Rektor	<b>Neidenburg</b>	Seite 147
<b>Fanelsa, Franz</b>	Amtsvorsteher	<b>Roggen</b>	Seite 149
<b>Siekierski, Fr.-Wilhelm</b>	Malermeister	<b>Neidenburg</b>	Seite 151
<b>Prozesky, Emanuel Iwan</b>	Förster	<b>Niederhof-Soldau</b>	Seite 152
<b>Tolki, Theodor</b>	Rechtsanwalt /Ehrenb.	<b>Neidenburg</b>	Seite 153
<b>Redzanowski, Adolf</b>	Amtsvorsteher /Bürg.M.	<b>Kyschienen-Sold.</b>	Seite 154
<b>Raudies, Paul</b>	Krs.-Brandmeister	<b>Waschulken</b>	Seite 155
<b>Senff, Alfred</b>	Bürgermeister	<b>Gedwangen</b>	Seite 156
<b>Joppen, Albert</b>	Bürgermeister	<b>Neidenburg</b>	Seite 157
<b>Gettwart, Paul</b>	Superintendent	<b>Neidenburg</b>	Seite 157
<b>Taute, Gottfried, Friedr.</b>	Professor	<b>Ndbg./Königsbg.</b>	Seite 159
<b>Tschörner, Adolf</b>	Gendarmerie-Hptm.	<b>Neidenburg</b>	Seite 160
<b>Küttner, Familie</b>	Gutsbesitzer	<b>Lippau</b>	Seite 161
<b>Toffel, Wilhelm</b>	Sattlermeister	<b>Neidenburg</b>	Seite 163
<b>Dr. Studthoff, Bernhard</b>	Veterinärart	<b>Neidenburg</b>	Seite 164
<b>Kuhn, Auguste</b>	Diakonisse	<b>Neidenburg</b>	Seite 165
<b>Sachs, Familie</b>		<b>Neidenburg</b>	Seite 166
<b>Sachs, Arthur</b>	Malermeister	<b>Neidenburg</b>	Seite 167
<b>Dr. Haedge, Heinrich</b>	Gutsbesitzer	<b>Kaunen</b>	Seite 167
<b>Dr. Dorka, Gertrud</b>	Archäologin	<b>Orlau / Berlin</b>	Seite 168
<b>Oschinski, Paul</b>	Landwirt	<b>Przellenk-Soldau</b>	Seite 170
<b>Matthes, Erika</b>	Pflegerin /Schn.Mstrn.	<b>Neidenburg</b>	Seite 172
<b>Wargalla, Adolf</b>	Landwirt	<b>Kaltenborn</b>	Seite 173
<b>Winter, Rudolf</b>	Landwirt	<b>Mansfeld-Soldau</b>	Seite 174
<b>Jotzer, Erich</b>	stellvertr. Bürgermstr.	<b>Neidenburg</b>	Seite 175
<b>Tadday, August</b>	Landwirt, Chronist von	<b>Ulleschen</b>	Seite 177
<b>Hinz, Erich u. Hildegard</b>	RA u. Notar, Abgeordn.	<b>Neidenburg</b>	Seite 178
<b>Crewell, A. Friedrich</b>	Landrat	<b>Neidenburg</b>	Seite 179
<b>Schleiser, Gottliebe</b>	Hebamme	<b>Gedwangen</b>	Seite 179
<b>Stern, Kurt</b>	Superintendent	<b>Neidenburg</b>	Seite 180
<b>Knieß, Gerhard</b>	Kreisarchäologe	<b>Neidenburg</b>	Seite 181
<b>Kayss, Karl</b>	„China-Kayss“	<b>Jägersdorf</b>	Seite 182/85
<b>Wagner, Paul</b>	Bürgermstr./Krs.-Vertr.	<b>Neidenburg</b>	Seite 185
<b>„Dicke Anna“</b>	Original	<b>Neidenburg</b>	Seite 187
<b>Pogorzelski, Michael</b>	„Zauberer Gottes“	<b>Masuren</b>	Seite 188/91

Die wohl über viele Grenzen hinaus bekannteste **G e s t a l t** an **Namen** und **Geistesgröße**, die mit unserer Heimatstadt **Neidenburg** verbunden ist, ist

### **Ferdinand Gregorovius**

Sein Gesamtwerk, das sicherlich auch heute noch überregional Beachtung verdient, wird im nachfolgenden Beitrag des **Neidenburger Heimatbriefes** von **1963** (Nr. 37)  
- Verfasser: Rudolf Stockert - ausführlich gewürdigt:

### *Ferdinand Gregorovius*

#### **Der Geschichtsschreiber der Stadt Rom**

**Geboren am 19. Januar 1821 in Neidenburg, gestorben am 1. Mai 1891**

Ferdinand Gregorovius hat ein Testament hinterlassen. Es trägt das Datum vom 28. Juni 1889. Darin war bestimmt, daß sein Vermögen und der finanzielle Ertrag seiner Bücher der Vaterstadt Neidenburg zufallen sollen und dafür bestimmt seien, arme Kinder ohne Unterschied der Religion ausbilden zu lassen. Weiter hatte Gregorovius gewünscht, daß seinem Vater Ferdinand Timotheus Gregorovius ein Denkmal auf dem Schloßberg gesetzt werde, um an die Verdienste zu erinnern, die dieser Mann sich um die Erhaltung des Ordenschlosses Neidenburg erworben hatte.

Die Stadt stellte dieses Denkmal zwei Jahre vor dem ersten Weltkrieg auf. Unter der Widmungstafel war zu lesen: „Im Denkmal des Vaters hat eine Ruhestätte gefunden die Asche von Ferdinand Gregorovius, Ehrenbürger der Stadt Rom.“ Auch die Asche des anderthalb Jahre älteren Bruders Julius, des Geschichtsschreibers der Stadt Neidenburg, ist in diesem Denkmal beigesetzt gewesen. Nach 1945 sind die Gedenktafeln entfernt worden. Das Denkmal wurde dem Verfall preisgegeben.

Niemals beschädigt wurde das geistige Monument, das dem Namen Gregorovius errichtet ward.

\*

### **Heimat im Osten**

#### **Neidenburg und Königsberg**

Wie Johannes Hönig in seiner großen Gregorovius-Biographie berichtet, hat ein vier Jahre älterer Vetter von Ferdinand Gregorovius zwischen 1850 und 1860 eine „Stammtafel“ der Familie angefertigt, die bis ins 16. Jahrhundert zurückging.

In diesem Schriftstück ist festgehalten, daß die Familie ursprünglich den polnischen Namen von Grzegorzewski führte und weitverzweigt war. In der ersten Linie war der berühmteste der Jurist und Philosoph Johann Adam Gregorovius (1681-1749). In der zweiten Linie tritt zuerst ein Pfarrer A. Johann Grzegorzewski-Gregorowitz auf, dessen Enkel Laurentius den Namen lateinisch zu schreiben begann.

Aus dieser Familie, deren Mitglieder zumeist Pfarrer waren und zahlreiche Kinder hatten, so daß in ganz Ostpreußen überall Verwandte Ferdinands wohnten, stammte der Neidenburger Kreisjustizrat Ferdinand Timotheus Gregorovius. Er hatte im Jahre 1805 die älteste Tochter des Kriegs- und späteren Kreisrates Kausch geheiratet, Wilhelmine Charlotte Dorothea mit Namen, die ihm acht Kinder schenkte, von denen vier sehr früh starben.

Ferdinand Adolf war der jüngste Sohn. An einem Freitag, dem 19. Januar 1821, kam er zur Welt. Der Vater war 41 Jahre alt, die Mutter zählte 38 Jahre. Als der Bub ins elfte Jahr ging, starb sie, viel zu früh für die ganze Familie.

In einem seiner ersten Bücher hat Ferdinand ihr ein Denkmal gesetzt. In dem Roman „Werdomar und Wladislaw“ (1845) schildert er sie, „eine liebliche Gestalt, die aus der Dämmerung eines Abends winkt. Nur ihr schwarzes wunderbares Auge schien wie ein Licht durch die Dunkelheit seiner Erinnerung — wenn ihm dieses Auge hell vor die Seele trat, glaubte er auch eine hohe Marmorstirne, eine bleiche Wange, eine traurig lächelnde Lippe zu erkennen, er währte die sanfte Hand zu fühlen, welche ihm die Kinderlocke schmeichelnd von der Stirne strich“.

Die bleiche Wange ist nicht nur genannt, um das Gesicht im Geschmack der Zeit schön und interessant zu machen. Es war Wirklichkeit, was der Vierundzwanzigjährige schilderte: die Mutter ist lungenkrank gewesen. Ferdinand glich ihr in vielem: auch er war schwarzhäutig, dunkeläugig, groß von Gestalt, aber, anders als die Mutter, kräftig und gesund.

Der Vater heiratete ein Jahr darauf eine Witwe, die 35jährige Emilie Auguste von Collrepp, geb. von Dreßler, die den Kindern eine gute Stiefmutter war. Aus dieser zweiten Ehe stammt eine Halbschwester Ottilie, die von ihren Brüdern herzlich geliebt wurde. Durch ihre und des Bruders Julius Hand ist die Erbschaft des Geschichtsschreibers der Ewigen Stadt an die Stadt Neidenburg gekommen.

Ferdinand zählte etwas über drei Jahre, als der Vater ein Haus kaufte. Als dieser 1819 aus Tapiau kam, wo er Justizamtmann gewesen war, konnte er seinen Amtssitz, das 1382 gebaute Schloß der Deutschordensritter, nicht beziehen. Es war, wie Hönig schreibt, „arg verfallen“. So wurde zunächst ein kleines einstöckiges Haus in der Burgstraße gemietet. Im Verzeichnis hieß es „hölzerne vorstädtische Wohnbude Nummer 326“. Dort ist Ferdinand Adolf zur Welt gekommen, und im Jahre 1899 wurde eine Gedenktafel an dieser „Bude“ angebracht.

Das 1824 gekaufte Haus lag ebenfalls in der Burgstraße und trug die Nummer 189. Während die Familie dort wohnte, setzte es der Vater durch, daß die preußische Regierung das alte Schloß wiederherstellen ließ. Die Arbeiten begannen 1828 und dauerten fast fünf Jahre. 1832 wurde der restaurierte Bau Gerichtsgebäude, und die Familie zog zum zweiten Mal in Neidenburg um.

Es ist leicht vorstellbar, daß die Söhne des Kreisjustizrates ein herrliches Spielfeld in diesen gewaltigen Korridoren und Räumen fanden. Sigmund Münz hat als einer der ersten Lebensbeschreiber schon 1892, wahrscheinlich aus des Schriftstellers und Dichters eigenem Mund, gewußt, was das ganze Werk offenbart:

„Damals zuerst gab er sich jenem romantischen Kultus der Ruinen hin, dem er noch zuletzt (1885) Ausdruck verlieh. Er sollte für sein ganzes Leben dem Zauber der mittelalterlichen Ruinen verfallen.“ In ihnen spürte er den Geist der Geschichte.

Friedrich Althaus, sein vertrauter Freund, berichtete später: „Wenn er in den Ferien nach Hause kam, konnte er stundenlang auf dem Schloßberge liegen, den ziehenden Wolken zusehen und mit ihnen über Länder und Meere wandern.“ Er selbst schrieb zwölf Jahre später: „Eine glückliche Kindheit hat einen bleibenden Wert . . .“ Er schrieb es, obwohl er doch gewiß daran denken mußte, daß ihn die Eltern im gleichen Jahr, als die Familie auf der instandgesetzten Burg einzog, zusammen mit seinem Bruder Julius auf das Gymnasium nach Gumbinnen schickten, wo er sechs Jahre blieb, von wo er nur an Weihnachten, Ostern, Pfingsten usw. einige Wochen oder Tage heim durfte.

Aus dem Tagebuch des Dreiundvierzigjährigen, der schon zehn Jahre lang an dem Riesenwerk der Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter gearbeitet hatte:

--11. Dezember 1864 --

„Das ehrwürdige Schloß war ein großer Faktor in meiner kleinen Lebensgeschichte, es geht davon ein Bezug auf die Engelsburg in Rom. Ohne jene Neidenburger Rittertürme hätte ich vielleicht die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter nicht geschrieben.

Hönig zählt als bestimmende, das spätere Leben formende Eindrücke außer dem Tod der Mutter, der trotz aller Liebe der Stiefmutter den Jungen heimatlos machte, und dem Polenaufstand von 1830, dessen Auswirkungen Ferdinand Gregorovius an der nahen Grenze sah, und außer dem mächtigen Bild des Schlosses noch die Bücher des Vaters auf.

Da standen Werke des großen Königsberger Philosophen Immanuel Kant, eine Gesamtausgabe Friedrich Schillers, ein „Chronologischer Abriß der Geschichte Roms ...“, eine Leuchte Preußens, Schriften von Chr. Wieland und Zschokke sowie ein zwölfbändiges Konversationslexikon.

Den meisten Einfluß hat von allen Büchern die römische Geschichte gehabt: fast zwanzig Bände hat Gregorovius zur Historie der Stadt am Tiber und Italiens geschrieben. Schiller inspirierte ihn zum lyrischen Schaffen, zu einer epischen und einer dramatischen Dichtung. Napoleons Spuren folgte er in seinem „Korsika“-Buch, und das Lexikon legte den Grundstock zu einem universalen Wissen.

Vom Herbst 1832 bis zum Herbst 1838 waren Julius und Ferdinand Schüler des Gymnasiums in Gumbinnen. Sie wohnten bei einem Onkel und besuchten an den Sonntagen rundum die Verwandten, fuhren in den Ferien nach Heilsberg und Thorn und waren unbeschwert glücklich. So unbeschwert, daß der gestrenge Gymnasialdirektor nicht die Genehmigung geben wollte, Ferdinand Gregorovius zum Abitur zuzulassen. Er sei zu jung, nicht reif und habe zu wenig Kenntnisse. Der Onkel setzte sich energisch zur Wehr und erreichte, daß die Erlaubnis zum Start in die Reifeprüfung erteilt wurde. Das Ergebnis war nicht besonders hervorragend, in keinem Fach besser als „genügend“. „Nicht einmal im Deutschen scheint Gregorovius sich ausgezeichnet zu haben ...“ (Hönig).

Trotzdem: Ferdinand Gregorovius war es, der die Abschieds- und Dankrede halten durfte, der Jüngste, der Unreife.

Das war im Juli 1838. Im Herbst des gleichen Jahres schrieb er sich als Student der Theologie an der Universität Königsberg ein und wurde zugleich aufgenommen in die Landsmannschaft Masovia.

## Studium und erste Schriften

Gregorovius hatte keine besondere Liebe zu dem Beruf, dem er entgegenging, aber er war ein fleißiger Student, obwohl er 40 Jahre später schrieb, jetzt würde er diese Zeit klüger und besser nutzen. Höhepunkt der Studienjahre war die Huldigung der Königsberger Studentenschaft für König Friedrich Wilhelm IV. und seine Gemahlin Elisabeth beim Regierungsantritt 1840. Gregorovius wurde in der allgemeinen Studentenversammlung zum Leiter des vorbereitenden Ausschusses und zum Verantwortlichen für die Durchführung der Veranstaltung gewählt.

Das ganze Fest, so bedeutend es damals aussah, scheint uns hier nur noch interessant, weil es den jungen Gregorovius zum ersten Mal seinen späteren Gönner Alexander von Humboldt sehen ließ. Daß er vom König eine Brillant-Nadel verliehen bekam, achtete er selbst so wenig, daß er sie später, als er in Berlin Geld brauchte, ohne Gewissensbisse für 80 Taler verkaufte.

Als der junge Theologe nach sechs Semestern Theologiestudium sein Examen bestanden hatte, atmete er zweimal auf. Erstens weil er seinem Vater nicht mehr auf der Tasche zu liegen brauchte; denn dieser hatte sich schon immer in kargen wirtschaftlichen Verhältnissen befunden und war außerdem bereits mit 57 Jahren aus dem Dienst geschieden. Er hatte nur 625 Taler Ruhegehalt. Zweitens aber war für den jungen Ferdinand nun der Weg frei, etwas anderes anzufangen. Er hielt zwar seine Antrittspredigt in Rhein am Spirdingsee und stieg auch in Neidenburg auf die Kanzel. Aber weiter wollte er sich mit der Theologie nicht einlassen. Protestantischer Pfarrer irgendwo in Ostpreußen zu werden wie soundsoviele Vorfahren und lebende Verwandte, das war nicht sein Ziel. Schon während des Studiums hatte er die stärksten Eindrücke nicht von den Professoren der Gottesgelehrsamkeit empfangen, sondern von dem Philosophen Karl Rosenkranz, von dem er sich 1842 das Thema der Doktorarbeit geben ließ:

**„Grundlinien einer Aesthetik des Plotin“** (erst 1855 gedruckt).

Ehe er sie fertigstellte, ließ Gregorovius eine politische Satire drucken, wie sie nur aus dem Gären der Vorrevolutionsjahre verständlich ist. Diese Karikatur des öffentlichen Lebens wurde allen Ernstes als Angriff gegen göttliche und weltliche Ordnung angesehen und hat Gregorovius sehr geschadet. Zwei Professoren, vor denen er zur mündlichen Doktorprüfung erscheinen mußte, ließen ihn durchfallen. Bei Karl Rosenkranz dagegen bestand er gut, zumal seine schriftliche Leistung als vorzüglich und „glänzend“ bezeichnet wurde.

Das Unglücksbuch, der Vollständigkeit halber erwähnt, trug den umständlichen Titel: **„Konrad Siebenhorn's Höllenbriefe an seine lieben Freunde in Deutschland. Herausgegeben von Ferdinand Fuchsmund - 1843“**. Gregorovius selbst hat es bald und gern vergessen.

Aber die liberalen und sozialen Gedanken seiner Zeit ließen ihn nicht los. Sie suchten und fanden nur anderen Ausdruck, wenn sie z. T. auch erst nach Jahren veröffentlicht wurden: **„Die Idee des Polentums“** (1848) und **„Goethes Wilhelm Meister in seinen sozialistischen Elementen entwickelt“** (1849). Der neugebackene Doktor der Philosophie brachte sich derweil als Privatschullehrer in Soldau durch, wurde Mitglied der später verbotenen „Königsberger Bürgergesellschaft“, wo er Vorträge hielt, und kehrte schließlich für volle sieben Jahre (1845 bis 1852) nach Königsberg zurück.

Er war Lehrer an einer höheren Privat-Töchterschule geworden, um sein Brot zu verdienen. Er erntete dort zweifellos aber nicht bloß seine paar Taler für den nackten Lebensunterhalt, denn er wurde von den Schülerinnen sehr verehrt. Noch 1890 und 1914

schwärmten alte Damen der ostpreußischen Gesellschaft von diesem beliebten, gescheiten, gutaussehenden Lehrer, dem sie so manches Mal heimlich Rosen schickten.

Gregorovius wird es wohl gewußt haben, aber sein Herz war in einem andern Umkreis gefangen. Er hatte Aufnahme gefunden im Haus der Buchhändlerswitwe Klara Bornt Träger, die seine mütterliche Freundin wurde, eine „Natur“, wie Goethe sie wohl genannt hätte, nach den Worten ihres Schützlings eine „wahrhaft erhabene Seele“. Er hat ihr noch 1881 eines seiner Bücher mit herzlichen Grüßen gesandt.

Der ältere Bruder Rudolf mochte ahnen, daß sich zwischen dem jungen Mann und der damals 46jährigen Frau mehr anzuspinnen schien, und wettete gegen die „Schöngesterei“ im Hause der Frau Bornt Träger. Er, der seinen Bruder „mit Gewalt“, wie sie acht Jahre später selbst schrieb, wegreißen wollte, ahnte nicht, daß gerade diese „Schöngesterei“ die Schaffenskräfte Ferdinands weckte und seine Gefühle läuterte.

Was in jener Zeit entstand, ist für die Biographie des Schriftstellers Gregorovius und vielleicht auch zeitgeschichtlich interessant. Selbständigen literarischen Wert hat es nicht. Weder der Roman „**Werdomar und Wladislav**“ (1845) noch die „**Polen- und Magyarenlieder**“ (1849) sind von Bedeutung. Auch die „**Bildergalerie**“ (1848), die aus der Sammlung von Bildbeschreibungen einer Ausstellung für Klara Bornt Träger entstandene Folge von Aufsätzen, wäre ohne Bedeutung, wenn sie nicht die ersten Spuren seiner Kunst der Beschreibung trüge; sie hat außerdem Gregorovius den Weg in die Zeitungsarbeit geebnet: vom 22. Mai 1848 bis zum 30. Juni 1850 (so kurze Zeit nur war die „Neue Königsberger Zeitung“ Adolph Samters am Leben) wirkte er als ständiger Mitarbeiter eines Blattes, dessen Chefredakteur der einstige Studienkamerad Heinrich Schöndörffer wurde,

Gregorovius hat zeitlebens viel für Zeitungen und Zeitschriften geschrieben. Ein großer Teil seines Lebenswerkes wäre ohne den Vorabdruck in Fortsetzungen nicht so geworden, wie er geworden ist. Es war gut, daß er frühzeitig das Handwerk lernen konnte. Kurz, klar, allgemeinverständlich zu schreiben, ist immer sein Ideal gewesen. Noch als späterer anerkannter Verfasser hat er in diesem Sinn gearbeitet und seinen Stil vervollkommenet.

Zur Zeit seiner dreifachen Arbeit als Lehrer, als Zeitungsschreiber und als Gelehrter scheint Gregorovius lange geschwankt zu haben, für welche Laufbahn er sich entscheiden sollte. Eine Zeitlang hat er vermutlich allen Ernstes daran gedacht, Journalist auf Reisen zu sein (heute würden wir sagen, Auslandskorrespondent). Mit seinem Freund Louis Köhler, der später eine der Bornt Träger-Töchter heiratete, machte er eine Reise nach Berlin, Dresden, Weimar, in den Harz und nach Braunschweig

Acht Wochen lang erlebten die beiden Wanderer im Sommer des 48er Jahres Land und Leute im Reich, von dessen Grenze Gregorovius noch niemals weggekommen war, während Köhler, gebürtiger Braunschweiger, immerhin vorher schon etwas von der Welt gesehen hatte. Die nächsten Sommerferienzeiten benutzte der Neidenburger dazu, dem Freund seine Heimat zu zeigen. Zwar hatte er schon Italien im Kopf (ein Zeitungsartikel vom 9.7.48 hieß („**Blick auf Italien**“)), aber zunächst fing er an, seine ostpreußische Welt zu schildern. 1847, 1848 und 1851 mit der Familie Bornt Träger in Sassau weilend, zog er den Ostseestrand auf und ab und barg die Beute seiner Augen in den herrlichen „**Sommeridyllen vom samländischen Ufer**“, die 1852 gedruckt wurden, die Vorläufer seiner weltberühmten „Wanderjahre in Italien“.

Und doch, so nahe Gregorovius schon seiner Lebensaufgabe war, er glaubte noch an andere Möglichkeiten. Er sah sich, in Goethes geistiger Welt wie kaum einer heimisch, schon als Lehrer künftiger Generationen an einer Hochschule in Deutschland. Er schrieb in

diesem Sinne an Johann Peter Eckermann, den Freund und Begleiter des Weimarer Dichturfürsten, den er 1848 kennengelernt hatte, ja er arbeitete bereits eifrig an einer Habilitationsschrift über Goethes „Faust“ und Calderons „Wundertätigen Magus“. Doch es kam anders. Man gab Gregorovius zu verstehen, er habe sich durch seine Tätigkeit bei der Zeitung so unbeliebt gemacht, daß eine Dozentur nicht in Frage komme. Auch sein Förderer, Professor Karl Rosenkranz, bekam die Kehrseite politischer Tätigkeit zu spüren.

Es ist bezeichnend, daß Gregorovius, ehe sein Genie zum Durchbruch kam, von Plänen nur so überquoll. Außer der schon erwähnten Schrift über Goethe und Calderon war eine komische oder Märchenoper im Entstehen, ein Gudrun-Drama, eine Tragödie „Francesca von Rimini“, zwei Akte eines Trauerspiels „Otto III.“, ein Schauspiel über einen Stoff aus Korsika (erste Andeutung seines Interesses für diese Insel, die Heimat Napoleons) und manches andere, darunter ein sozialer Roman und eine Übersetzung des „Symposion“ von Plato.

Die eigentlichen „Wegweiser nach Rom“, um mit den Worten von Johannes Hömig zu sprechen, wurden jedoch zwei andere Entwürfe, die fertig geworden und von großer Bedeutung sind: der **„Tod des Tiberius“** (1851) und die **„Geschichte des römischen Kaisers Hadrian und seiner Zeit“** (ebenfalls 1851).

Das Erstaunliche an diesen beiden Werken sind gerade die Teile, denen Gregorovius am wenigsten Aufmerksamkeit und Sorgfalt geschenkt hatte: den allgemeinen Betrachtungen und den Beschreibungen. Es ist schon den ersten Lesern aufgefallen, daß er zum Beispiel die Trümmerstätte eines alten Palastes so anschaulich schildert, wie es nur einer kann, der schon dort war. Ihn hatte die Phantasie hingetragen.

Das Buch über Kaiser Hadrian trägt das Datum vom 31. Dezember 1850 unter dem Vorwort. Fünf Vierteljahre später verließ Gregorovius Königsberg. Am 19. April 1852 betrat er in Venedig italienischen Boden. Auf der Reise dahin hatte er in Wien im Sterbehaus Beethovens gewohnt; in Triest besuchte er später das Grab Winckelmanns. Es war, als wollte er seine Reise nach dem Süden auch äußerlich gleich am Beginn zu einer Fahrt in die Vergangenheit zu den großen Toten kennzeichnen. Er war einunddreißig Jahre alt.

## **In der zweiten Heimat**

### **Die römischen Jahre**

Was hat ihn nach Italien gezogen? Die Aussichtslosigkeit, jemals noch an einer Universität Deutschlands akademischer Lehrer werden zu können? Der Wunsch, die italienische Sprache von den Italienern zu lernen? Das Mißbehagen an der eigenen Zeitungsschreiberei? Politische Unzufriedenheit? Geldsorgen? Oder vielleicht die Tatsache, daß der Freund Ludwig Bornträger, lungenkrank seit Jahren, in Italien Erholung und Gesundheit suchte? Dazu die Hoffnung, Klara Bornträger zu treffen, die seit über einem Jahr ihren Sohn pflegte? Oder ganz einfach der Trieb, seine Lebensaufgabe zu finden, unbewußt und doch unüberhörbar der Ruf der Ewigen Stadt, die sein Schicksal wurde?

In Königsberg hatte er noch den Tod des letzten Sohnes seines älteren Bruders Rudolf erlebt. In Wien mußte er von Lenas Schwester erfahren, daß Ludwig Bornträger, der ihm 300 Taler Reisegeld geschickt hatte, in Pisa gestorben war. Er traf Klara Bornträger in Florenz und geleitete sie nach Trient. Im Tagebuch steht nur: ... „, wo wir uns trennten.“

Es war das letzte Mal gewesen, daß sie sich gesehen hatten. Der Briefwechsel dauerte noch Jahrzehnte. Grüße und Bücher wanderten von Rom nach Königsberg. Aber das Band war und blieb zerrissen. Nur der Entfernung wegen? Hat Gregorovius nicht später die Heimat



wiedergesehen? Hat die mütterliche Freundin nicht bis 1887 gelebt, als er, näher denn in Rom, in München lebte, seit über zwölf Jahren? Wir wissen es nicht, warum es „eine Trennung für immer“ gewesen ist. Andere Frauen haben keine Rolle dabei gespielt. Er kannte viele, und eine ist durch die erhaltenen Briefe genugsam bekannt, die Gräfin Ersilia Caëtani-Lovatelli.

„Eheliches Glück winkte ihm nicht, so sehr ihm allenthalben die Herzen der Mädchen und Frauen zugetan waren, so tiefen Eindruck er allezeit auf sie und sie auf ihn machten. Vielleicht hatte er wirklich sogar wenig Neigung zur Ehe.“ (J.H.) Er hat einmal, im Alter von 23 Jahren, geschrieben, er könne keinen „Unterroffizier im Weiberrock“ brauchen, etwas zu großsprecherisch, aber er blieb dabei, wenn er sich auch später wesentlich gesitteter ausdrückte. Auch die spätere Freundin der römischen Zelt, Pauline Hillmann, hat den Junggesellen nicht mehr bekehrt.

Es geschah mit solcher Selbstverständlichkeit, wenn Gregorovius seine Schaffenskraft zuerst an einer begrenzten Aufgabe erprobte, daß man zu glauben geneigt ist, er habe seine Arbeit eingeteilt, als wisse er seinen Lebensablauf schon. Denn er eilte nicht nach Rom, sondern setzte von Livorno nach Korsika über, wo er in der Nacht des 14. Juli 1852 landete.

Sicher auch, weil er für Inseln immer eine Vorliebe zeigte. Er hat außer Korsika auch Elba, Korfu und vor allem Capri beschrieben, ja geradezu entdeckt, und über Sizilien sind nicht weniger als fünf große Aufsätze aus seiner Feder erhalten.

Am meisten hat ihn an Korsika, außer der Natur, die einsame Größe seiner Geschichte und die Eigenart der Korsen angezogen. Nach siebenwöchigem Aufenthalt hatte Gregorovius auf der Insel nicht nur so viele Beobachtungen gesammelt und notiert, daß er ganze Bände damit füllen konnte. Er war auch im Besitz einer außerordentlichen Menge von historischen Quellen, von Briefen, Berichten, Erinnerungen und Urkunden aller Art. So konnte er die Geschichte der Heimat Napoleons schildern, zum ersten Mal in deutscher Sprache von dem Nationalhelden Sampiero, von Pasquale Paoli, Pozzo di Borgo und von dem westfälischen Baron Neuhof erzählen, den die Korsen zu ihrem König machten. Daneben sind unzählige Sagen und Blutrachegeschichten, Totenlieder, Erzählungen, Gedichte, Volksbräuche und dergleichen mitgeteilt.

Mit dem Stoff, den Gregorovius in den zwei Bänden seines Werkes „**Korsika**“ (1864) ans Licht hob, haben Generationen von Schriftstellern und Dichtern ihrer Werkstatt helfen können. Gregorovius selbst konnte die Befriedigung genießen, die er seinem Tagebuch anvertraute: „Ich war der letzte, welcher das wilde Antlitz der Heldeninsel gesehen hat.“ Napoleon III. ließ die Korsen entwaffnen und zwang sie zum Ackerbau. Sie, die Kinder einer damals noch nicht vom Tourismus überfallenen, abgeschlossenen, großartigen Welt liebten ihren Entdecker aus Deutschland herzlich. Gregorovius ist oft eingeladen worden, die Insel zu besuchen. Er hat es nie getan, vielleicht aus Bescheidenheit, vielleicht aus Furcht vor einer Enttäuschung, vielleicht weil ihn die anderen Kinder seines Geistes zu sehr in Anspruch nahmen.

Denn er konnte sich kaum der Fülle von schriftstellerischen Aufgaben erwehren, die ihm seine Aufnahmefähigkeit, seine Phantasie, seine Erzählergabe ohne Aufhören stellten. Zum ersten Mal war ein Mann nach Italien gekommen, der nicht wie soundsoviele Maler und Dichter vor ihm, auch Goethe, sich selbst suchte, sich selbst verwirklichen oder entwickeln, über s e i n Schaffen Klarheit finden wollte. Gregorovius suchte das Land, die Leute, i h r Leben in ihrer Umwelt, ihre Geschichte, ihre Träume, ihren Geist, ihre Dichtung. Er hatte offene Augen für alles. Und auch in Italien selbst war er der letzte Reisende, der noch das Unzerstörte, das Gewachsene fand. Nach ihm begann die moderne Zeit, die Romantik war endgültig vorbei.

Er sammelte, fing ein und breitete aus. Aufsatz um Aufsatz flog nach Deutschland, ähnlich wie es mit dem „Korsika“-Text gegangen war, der zunächst in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ in Einzelstücken erschienen war. Nun schrieb Gregorovius auch für die „Königsberger Hartungsche Zeitung“, für das „Ausland“, die „Allgemeine Monatsschrift“, die „Hausblätter“, die „Blätter für literarische Unterhaltung“ und das „Deutsche Museum“ sowie das „Morgenblatt für gebildete Leser“.

Was er daraus dann zusammenstellte bzw. unter gründlicher Umarbeitung neu gestaltete, ist ein wahres Kompendium für die deutschen Italienreisenden bis in die Gegenwart geworden. Und es gibt immer noch Neuauflagen, wenigstens von Teilen daraus. Gemeint sind die zwischen 1856 und 1877 im Verlag F.A. Brockhaus (Cotta, der „Korsika“ in Verlag genommen, hatte abgelehnt) herausgegebenen fünf Bände der „**Wanderjahre in Italien**“.

Um den Reichtum des Inhaltes anzudeuten, mag es genügen, den Inhalt aufzuzählen. Die Aufzählung der einzelnen Stücke wird auch heute noch den Kenner wie den Neuling veranlassen, vor der Italienreise außer einem guten Reiseführer (möglichst einem alten Baedeker), Jakob Burckhardts „Cicerone“ und die „Wanderjahre“ von Gregorovius zu studieren, hinterher aber noch einmal, um den Genuß der Erinnerung zu erhöhen. Daß alle diese Bücher veraltet sind, darf nicht abschrecken. Das Nötige über Unterkunft und Verpflegung, Eintrittspreise etc., dazu die zehn Brocken Allerweltsitalienisch sind in jedem kleinen Autoführer zu lesen.

-----

*Das also ist der Inhalt der „Wanderjahre in Italien“:*

#### Band I **Figuren**

Elba, Der Ghetto und die Juden in Rom, Idyllen vom Lateinischen Ufer (quasi ein Gegenstück zu den Sommeridyllen vom samländischen Ufer). Das Kap der Circe, Römische Figuren, San Marco in Florenz, Toskanische Melodien. Die Insel Capri (wie eh und je das Glanzstück der Sammlung).

#### Band II **Lateinische Sommer**

Subiaco, Aus der Campagna von Rom, Aus den Bergen der Herniker, Aus den Bergen der Volsker, Von den Ufern des Liris, Die römischen Poeten der Gegenwart, Avignon

#### Band III **Siciliana**

Neapel, Palermo, Agrigent, Syrakus, Die sizilianischen Volkslieder, Neapel und Sizilien vom Jahre 1830 bis 1852.

## Band IV Von Ravenna bis Mentana

Ravenna, Streifzug durch die Sabina und Umbrien, Das Reich - Rom und Deutschland, Das Schloß der Orsini in Bracciano, Der König der Freischaren um Rom, Eine Pfingstwoche in den Abruzzen.

## Band V Apulische Landschaften

Lucera, Der Erzengel auf den Berge Garganus, Castel del Monte, Tarent.

\*

Man muß bedenken, daß diese fünf Bände nicht (wörtlich genommen) „er-fahren“ wurden, sondern **“erwandert“** sind. Gregorovius war gut zu Fuß bis ins Alter, ein guter Schwimmer und - wenn er auch kein Sportler in unserem Sinne gewesen ist außerordentlich leistungsfähig. Nur ein durch und durch gesunder Mensch konnte die Riesenarbeit seiner Schreibearbeit leisten. Dazu ist noch zu bemerken, daß er ja zum größten Teil keine leichten Plaudereien verfaßte, also nicht sozusagen mit der linken Hand schrieb, sondern aus Tausenden von alten Akten, aus Handschriften und Büchern den damals noch völlig unerschlossenen Stoff der Italienkunde erarbeiten mußte. War dies schon bei den „Wanderjahren“ so, bei seinem Hauptwerk, der „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter“ stieg die Vorarbeit ins Unmessbare. Hätte der Verfasser nicht einen Blick dafür gehabt, was wichtig und richtig ist, wäre er ohne seine „starke dichterische Ergänzungsgabe“ vor dieses Werk gestellt worden, er hätte nie auch nur einen bescheidenen Bruchteil seiner Leistung vorzulegen vermocht.

Daß er Zeit fand, sozusagen nebenher zahlreiche Briefwechsel zu führen und vielfachen geselligen Verkehr zu pflegen, läßt darauf schließen, daß Gregorovius außerordentlich regelmäßig lebte. Mitten im Ringen um die Geschichte Roms machte er eine kleine Gabe für seinen Freund, den Grafen Paolo Perez, für den Druck fertig: **„Euphorion, eine Dichtung aus Pompeji in vier Gesängen“** (1858).

Sie knüpft an den Untergang der Städte am Vesuv im Jahre 70 an und geht aus von einem wirklich ausgegrabenen Kandelaber, der noch heute im Museum von Pompeji zu sehen ist. In freier Erfindung, ohne jede Anlehnung an den berühmten Roman „Die letzten Tage von Pompeji“ von Bulwer, gestaltet Gregorovius in seinem kleinen Werk die Liebesgeschichte jenes (erfundenen) Sklaven Euphorion, der den Kandelaber geschaffen hat. Es wurde die am meisten gelesene und nachgedruckte Dichtung aus seiner Feder, und Gregorovius schreibt selbst an den Verleger Brockhaus: „Dies ist mir das Liebste, was ich geschrieben habe, und das Reinste in der Form.“

## Das Lebenswerk

1854 - 1871

Ein rundes Jahrhundert vor Gregorovius hatte der Engländer Edward Gibbon vom Kapitol aus die Stadt Rom zu seinen Füßen gesehen, und die Trümmer des Forums waren der Anstoß geworden für sein großes Geschichtswerk über das Sinken und Fallen des römischen Reiches.

Auch der noch um seine Anerkennung ringende 33jährige Neidenburger hatte eines Tages einen Blick auf die Hauptstadt Italiens, den Mittelpunkt des römischen Weltreiches, getan und einen Antrieb erfahren. Am 3. Oktober 1854, fast auf den Tag zwei Jahre nach seiner Ankunft, notiert er in sein Tagebuch, er beabsichtige, die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter zu schreiben.

„Ich faßte“, heißt es weiter, „den Gedanken dazu, ergriffen vom Anblick der Stadt, wie sich dieselbe von der Inselbrücke S. Bartolomeo darstellt. Ich muß etwas Großes unternehmen, was meinem Leben Inhalt gäbe.“

Und er fing auch sogleich an, Material zu sammeln. Die eigentlichen Vorstudien setzten im Herbst 1855 ein. Von da an riß der Strom der ungeheuerlichen Bemühung nicht mehr ab. Es gab nur Pausen, um andere Veröffentlichungen vor der zweiten Auflage zu überprüfen und zu verbessern, um Sammelbände zu edieren oder etwas „zur Erholung“ zu schreiben. An seinem 50. Geburtstag schloß Gregorovius das Werk ab.

Er schreibt: „Ich habe siebzehn lange Jahre daran gewandt, die ganze Lebensepoche, worin eines denkenden und wirkenden Menschen Kräfte ihre Höhe und Summe erreichen. Wenn daher irgend eines Autors Werk auch dessen eigene Geschichte sein darf, so müßte das meinige dies sein.“

In den nachrömischen Tagebüchern ist ein weiterer Gedankengang aufgenommen:

„Ich habe mein Werk nicht um einen Lohn von irgendwelcher Seite her verfaßt. Ich schrieb es um meiner selbst und des Gegenstandes willen, von dem ich mit einer leidenschaftlichen Glut erfüllt war. Ich habe nicht rechts noch links gesehen - ich war selbst ganz darin, und es war mein Leben, was ich darin niederlegte. Ich tat es auch nicht um der abstrakten Wissenschaft willen; diese als solche hat mich stets kalt gelassen; ich habe sie nie um ihrer selbst willen geliebt; mein Verhältnis zu ihr war stets ein persönliches und künstlerisches. Arbeiten nur um der Arbeit willen habe ich nie vermocht! Der wissenschaftliche Stoff hat für mich nur Bedeutung als Material für die gestaltende Idee. Mein Verhältnis zu dem ungeheuren Stoff, welcher, „Rom im Mittelalter“, heißt, war vollkommen das zu Pompeji in bezug auf das Gedicht „Euphorion“. Dieses entstand, weil sich der pompejanische Kandelaber in meiner Seele mit idealer Kraft abspiegelte; so wäre auch die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter nicht entstanden, wenn nicht eines Tages auf der Brücke (zur Tiberinsel) das bezaubernde Idealbild Roms sich in meinem Innern abgespiegelt hätte. Solche Vorgänge sind künstlerischer Natur. Die Pedanten in Deutschland, unter welche ich viele namhafte Kathederprofessoren, selbst Ranke, Mommsen und Giesebrecht zählen darf, haben das sehr wohl herausgefunden. Keiner von ihnen läßt mich gelten. Sie haben von ihrem Katheder aus vollkommen recht. Ich selbst habe mich nie unter die Gelehrten gezählt. Aber ich bin zufrieden, ein römisches Epos verfaßt zu haben, welches doch auf dem festen Grunde der umfassendsten und gediegensten Studien in den Archiven ruht. Vielleicht wird sich an ihm der Ausspruch Wilhelm von Humboldts bewahrheiten, daß nur der ein lebendiges Geschichtswerk schreiben kann, welcher die Gabe des Dichters besitzt.“

Als Gregorovius ans Werk ging, sagte ihm Emil Braun, der Sekretär des Archäologischen Instituts, rundheraus: „Dies ist ein Versuch, an dem jeder scheitern muß.“ Er blieb trotzdem dabei ... obwohl er sich selbst eingestand, daß er sich auf einen Ozean gewagt habe, allein, ohne Hilfsmittel wissenschaftlicher wie finanzieller Art. Erst als Gregorovius seinem Freund, dem Staatssekretär Hermann von Thile, in einem Brief vom Jahre 1858 melden konnte, daß ihm der Verlag Cotta 600 Taler pro Band zahlen wolle, war er, was die Finanzen angeht, überm Berg. Aber noch immer fiel es ihm schwer, das notwendige Rüstzeug zu beschaffen, Nachschlagewerke u. dgl. Die Mühsal der „Kohlenhauerarbeit“ in den Bergen von Papier aus den Archiven der Fürsten Colonna, Orsini und Caetani in der Vatikanischen Bibliothek, in Dutzenden von weiteren Sammlungen, „in den zahlreichen Archiven und Bibliotheken Italiens von Verona bis Palermo“ (J. H.). Die wichtigste Sammlung, das Vatikanische Archiv, war damals noch nicht freigegeben. So mußte sich Gregorovius manches mühselig zusammenbauen, was er dort klar und einfach hätte finden können.

Aus der „geistigen Trunkenheit“, mit der er sich über den Stoff hergemacht hatte, war er nach fünf Monaten schon zu einer Erschöpfung erwacht, die ihn so niederdrückte, daß er kaum noch vegetierte. Er schrieb sein Testament. Aber als er es schrieb, erhob sich der Genius schon wieder mit neuen Flügelschlägen. Das Ziel schien weiter denn je fortgerückt, aber der Wille, es doch zu erreichen, war nur noch mehr gewachsen.

„Die Geschichte der Stadt Rom steht in meinen Nächten über mir wie ein fernes Gestirn. Soll mir das Schicksal doch verstatten, sie zu vollenden, so würde kein Leid groß genug sein, daß ich es nicht standhaft ertrüge.“ (Tagebuch - 24. 3. 1856). Manchmal meinte der eifrig Schreibende, er arbeite nicht an seinem Opus magnum, am Lebenswerk, sondern am eigenen Untergang, an der Selbstvernichtung, „an dem Schluß meines Lebens“. Vor Bäumen sah er den Wald oft nicht mehr (für den ersten Band allein hat Gregorovius 400 Geschichtswerke gelesen). „Manchmal läßt sich Rom gar nicht sehen. Es deckt sich vor dem innern Sinne zu.“

Aber schließlich war es soweit. Die Ausführung begann. „Dieses Werk von Gottes Gnaden“, wie er es selbst nannte, wurde niedergeschrieben.

Unterm 12. November 1856 lesen wir im Tagebuch, als wär's für eine Königsurkunde:

„Heute um 9 Uhr des Morgens habe ich den ersten Band der Geschichte Roms im Mittelalter zu schreiben angefangen, im 5. Jahr meines Aufenthalts in Rom, meines Lebens im 35., im 11. Jahre des Papstes Pius IX.“

Mit dem gleichen Datum: „Nachdem ich nachmittags die Feder weggelegt hatte, ging ich auf das Forum. Es regnete, dann ward es klar. Da sah ich im Kolosseum das herrlichste Wolkenphänomen bei untergehender Sonne. Es ergoß sich ein Purpurstrom über die Ruinen des Palatin, das Amphitheater stand im magischen Brande. Ich hatte eine weihevollen Stunde, und so kam ich heiter zurück.“

Anderthalb Jahrzehnte später ist das Lebenswerk vollbracht. „Da meine Arbeit endigt, blüht Rom für mich ab. Ich gehe in den Straßen umher, auf den Spuren meiner Leidenschaft und Begeisterung, fühle diese nicht mehr, und mir ist, als schauten alle diese einst so begierig von mir durchforschten Monumente geisterhaft tot auf mich herab. Donna Ersilia, der ich sagte, daß ich Rom verlassen wollte, nannte mich undankbar, da Rom die Heimat meiner Arbeiten und die Quelle meines Ruhmes sei. Wohl, Rom verlassen heißt für mich von meinem wahren Leben Abschied nehmen. Doch diese Epoche schließt sich einmal.“

Am 19. Januar 1871 hat er die letzten Seiten geschrieben. Doch erst ein volles Jahr später schloß er mit dem Wort „Finis“ die Arbeit wirklich ab. Wir dürfen fortsetzen nach dem Beispiel seines feierlichen Anfangs: „im 20. Jahr seiner römischen Zeit, seines Lebens im 51., im 26. Jahr des Papstes Pius IX.“

Zeitlich fiel die Krönung des Werkes mit dem Ende der weltlichen Herrschaft des Papstes, mit dem Ende des ersten vatikanischen Konzils und mit dem Triumph der preußischen Monarchie zusammen. Hier Untergang, dort Aufstieg, und oft waren beide im gleichen Ereignis beschlossen. Gregorovius wußte viel davon. Das Jahrtausend, das er darstellte, umfaßte die Weltzeit des Mittelalters in ihrer ganzen Größe, aber sie begann und endete für die Stadt Rom mit Katastrophen: mit der Eroberung und Zerstörung in der Völkerwanderung und der Plünderung durch kaiserliche Landsknechte im Mai 1527.

So mußte der Schilderer dieses riesigen Panoramas Siege zugleich als Zusammenbrüche darstellen und in der Vernichtung den Keim der Größe zeigen: Untergang bedeutete Auferstehung, Hoch-Zeit war Tod, Schmach zugleich Größe.

Georg Freiherr von Cotta hatte bei den Verhandlungen anno 1858 über den Verlagsvertrag vorgeschlagen, das Opus auf vier Bände zu kürzen. Gregorovius setzte sich dagegen zur Wehr und bestand auf sechs Bänden. Soviel waren ursprünglich veranschlagt. Er wußte damals noch nicht, daß er schon nach fünf Jahren bei den Nachfolgern des inzwischen verstorbenen Verlegers für den Umfang seines Werkes um eine Erhöhung auf sieben und schließlich auf acht Bände nachsuchen mußte. Und auch mit der zunächst vorgesehenen sechsjährigen Erscheinungszeit kam er nicht aus. Nun saß er im Berg und mußte sich durchbeißen. Mit der Zähigkeit des Ostpreußen stand er die dreifache Zeit durch und brachte seine „Ernte“ in die Scheunen.

Er mußte sich ein paar Mal zwischendurch von der „Wut das Arbeitens“ erholen. 1860 konnte er es sich leisten, eine größere Reise in die Heimat zu unternehmen. Er weilte in Heiden (Kanton Appenzell) bei Hermann von Thile, dem er elf Jahre später als erstem die Vollendung des Lebenswerkes mitteilte, in Stuttgart bei Baron Cotta, den er das erste und letzte Mal sah, fuhr nach Augsburg, Nürnberg (in das „Florenz von Deutschland“), Leipzig, Berlin, nach Dirschau und Danzig, besuchte Königsberg und Insterburg, wo die Stiefmutter und die verwitwete Halbschwester Ottilie lebten.

„Ich bin“, schreibt er, „fünf Tage in Insterburg geblieben. Die Schwester fand ich krank und die Stiefmutter leidend. Alles verändert. Von meines Vaters Welt wankt hier nur noch ein Schatten, doch auch in ihm ist noch Wärme genug.“

Er hatte seine Brüder Rudolf und Julius gesehen, seinen Geschichtslehrer Hamann, jetzt Gymnasialdirektor in Gumbinnen, wo Gregorovius für die Herstellung des Grabes seines toten Oheims sorgte. Er besuchte Goldap, war in Nordenthal, wo jene Pauline Hillmann lebte, die er noch im April in Rom gesehen hatte. Und dann zog es ihn wieder fort.

Über Königsberg, wo er Karl Rosenkranz traf, der ihm einst die ersten Lektionen im klaren Denken und Darstellen gegeben, weiter über Berlin, Heidelberg, Straßburg erreichte er Avignon und schließlich Rom.

Kein Wort von Neidenburg. Hat er die Vaterstadt nicht besucht?

Ein Jahr zuvor hatte ihn doch in Monte Cassino ein Zimmergewölbe an das „väterliche Schloß“ erinnert, Und in den ersten Tagen auf heimatlichem Boden war ihm doch der vertraute Klang der Sprache wieder aufgegangen. „Die Menschen sind hier alle freundlich und gut, und ich fühle mich ganz glücklich in der Heimat.“ Es war eine Wohltat, wieder unter bekannten Gesichtern zu sein, das Rad der Zeit wurde plötzlich zehn und zwanzig Jahre zurückgedreht. Er durfte wieder der junge Ferdinand sein.

Daß Gregorovius nichts über Neidenburg berichtet, hat wohl seinen besonderen Grund. Er hat das Erlebnis in Versen geformt. Das Gedicht heißt „Kinderhimmel“:

„Lagst du je auf grünem Hügel in der lieben Kinderzeit, wo die Welt so weit, so weit, und der Sinn hat Schwalbenflügel ?

Um dich her die Blumendolden, Felder, die in Ähren gehn, und, so hoch die Blicke gehn, über dir der Himmel golden!“

Spätere Reisen führten ihn nach Genf und Lausanne, nach Ferney und ins Engadin, auch an den Bodensee und nach München, wo er beschloß, was er erst zehn Jahre später ausführen konnte: hier seinen Wohnsitz zu nehmen.

Aus dem Gedicht auf das Wahrzeichen der Heimat

### **Schloß Neidenburg**

**18. September 1865**

Die alte Burg der Neide, der Heimat Stolz und Freude, sie will ich preisen hoch.  
Ich bin aus ihrem Turme, ein Falk, der sich im Sturme ins weite Land verflog.  
Die Türme, die da ragen aus alten Rittertagen so fest und trutziglich,  
Sie waren meine Meister die deutschen Heldengeister, die einst erzogen mich.  
Ein ahnend Weltbesinnen war's, das von jenen Zinnen mir in die Seele floß;  
Was ich gesagt, gesungen hat sich hervorgeschwungen aus dir, du Vaterschloß!

Seine mehreren Aufenthalte in Traunstein weisen auf etwas hin, was auf den ersten Blick überrascht, aber seinem ganzen Wesen entspricht. Er schreibt an die Gräfin Lovatelli: „Ohne den Ort überhaupt zu kennen, wählte ich ihn nur wegen seines Namens zu meinem Aufenthalte: Traunstein, das, wie Sie wohl verstehen werden, soviel bedeutet wie Stein des Vertrauens. In der Tat, in meinem ganzen Leben habe ich mich immer den Göttern und den Menschen anvertraut, und um die Wahrheit zu sagen — ich hatte dies selten zu bereuen.“

In diesem Traunstein nun findet Gregorovius eine Schrift in vergoldeten Buchstaben auf dem Turmgesims einer Kirche. Sie lautet: PER ARDUA AD ASTRA — „Nur auf steilen Pfaden geht es zu den Sternen empor“.

„Hier haben Sie“, schreibt er an die Gräfin, „das wahre Motto für das Leben eines jeden, der sich abmüht und mit der Welt und sich selber kämpft.“ Dieser Inschrift wegen ist Gregorovius wieder und wieder nach Traunstein zurückgekommen. — Ähnliche Zufälle und Vorbedeutungen hat er gewiß viele erlebt. Nur sind sie nicht alle bekannt. Vor der Reise nach Rom hat Gregorovius kein Tagebuch geführt, und was er in den ersten Jahrzehnten seines Lebens dachte, brauchte er auch nicht in Briefen festzuhalten. Alle, denen er es hätte erzählen wollen, lebten in seiner Nähe. Aber mit dem Beginn der römischen Zeit schreibt er jedes „Omen“ auf.

Als der künftige Geschichtsschreiber der Stadt Rom in die Ewige Stadt einfuhr, war es der Tag des Schutzengelfestes, der 2. Oktober 1852. Gregorovius glaubte nicht an Schutzengel, aber er nahm es als gutes Vorzeichen, als es ihm der Kutscher sagte. Hätte er gewußt, daß das Schutzengelfest im Jahre 1667 von Papst Klemens IX. auf Bitten des Kaisers Leopold I. eingeführt wurde, er wäre sicher schon an diesem ersten Tag an die Arbeit gegangen, einen mit geschichtlichen Daten reich gespickten Aufsatz zu schreiben. Die zweite gute Vorbedeutung dieses für ihn und für die Literatur wichtigen Tages war, daß sein erstes Quartier in der Via Felice lag. — Es war wirklich eine Glücksstraße, auf die er da geraten war. Später zog er in die Via della Purificazione Nr. 63 zu der Signora Marzia Pellicani und nach der Rückkehr von der Fahrt in die Heimat zu einem Bildhauer Mayer in die Gregoriana Nr. 13. Und hier war das Omen schon fast handgreiflich. Seine Freunde haben oft gescherzt, wenn er einmal berühmt sei, brauche man nur zwei Buchstaben mehr zu schreiben, und schon sei die Straße, wo er wohnte, als er sein Werk zum Höhepunkt und Abschluß führte, nach ihm benannt.

Die Berühmtheit kam und die Ehre kam. Aber es kam auch die bittere Enttäuschung daß seine „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter“ am 5. Februar 1874 auf die Liste der verbotenen Bücher gesetzt wurde. Er ahnte seit vier Jahren, daß das kommen konnte, und

wußte auch, warum: seine gegen den Kirchenstaat gerichteten Äußerungen waren so deutlich und offen gesprochen worden, daß sie verstanden wurden. Nun war der Kirchenstaat verschwunden (September 1870, Januar 1871), und es hätte nichts mehr zu geschehen brauchen.

Aber zum Glück und zum Unglück beschloß am 13. Juli 1872 der Rat von Rom, die italienische Übersetzung der Geschichte der Stadt von Gregorovius sicherzustellen. In Preußen hatte der Kulturkampf begonnen, die große Auseinandersetzung zwischen Staat und Kirche. Daß Gregorovius auf Empfehlung Alexander von Humboldts eine staatliche Unterstützung zur Vollendung seines Lebenswerkes erhielt, wußte man — also wurde der schon lange aufgelegte Pfeil abgedrückt. Er traf den Sack, aber man meinte den Esel. Daß die Katholiken in der überwiegenden Zahl anders dachten als einige enge Herzen, beweisen nicht nur die Urteile von Franz Herwig und Gertrud von le Fort, die Johannes König anführt, sondern auch jener Abbate Pressutti, von dem Paul Kehr, der damalige Direktor des Deutschen Historischen Instituts in Rom, erzählt: er sagte von Gregorovius, das sei „uno dei nostri“, einer von uns gewesen.

Die Zeit heilte jene kleine Wunde, die übrigens dem Werk mehr genützt als geschadet hat. Und zwei Jahre nach dem Verbot wurde Gregorovius auf Antrag von Don Agosto Ruspoli am 8. Mai 1876 als erstem deutschem Protestanten das Ehrenbürgerrecht verliehen. Er stattete seinen Dank dafür mit einem Aufsatz über „Römische Bürgerbriefe seit dem Mittelalter“ ab, der zusammen mit der Abhandlung „Ambrosius Gumpfenbergs Augenzeugenbericht vom Sacco di Roma“, einer deutschen Urkunde über die Eroberung Roms durch die kaiserliche Armee Karls V. im Jahre 1527, später in der dreibändigen Ausgabe der „**Kleinen Schriften**“ (1887 bis 1892) abgedruckt wurde.

Wo gehobelt wird, fallen Späne ab. In der Werkstatt der Via Gregor(ov)iana fielen sie dutzendweise. Bis auf wenige sind sie alle bekannt und biographisch ausgewertet. Manche größeren aber haben es geradezu zur Berühmtheit gebracht.

Das gilt für den Prolog zur Geschichte Roms im Mittelalter, nämlich die großartige kunstgeschichtliche Arbeit über „Die Grabdenkmäler der Päpste, Marksteine der Geschichte des Papsttums“ (1857). Darin beschrieb Gregorovius die Papstgräber und gab die Versinschriften in ausgezeichneter Übersetzung wieder; das Ganze aber war ein anschaulicher Gang durch die Geschichte der römischen Kirche.

Der Epilog wurde eine Huldigung, genauer gesagt: die Ehrenrettung einer Frau. Es handelt sich um die 1874 erschienene Biographie der **Lucrezia Borgia**, die Gregorovius bereits im siebten Band seines großen Werkes ausführlich gewürdigt und im Umriß gezeichnet hatte. Er konnte im Jahre 1868 Quellenmaterial finden, das auf die Geschichte der Borgia-Familie neues Licht warf. Müde von der Titanenarbeit, die in 22 Jahren 20 Bände hervorgebracht hatte, „erholte“ er sich mit dem 21. Band, eben dieser Biographie.

Es ist der Versuch, die „unseligste Frauengestalt der modernen Geschichte“ schonend zu beurteilen, und Gregorovius glaubte Grund zu haben, seine Beweise für „unanfechtbar“ halten zu dürfen. Er wollte den mit Giftphiole und Dolch hingestellten „Schatten“ der Lucrezia, den Legendenspuk der angeblichen Furie, auf ein menschliches Maß bringen. Es ist ihm gelungen.

Das Buch erlebte wegen des Interesses, das die Tochter Alexanders VI. immer fand und finden wird, zahlreiche Auflagen bis in die Gegenwart. Ja, es erging selbst dem Verfasser so, daß schon die zweite Auflage nötig war, ehe er auch nur ein einziges gedrucktes Exemplar seiner Schrift gesehen hatte. Dabei war und ist es kein leichtes Buch, obwohl es sehr gut geschrieben ist. Trotzdem, obgleich es Intelligenz voraussetzt und den Willen,



sogar einen Urkunden-Anhang zu studieren, diese Darstellung kann Mut machen, sich auch an die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter zu machen.

Der Hinweis auf die Späne muß ergänzt werden durch die Nennung von Liegegebliebenem, Unfertigem, Aufgegebenem.

„Ein schöner Traum“, wie Hönig schreibt, blieb die geplante Geschichte des Dreißigjährigen Krieges. (Ein halbes Jahrhundert später hat Ricarda Huch sie geschrieben.) Es ist nur ein Fragment daraus in jenes Buch hineingewachsen, das dem Verfasser besonders in Deutschland so viele Angriffe eingebracht hat, in die Darstellung eines Papstes: „**Urban VIII.**“ (1879): Darin ist die These verfochten, daß der Vatikan auch einmal aufseiten der Protestanten sein konnte (in diesem Fall auf der Seite Gustav Adolfs), wenn der deutsche Kaiser oder die Spanier ihm zu mächtig wurden.

Vielleicht ist es zu verschmerzen, daß Gregorovius den „großen Krieg in Deutschland“ (1618 bis 1648) nicht beschrieb. Aber ein Jammer bleibt es, daß er keine Geschichte Venedigs verfaßt hat. Der kurze Aufenthalt in der Lagunenstadt, als er 1852 nach Italien kam, hat ihm den ersten Gedanken daran eingegeben. Ein Jahr später („Korsika“ war untergebracht, Gregorovius erholte sich auf Capri) notierte er: „Ich will nicht eher Deutschland wieder betreten, bis ich mit Schätzen reich beladen heimkehren kann. Und ich meine, die Götter schenken mir noch eine Geschichte von Venedig.“ 1854 wußte er dann, daß es nichts werden konnte, obwohl er noch in diesem Jahr seinen Wohnsitz nach Venedig verlegen wollte. Damals spukte auch noch eine „Physiognomik der römischen Kaiserporträts“ in seinen Ideen herum.

Am meisten zu bedauern bleibt, daß nichts aus dem Vorhaben wurde, zusammen mit dem Zeichner Karl Lindemann ein „Hohenstaufen-Album“ herauszubringen. Das Preußische Historische Institut in Rom hat viel später den Plan aufgegriffen und wenigstens für Unteritalien 1922 abgeschlossen.

Beim Durchblättern der „Tagebücher“ tauchen viele Gestalten und Landschaften, Ereignisse und Monumente auf, die man gern von Gregorovius dargestellt sähe. In diesem Gedanken liegt mehr Undankbarkeit als Wertschätzung, denn er verkleinert das, was Gregorovius geleistet hat. Angesichts der Fülle von Eindrücken gehen gerade bei ihm viele der schönsten verloren.

Dies gilt auch für seine Gedichte. Viele seiner Verse sind geformtes eigenes Erleben, so die im Bornträger-Kreise entstandenen, oder der „Kinderhimmel“, „Schloß Neidenburg“ usw. Gedankendichtung im Sinne Schillers sind dann vor allem zwei Dichtungen der römischen Zeit, die besonderer Erwähnung wert sind.

„**Hermus**“ (1858), der Titel der einen, ist der Name des Schiffes, mit dem Gregorovius in der Nacht vom 28. zum 29. September jenes Jahres im Kanal von Elba unterwegs war. Es stieß mit dem französischen Dampfer „Aventin“ zusammen, und es fehlte nicht viel, dann wäre statt des anderen Schiffes die „Hermus“ gesunken und Gregorovius mit ihr. Er hat das Erlebnis als eine Aufforderung angesehen, sein Leben noch mehr den Ideen zu widmen und auf das Äußere zu verzichten.

Das Gedicht, das die Unglücksnacht schildert, ist im Anhang zu dem Briefwechsel mit Thile abgedruckt.

Das zweite hier zu nennende größere Gedicht trägt den Titel „**Ninfa**“ (1863) und schildert jene Stadt in den Bergen der Volsker, die nicht wie Pompeji im Aschenregen begraben wurde, sondern im Sumpf einst versank und jetzt unter Efeu, Gras und Blumen ein Märchenbuch der Natur lebendig werden läßt.

„Blumen wimmeln durch alle Straßen“, so hat der Dichter es in Prosa geschildert, „sie ziehen in Prozession nach den verfallenen Kirchen, sie klettern auf alle Türme, sie liegen lachend und kichernd in allen öden Fensterräumen...“ Und dann vergleicht er sie einzeln, graubärtige Disteln mit Mönchen, weiße Lilien mit frommen Nonnen, die roten „Fuchsschwänze“ mit verzauberten Sarazenen; Goldlack, Rosen, Malven, Kamille, Myrthe, Ginster, Lorbeer, Winde, .... alles verzauberte Menschen von damals.

Neben den eigenen Schöpfungen des poetischen Talents darf nicht vergessen werden die Übersetzungskunst des sprachgewandten Gregorovius. Ihre Ernte ist nicht klein. Hat er schon in Königsberg für Klara Bornträger das „Gastmahl“ des Plato übersetzt, später den zweiten Gesang einer griechischen „Cyprian-Legende“ und die „Elegie des Michael Akominatos“, dazwischen lateinische Inschriften, Verszeilen und Urkundenzitate in großer Zahl, so ist doch das eigentlich Bedeutungsvolle seiner Begabung auf diesem Gebiet erst mit den korsischen Totenklagen angedeutet, die im ersten Buch, das in Rom entstand, enthalten sind, und mit den **„Liedern des Giovanni Meli“** (1856), des größten in sizilianischer Mundart Dichtenden, der von 1740 bis 1815 gelebt hat. Diese Übersetzung war eine wirkliche Entdeckung, wenn sie auch damals nicht verstanden wurde. Es erging Gregorovius mit seiner Verskunst schlecht. Sie wurde erdrückt unter der Riesenlast der historischen Forschung. „...die Geschichte Roms legte sich . . . mit aller Macht auf meine kleinen Kräfte. Wenn man auf dem Felde, wo Kräuter wachsen, einen schweren Stein aufhebt, so findet man wohl unter ihm erdrückte blasse Pflanzenkeime. So ungefähr war das Schicksal meiner dichterischen Anlagen.“

Es war der gnadenreichste Irrtum, daß Gregorovius dies glauben durfte. Er hielt seine „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter“, mit der er den „Kathedrprofessoren“ auf wissenschaftlichem Gebiet nicht gegenüber treten wollte, für eine auf Quellenstudien aufgebaute Darstellung und hätte nie daran gedacht, sie eine Dichtung zu nennen. Einerseits weil er nicht bereit gewesen wäre, zuzugeben, daß die freie Phantasie auch nur die geringste Rolle darin gespielt habe (von seinem Standpunkt aus war es ja nicht der Fall) und den Begriff des Tatsachenromans, wie ihn unsere Zeit kennt, gab es vor achtzig und neunzig Jahren noch nicht), andererseits, weil das große Werk nicht in Versen geschrieben war. Heute wissen wir, daß es eine einzige große epische Leistung war, ein Heldengedicht wie das Nibelungenlied, die größte Saga, die das 19. Jahrhundert in deutscher Sprache der Welt geschenkt hat.

### **Wieder im Vaterland**

#### **Das Wunder der Altersarbeit**

Wenn der Betrachter die Worte des jetzt anerkannten und berühmten Neidenburgers, die er 1855 schrieb, zu Beginn dieses Abschnittes wiederholen will, muß er versichern, daß sie nicht ironisch gemeint sind. Damals, in einem Brief vom 22. August an Eduard Brockhaus, hieß es: „... daß ich im Frühjahr 1852 nach Italien ging, e i n e m n i c h t a b z u w e i s e n d e n Z u g e m e i n e r N a t u r f o l g e n d ...“ Jetzt, im Jahre 1874, war es wieder ein nicht abzuweisender Zug. Vermutlich derselbe, und das ist nicht einmal ein Widerspruch. Nicht geradezu und primitiv gesehen, der Zug zur Heimat, der Ruf der mütterlichen Erde, sonst hätte Gregorovius nach Königsberg gehen müssen. Nein, es war die Heimat der Arbeit. Er hatte früher München nicht leiden können, er wußte genug Städte und Städtchen, die ihm gefielen, aber es mußte München sein, als er aus Italien zurückkehrte.

Wegen der Bibliotheken und Archive, wegen der Mitgliedschaft in der „kb. Akademie“? Wegen der Nähe der Alpen, wegen der Luft? Wegen seiner Reisepläne Richtung

Griechenland und Orient? Weil er „heim“ wollte, aber nicht mehr nach Ostpreußen, und wenn, warum? Lauter Fragen, lauter Rätsel, und wir wissen wieder einmal nichts, außer wir nehmen an, es gab wirklich nur noch ein Zuhause im eigenen Innern. Wie schon gesagt, Gregorovius hatte in der Tat nur noch eine Heimat, das Schreiben, sein Inneres.

Und er wollte in Rom nicht alt werden, sich an der Stätte seines größten Triumphes nicht selbst überleben. Und als äußeren Grund konnte er, in jedem Fall glaubhaft, darauf hinweisen, daß er gern mit seinem Bruder Julius und der Schwester Ottilie zusammen wohnen möchte - in München.

Also wurden Koffer und Kisten gepackt. Gregorovius, seit 1865 korrespondierendes, seit 1871 auswärtiges Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, kehrte heim, und die Willkomm-Gabe war die ordentliche Mitgliedschaft (1875).

Er wohnte in der Barerstraße, zunächst nur damit beschäftigt, sich einzuleben. Mit neuer Arbeit wollte es nichts werden. Überanstrengt, noch nicht an das Klima gewöhnt, an den Föhn, an die Kost, sich zersplitternd in allerlei Plänen und Anregungen („Bibliothek deutscher Geschichte“), so ließ er zunächst die Zeit verstreichen ... und lernte Griechisch.

Aber dann wurde sozusagen planmäßig wieder begonnen. Zuerst kamen wieder kleine Arbeiten, Feder-Übungen: Aufsätze über die „**Villa Malta in Rom**“, Erinnerungen an den Freund Clemens August Alertz und dann, wohl eine seiner schönsten Schriften, die Einleitung zu den „**Briefen Alexanders von Humboldt an seinen Bruder Wilhelm**“ (1880). Diese Einleitung wurde später noch einmal in den „Kleinen Schriften“ abgedruckt. Gregorovius hat mit seinem Beitrag nicht nur eine Pflicht des Dankes für Förderung und Lob abgestattet, er hatte auch, die Lebensbilder dieser beiden Brüder zeichnend, noch einmal Gelegenheit, ein Stück Vergangenheit, das er aus eigenem Erleben kannte, festzuhalten.

Wie die künftige geistige Welt aussehen würde, hat er geahnt und mit einer einzigen Umrißlinie gekennzeichnet, wenn er von den Brüdern Humboldt sagt: „Nach Universalität des Wissens strebten sie beide; es war noch die Zeit für diese, wie in der Epoche Winckelmanns und jener des Leibniz und Bayle; mit den Humboldt aber ist sie zu Grabe gegangen. Heute hat die notwendige Arbeitsteilung den Stempel des Spezialfaches auf die Stirn und auf den Stil des Gelehrten gedrückt, und mit hochmütiger Einseitigkeit verachtet er meist das humane Talent, welches über das Fach hinausstrebt.“

Der nächste Schritt führte Gregorovius schon in eine Welt, der er wie der römischen ebenfalls ein großes Werk schuldig werden sollte, aber auch dieses blieb trotz seines Alters nicht aus.

Er hatte angefangen, in regelmäßigen Abständen größere Reisen zu unternehmen. Er besuchte Paris, er war in Österreich und in der Schweiz, er kam nach Jerusalem, Kairo, Konstantinopel, nach Sardes und an das Tote Meer, reiste nach Kopenhagen und Holland, und in Deutschland selbst gab es kaum noch eine größere Stadt, die er nicht kannte. Noch einmal sah er Sizilien, ein zweites Mal Athen, oftmals Rom, - kurz, er wurde zum Weltwanderer.

Aber er vergaß auch jetzt nicht, seine Ernte heimzuholen. Vom kleineren führte ihn die wieder erwachende Arbeitskraft zum größeren Ziel. So veröffentlichte er zunächst 1830 in der Zeitschrift „Unsere Zeit“ eine Landschaftsstudie, die später auch als Buch erschien: „**Korfu**“ (Verlag Brockhaus 1882)

Schließlich stieß Gregorovius (wieder) auf die Gestalt der schönen Athenais, die ihn schon in seiner Jugend beschäftigt hatte: da war ein Leben, romanhaft, dunkel - unerklärlich und faszinierend, die Geschichte einer Philosophentochter, schön und gescheit, in

Konstantinopel zum Christentum bekehrt und zur Kaiserin erhoben, bei ihrem Gatten verleumdet, zurückgezogen in Jerusalem lebend, an das Sterbebett des Kaisers gerufen, wieder in der Stadt Christi lebend, als Wohltäterin der Armen verehrt und von den Kundigen als Dichterin eines „Lebens Jesu“ und einer „Cyprians-Legende“.

Mußte diese märchenhafte Lebensgeschichte einen Mann wie Gregorovius nicht fesseln? Sie tat es so intensiv, daß die zweite seiner Frauenbiographien sein schönstes Buch unter den kleinen und sein größter Erfolg wurde: **„Athenais“** (1882).

Das machte ihm Mut, seine „Geschichte des römischen Kaisers Hadrian ...“ (1851) neu zu bearbeiten und unter dem Titel **„Der Kaiser Hadrian; Gemälde der römisch-hellenischen Welt zu seiner Zeit“** (1883) wieder herauszugeben.

Und dann ging er an die Fertigstellung seines großen Alterswerkes, des (kleineren) Gegenstückes zur Geschichte der Stadt Rom. Es erschien nach zehn Jahren Arbeit im Verlag Cotta als **„Geschichte der Stadt Athen im Mittelalter“** (1889). Wie die Biographie der Athenais, so kam auch dieses Werk einem Publikumsinteresse gerade im richtigen Augenblick entgegen. Am 27. Oktober 1889 nämlich heiratete die Kaisertochter Sophie den griechischen Kronprinzen Konstantin. Außerdem gab es in Bayern noch genug Teilnehmer des Zuges nach Nauplia, der Otto von Wittelsbach als König der Hellenen in sein Reich geleitet hatte (1833). Nicht wenige waren bis 1862 mit dem bayerischen Griechenherrscher in Athen geblieben.

Gewiß ist Athen im Mittelalter, ganz anders als Rom, ohne Bedeutung geblieben. Außerdem fehlt es, ganz anders als in Rom, an Quellenmaterial für diese Zeit, trotzdem ist das Werk lebendig und interessant. Was noch vor 20 Jahren als uninteressant gelten konnte, macht heute den Reiz des Buches aus: die zahlreich mitgeteilten genealogischen Aufstellungen, der Reichtum an Ereignissen und Geschichten, vor allem die Beziehung zu Byzanz in lebhafter Darstellung. — „Korfu“ sowohl wie „Athenais“ und „Geschichte der Stadt Athen im Mittelalter“ sind ins Neugriechische übersetzt worden, „Athenais“ außerdem ins Italienische und Englische.

Das war nun das große Alterswerk. Aber es war Gregorovius auch gegönnt, einen letzten weiten Überblick zu geben, ehe er zu schreiben aufhörte.

Am 15. November 1890, nicht ganz ein halbes Jahr vor seinem Tod, hielt er in der Bayerischen Akademie der Wissenschaften die Festrede „Die großen Monarchien oder die Weltreiche in der Geschichte“. Zum letzten Mal ging er da durch die historischen Räume, verglich, hob hervor, verwarf, urteilte und verteilte. Es war sein Testament, sein Abschied, der „als das Schlußresultat gewissermaßen seiner historischen Betrachtung unendlich an Interesse gewann, zugleich aber durch monumentale Auffassung, epigrammatische Kürze, lapidare Sprache tiefen Eindruck hinterließ“ (Simonsfeld).

Und so zeigt sich seinem Blick die Zukunft:

„Die Erde ist im Weltsystem nur ein mäßiger Planet; weil sie das ist, vermag sie der Menscheng Geist als Einheit zu umfassen. Hätte sie die Größe des Jupiter, so würde ihm das schwer möglich sein. Als vor drei Jahrhunderten die erste Weltumseglung gelang, war diese eine geschichtliche Großtat; heute ist die Reise um die Erde eine Vergnügungsfahrt, während der menschliche Gedanke auf elektrischen Drähten zu jeder Stunde die Welt umkreist. So verkleinern die ihm dienstbaren Kräfte der Natur immer mehr die Erde, und der Zweifel kann entstehen, wie nach der Entwicklung von Jahrtausenden dieser durch den Weltraum rollende Ball dem Menscheng Geiste noch genügen wird.

Die immer größere Gemeinsamkeit der Arbeit, des Wissens, der Künste, der sittlichen Gesetze gleicht die Völker aus, Die Philanthropie des 18. Jahrhunderts ist praktisch

geworden. Erst das 19. Jahrhundert hat den Altar des Mitleids öffentlich aufgerichtet. Jede moralische Erkenntnis ist, wie jede technische Vervollkommnung, ein Fortschritt der allgemeinen Menschheit und kosmopolitischer Natur. Der Weltzusammenhang ist aus den Regionen der Philosophie in das Gebiet des wirklichen Lebens übergetreten. — — — Als Gesetz der menschlichen Entwicklung erscheint das Fortschreiten zu immer größeren Verbindungen der Erdenvölker... Die Zukunft gehört den Zukünftigen an. Keine Sibylle entschleiert uns die Bahnen, welche die Menschheit nach uns gehen wird. Nur dies wissen wir, daß der „Menschengeist das Panorama der Welt mit jedem Tage großartiger und einheitlicher gestaltet, und daß jedes Wunder seiner Erfindungskraft eine unabsehbare Reihe kommender Wunder eröffnet“.

Von den zahlreichen Reden, die Gregorovius gehalten hat, ist nur diese eine, die letzte, die weiseste und schönste, erhalten geblieben. Das macht sie doppelt wertvoll. Sie war schon den Zeitgenossen von großer Bedeutung, und als ginge eine Ahnung um, daß dies sein Vermächtnis und nicht mehr viel Zeit sei, ihm Gutes zu tun, wurde er an seinem 70. Geburtstag (19. Januar 1891), den er in der Stille begehen wollte, mit Glückwünschen überschüttet.

Es war die letzte Freude, die er erleben konnte. Die Sorge um den kranken Bruder ließ ihn die alljährliche Frühlingsreise nach Rom auf den Herbst verschieben. Aber eine mächtige Hand verschob sie auf immer. Am 1. Mai 1891, abends 8.15 Uhr, erlag Gregorovius einer Gehirnhautentzündung.

Ein Telegramm meldete nach Rom:

E morto Ferdinando Gregorovius

Cittadino romano.

Die Nachricht ging an den Sindaco. Empfänger war Don Caetani, der Bruder der Gräfin Lovatelli.

Die Urne mit seiner Asche wurde zunächst in Beichlingen auf der Besitzung seines Freundes, des Grafen Werthern, in der dortigen Schloßkapelle beigesetzt. Nachdem das Denkmal für den Vater auf dem Schloßberg in Neidenburg von der Stadt errichtet worden war, wurde auch, was sterblich gewesen an Ferdinand Gregorovius, dort bestattet. Vor Jahren hatte er geschrieben:

„Ich werd' dich nimmer sehen, auf grünem Berg nicht stehen  
am dunkeln Eichenbaum, nicht sehn die Wolken reisen,  
die Schwalben dich umkreisen, wie sonst im Kindheitstraum.“

Nun war er doch heimgekehrt zur Burg der Jugend, zum Schloß, das der Vater wiedererrichtet hatte.

Seine Urne ist verschwunden. Aber Ferdinand Gregorovius ist immer noch in seiner Heimat, er lebt in unseren Herzen. - - -

## Vor 75 Jahren geschrieben

„Die Geschichte lehrt, daß Völker und Individuen nichts Großes vermögen, ohne es erkämpft zu haben. Aber die glänzenden Tugenden, welche der Krieg im Krieger erzeugt, bedeuten gar wenig im Vergleich zu den heroischen Größen und der Zahl jener, welche auf den unbemerkten Schlachtfeldern des sittlichen Lebens stündlich ausgeübt werden. Der Krieg ist deshalb nicht zur Erhöhung der menschlichen Natur notwendig.

Wenn ihn weder die Religion noch die Moral, noch die Arbeit des Menschengeschlechts abzuschaffen vermocht hat, so wird das vielleicht die Wissenschaft tun, denn diese steigert die Mittel der Vernichtung so hoch, daß die menschliche Natur ihnen keinen Widerstand mehr wird leisten, also nicht mehr mit solchen Mitteln wird kämpfen können.“

Rom, 22. Februar 1888

Ferdinand Gregorovius

!

\* \* \* \* \*

*Im ersten Heimatbrief, der die Rubrik „Köpfe der Heimat“ enthielt, in Heft-Nr. 17 von 1953, wurden folgende beiden Beiträge erfaßt:*

### **Maurermeister Emil Schulz**

#### **Ehrenbürger der Stadt Neidenburg**

Einhundert Jahre wäre am 28. August 1952 der Mann geworden, dessen Arbeitskraft weit über ein Menschenalter hinaus freiwillig dem Dienste unserer Heimatstadt Neidenburg gewidmet war.

Maurermeister Emil Schulz, einer alten Neidenburger Baugewerksfamilie entstammend, die bereits 1735 mit dem Ziegler Schulz auf der Burgfreiheit in den Kirchenbüchern erwähnt wurde, ist allen alten Neidenburgern als vorbildlicher Bürger in bester Erinnerung.

Sein späterer Ausspruch: Bis zum 50. Lebensjahr habe ich gelebt, um zu arbeiten, und dann habe ich gearbeitet, um zu leben, bezeichnet seinen Lebensinhalt.

Als junger Mensch schon mußte er nach dem frühzeitigen Tod seines Vaters, des Maurermeisters Eduard Schulz, zunächst gemeinsam mit seiner Mutter das väterliche Geschäft weiterführen. Seine Vermählung mit Clara Schwanke, die einer der angesehensten Familien des Neidenburger Großgrundbesitzes entstammte, zeigte bereits das Vertrauen, das ihm in jungen Jahren entgegengebracht wurde. Sein Betrieb entwickelte sich dank seiner Fachkenntnisse und seines Fleißes bald zum größten Baugeschäft im Kreise. Im Jahre 1878 wurde das Sägewerk und um 1900 die neue Ziegelei an der Hohensteiner Straße errichtet, die ständig erweitert und verbessert wurden

1914 beim Einmarsch der Russen verblieb Schulz mit seiner Gattin in der Heimatstadt und hat im Dienste der russischen Besatzungsmacht Hervorragendes zum Schutze der Obdachlosen und für die Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung geleistet. Mit dem Eisernen Kreuz wurde er bald für sein Wirken in dieser Zeit ausgezeichnet. Auch damals hat der Krieg von der Familie schwere Opfer gefordert. Zwei seiner Söhne kehrten nicht in die Heimat zurück.

In ungebrochener Schaffenskraft wurden die folgenden Jahre des verlorenen Krieges, die Wirren der Inflation und der Brand des Sägewerkes überstanden. Zur Leitung des großen Betriebes fand er in der Person seines Schwiegersohnes, des Holzkaufmanns Friedrich, eine kräftige Stütze.

Bereits mit 28 Jahren wurde Emil Schulz Stadtverordneter, später Stadtverordneten-Vorsteher und Beigeordneter. An der Entwicklung der Stadt ist er aus dieser Tätigkeit mit seinem Weitblick, seinen Anregungen maßgeblich beteiligt. Gaswerk und Wasserleitung, El-Stromversorgung, Schlachthof, Mädchen- und Knabenvolksschule, Forsthaus und Wiederaufforstung des Stadtwaldes sind in dieser Zeit aus seiner Initiative entstanden. Eine besondere Leistung und ein Zeugnis seiner Heimatliebe war der Wiederaufbau der kriegszerstörten Stadt nach 1914 mit dem Neubau des Rathauses und der evangelischen Kirche, für die er sich mit ganzer Kraft einsetzte. Eine Ehrentafel in der oberen Halle des Rathauses kündete auch hier von seinem Wirken und seinem 50jährigen Einsatz für seine Heimatstadt. Aus Anlaß seines 70. Geburtstages ließ ihm die Stadt am 28. August 1922 die schönste Ehrung zuteil werden, die sie zu verleihen hat: Sie ernannte ihn zu ihrem Ehrenbürger. Die Ehrenbürgerurkunde befindet sich noch heute im Besitz des noch einzigen lebenden Sohnes, des Landwirtes Erich Schulz. Die Benennung des Platzes in der Nähe seines Wohnhauses mit „Emil-Schulze-Platz“ sollte der Nachwelt Erinnerung an ihn sein. Die Tatsache, daß Emil Schulz ohne Unterbrechung 50 Jahre hindurch trotz der gewaltigsten politischen Schwankungen und Umkehrungen, die unser Vaterland in dieser Zeit durchgemacht hat, ununterbrochen den städtischen Körperschaften angehören konnte, zeigte, daß in einer Kleinstadt wie Neidenburg die Persönlichkeit und der Charakter des Menschen als ausschlaggebendes Moment für die Besetzung öffentlicher Ämter galt. Sie zeigte aber weiter, daß Emil Schulz eine solche überragende Persönlichkeit war, die sich allen Parteimeinungen und Widerständen zum Trotz einfach durch ihre charakterlichen Fähigkeiten und Eigenschaften überall die ihr gebührende Geltung verschaffte. Als Kreistagsabgeordneter war Emil Schulz ununterbrochen seit 1912 tätig. Seit 1921 gehörte er dem Kreis Ausschuß an. Sein lebhaftes Interesse an dem kirchlichen Leben Neidenburgs fand in seiner Zugehörigkeit zum Gemeindegemeinderat und später in der Wahl zum Kirchenältesten entsprechenden Ausdruck.

Eine große Rolle hatte Emil Schulz auch allezeit in dem stark entwickelten Vereinsleben unserer Stadt gespielt. So war er Mitbegründer und Ehrenvorsitzender der Freiwilligen Feuerwehr, die mit seiner Hilfe in den 80er Jahren gegründet und ausgerüstet wurde. Mit besonderer Treue und Liebe gehörte er der Neidenburger Schützengilde an, die er in jungen Jahren zu neuem Leben erweckte und die ihrem verdienstvollen Oberst aus Anlaß seiner 50jährigen Mitgliedschaft an seinem 75. Geburtstag an einem idyllischen Plätzchen inmitten des schönen Stadtwaldes einen würdigen Gedenkstein setzte. Als Vorsitzender der Baugewerksinnung war er mit dem Ehrentitel „Ehrenobermeister des Provinzialverbandes Deutscher Baumeister“ ausgezeichnet worden. Krankenkasse, Männerturnverein, Kriegerverein, Liedertafel rechneten ihn zu ihrem Ehrenmitglied resp. Ehrenvorsitzenden. Die Neidenburger Schloßbrauerei war seine Gründung.

Eine tiefe Trauer lag am 29. 7. 1932 über der ganzen Stadt, als die Nachricht von dem Ableben Emil Schulz' bekannt wurde, und unübersehbar waren die Menschenmassen, die am 2. August in der evangelischen Kirche von ihm Abschied nahmen und dann zum

Friedhof geleiteten. Eine Stadt nahm damals Abschied von einem ihrer besten Söhne. Eine neue Zeit brach an, und alle, die den Verstorbenen gekannt haben, wußten, daß die Vorsehung es auch hier gut mit ihm gemeint hatte.

Im Glauben an eine gesicherte Zukunft Deutschlands war er gestorben. Den Untergang seines Lebenswerkes und den Verlust seiner Heimat hat er nicht mehr zu erleben brauchen.  
Pf.

## **Herbert Oehrich**

### **Gutsbesitzer auf KleinTauersee**

gehörte zu jenen Menschen, die bei einer Geschichtsschreibung des Soldauer Ländchens mit zu Worte kommen müßten, wenn nicht Meuchelmord seinem Leben und Wirken ein Ende gesetzt hätte. Dieses Leben erlosch in einer Zeit, in der das Chaos über Deutschland brauste und in der Menschen seines Charakters dringend notwendig waren. Notwendig, um als Halt seiner Umgebung seiner Landsleute zu dienen und tröstend auf die Zukunft zu verweisen.

Wer war Herbert Oehrich? Für den alten eingeborenen Neidenburger, für den deutschen Menschen aus der Zeit der „Soldauer Polenzeit“ ein fester Begriff, für alle aber ein markanter Name, ein Name, der mit dem Deutschtum unlöslich verbunden war.

In Bialutten, jenem Gut und Dorf, das nach der Losreißung des Soldauer Gebietes vom Kreis Neidenburg Grenzort zwischen Deutschland und Polen wurde, groß geworden, übernahm er, nachdem er als Beamter auf der Begüterung seines Vaters tätig war, das Gut Klein Tauersee mit den Vorwerken Schreibersdorf und Heinrichsdorf. Durch intensive Bewirtschaftung und schon damals vorbildliche Meliorationen, die auch gute Voraussetzungen für eine gute Viehzucht boten, wurde KleinTauersee unter seiner Leitung bald ein Betrieb, der über die Grenzen unseres Kreises bekannt wurde. Der Waldbestand von Klein Tauersee, der durch planmäßige Aufforstung aufwärtsgetrieben wurde, paßte wunderbar in das Landschaftsbild dieser Begüterung. Jedoch erwachsen diesem geraden treudeutschen Manne z. Zt. der Besetzung der Polen unseres lieben Soldauer Ländchens, gerade wegen seines unbeugsamen Bekenntnisses zum Deutschtum, unsagbare Schwierigkeiten. Als Vertreter der deutschen Minderheit, durch seine Tätigkeit im Landbund und im deutschen Genossenschaftswesen war er ständigen Schikanen der Polen ausgesetzt. Er war es, der durch seine Tätigkeit als Vertrauensmann der Danziger Landschaftsbank, der damaligen Geldgeberin an deutsche Betriebe im Bezirk des Landbundes, sehr vielen Bauern zu Krediten verhalf und sie somit vor der Vertreibung von Haus und Hof bewahrte. Enteignungen und zweimalige Inhaftierungen 1920 und 1939 waren die Folgen seiner Unbeugsamkeit. Durch die Enteignungen verlor er Heinrichsdorf ganz, und auch die anderen Güter schrumpften sehr zusammen. Das letzte Mittel, das seine Unbeugsamkeit brechen sollte, war die Zwangsevakuierung im Frühjahr 1939 nach Wolhynien.

Auch diese Zeit überstand dieser willensstarke Mann, bis ihn deutsche Truppen befreiten und ihm die Rückkehr zu seiner Familie und seinem Klein Tauersee ermöglichten. Sich frei von Parteidingen haltend und dadurch erneute Schwierigkeiten auf sich nehmend, wirkte er in seinem Bezirk. Kirchenältester und Synodale des Kreises und des Landes, führend im Genossenschaftswesen, Berater in Jagdfragen und Träger öffentlicher Ämter in der Verwaltung sind weitere Beweise seiner Arbeit für die Heimat und ihre Bevölkerung. Als seine zwei Söhne in Rußland fielen, hätte man annehmen können, daß die Schicksalsschläge nun endlich einmal vorüber sein müßten. Die Vertreibung aus seiner



geliebten Heimat blieb ihm aber auch nicht erspart, und Mörderhand beendete auf dem Weg der Vertreibung in Pommern dieses Leben, das Leben eines deutschen Mannes.

W.

*In den Briefen bis (einschl.) Nr. 20 erschienen nachfolgende Beiträge:*

### **Paul und Eugenie Moeller, Adl. Borowo**

Wenn man vor der Vertreibung in Scharnau an der Skottau stand und den Blick über das Fließchen sandte, dann blieben die Augen an einer Landschaft hängen, die trotz gewaltsamer Loslösung von Deutschland deutsches Land geblieben war. Und, wer besinnlich war und die einzelnen Gehöfte betrachtete, fand, daß es den Polen nicht gelungen war, dieses deutsche Land restlos mit Polen zu durchsetzen, sondern, daß deutsche Menschen zäh und verbissen auf ihrer Scholle aushielten und damit die Stützen für das unterdrückte Deutschtum im ehemaligen deutschen Land wurden.

So lag, nun unter polnischer Hoheit, zwischen dem Stadtwald Soldau und dem nunmehrigen Grenzfließchen Skottau das Gut Adl. Borowo, bewohnt und bewirtschaftet von zwei Menschen, die sich trotz Drangsal und Nöten nicht hatten von ihrer Scholle trennen können und die zu allen Zeiten ihr Deutschtum bekundeten, solange bekundeten, bis dies ihre Todesursache wurde - das Gutsbesitzer-Ehepaar Paul und Eugenie. Paul Moeller, 1867 in Lodehnen, Kreis Mohrungen geboren, in Hohenstein, Ostpreußen, zur Schule gegangen und im gleichen Bezirk um und im Kreis Neidenburg als landwirtschaftlicher Lehrling und Beamter tätig gewesen, übernahm im Jahre 1899, in dem er auch heiratete, die von seinem Vater erworbene Wirtschaft Adl. Borowo bei Soldau. Die Wirtschaft war nicht so, wie er sich ursprünglich sein Eigentum vorgestellt hatte, und nur in zäher Arbeit gelang es, Schritt für Schritt vorwärtszukommen. Trotz seiner Mühen fand er aber noch Zeit, sich für seine Berufskollegen einzusetzen, und so finden wir ihn bei der Gründung der Brennerei-Genossenschaft in Scharnau unter den Mitgliedern, desgleichen bei der Gründung der Vereinsbank in Soldau. Die Molkerei-Genossenschaft in Scharnau wies ihn sogar 20 Jahre lang als Vorsitzenden auf. Als dann, ohne Abstimmung, gemäß dem Versailler Diktat, der Teil des Kreises Neidenburg an Polen abgetreten werden mußte, in dem auch seine Besetzung lag, wurde seine Scholle Grenzland. Es konnte eigentlich nicht anders sein, Paul Moeller und seine Frau wurden Vorkämpfer des Deutschtums. Dreimal wurde Paul Moeller ins Gefängnis geworfen, wirtschaftliche Schikanen und Anfeindungen politischer Art bedrohten das Ehepaar ständig, und doch, nichts konnte diese aufrechten Menschen von ihrem Deutschtum abbringen. Wie oft mag Moeller sehnsüchtige Blicke über die Skottau nach Scharnau gesandt haben, das deutsch geblieben war und dessen Bezirk er vorher jahrelang als Amtsvorsteher betreut hatte. Gerade diese Kraftholung wird es wohl gewesen sein, die ihn Verhöre und Haussuchungen überstehen ließ. So lief in ständigem Kampf um sein Deutschtum die Zeit ins Meer der Vergangenheit, bis das Jahr 1939 die entscheidende Wendung im bisherigen Leben der Familie Moeller brachte.

Am 3. Juni 1939, also bereits sieben Wochen vor dem Einmarsch der Deutschen in Polen, klopfte wieder die polnische Polizei an die Türen des Hauses der Familie Moeller. Über das, was anschließend geschah, lassen wir den Sohn, den einzigen Überlebenden von drei Kindern, Horst Moeller, berichten:

„Am 3. Juni 1939 wurden mein Vater und ich, ohne jeglichen Grund, von den Polen verhaftet und in die Zellen der Soldauer polnischen Wache eingesperrt. Am

darauflfolgenden Tag wurden wir durch die Stadt Soldau geföhrt und in das Gerichtsgefängnis eingeliefert. Dort verblieben wir, ohne daß uns der Grund der Verhaftung mitgeteilt wurde, bis zum 29. August 1939 in getrennten Zellen. Am 29. August ging es gefesselt per Bahn nach Warschau. Vom Bahnhof Praga mußten wir zu Fuß zum Ostbahnhof marschieren und wurden auf dem Wege dorthin vom polnischen Pöbel johlend mit Steinen und Ziegeln beworfen. Wir kamen dann ins Gefängnis Sielce. Am 13. September 1939 soll mein Vater entlassen worden sein, während ich den Gewaltmarsch nach Brest-Litowsk mitmachen mußte. Mein Vater hat noch ein Lebenszeichen nach Soldau gegeben, eingetroffen ist er jedoch bei meiner Mutter nicht mehr. Es muß daher angenommen werden, daß er unterwegs entweder aus Entkräftung gestorben ist oder daß er einem heimtückischen Anschlag zum Opfer gefallen ist.“

Nach der Verhaftung von Mann und Sohn verblieb Frau Moeller trotz Entzugs der Wirtschaftsföhrtung und Verbotes der Benutzung der Wohnung behelfsmäßig auf ihrem Besitz, obwohl sie trotz der 20jährigen polnischen Verwaltung des deutschen Soldauer Landes kein Wort polnisch sprechen gelernt hatte. In den Tagen, in denen ihr Mann und Sohn gefesselt nach Warschau gebracht wurden, erreichte auch sie der Ausweisungsbeftel nach Wolhynien. Hilfreiche deutsche Menschen versteckten sie aber, so daß sie 1939 nach Einmarsch der deutschen Truppen wieder nach Adl. Borowo zurück konnte, wo sie als 70jährige Frau versuchte, für den einzigen Sohn die Scholle zu erhalten.

Das blutige Drama des Neidenburger Grenzkreises umschloß im Jahre 1945 auch sie voll und ganz. Infolge ihres hohen Alters konnte sie die Flucht nicht mehr antreten, vielleicht wollte sie sich auch von ihrer Heimatscholle, auf der sie so viele Jahrzehnte gewirkt hatte, nicht trennen, und so traf sie das Schicksal, das so viele in der Heimat hatten erleiden müssen. Sie wurde drei Tage nach dem Einmarsch der Russen auf ihrem Gut Adl. Borowo bei Soldau hinterrücks erschossen.

Niemand und nichts gibt Kunde davon, wo ihre und ihres Lebensgeföhrtens sterblichen Hüllen der Erde übergeben wurden - Grenzerschicksal. W.

### **Gustav und Elise Balk, Billau**

Wenn ein Fremder vor Ausbruch des Krieges bzw. vor unserer Vertreibung aus der Heimat einen Neidenburger, ganz gleich, ob aus Kreis oder Stadt Neidenburg, nach bekannten Persönlichkeiten befragt hätte, dann wäre todsicher auch das Ehepaar Gutsbesitzer Balk aus Billau (Sbyluten) benannt worden. War es Schicksal oder war es Bestimmung, daß sich hier zwei Menschen gefunden hatten, die beide von ihren Aufgaben aus nicht nur beliebt, sondern auch hoch geschätzt und weit über die Grenzen des Kreises Neidenburg hinaus bekannt waren. Wenn im Rahmen der Biographien von diesem Ehepaar gesprochen wird, so ist das ein Beweis dafür, daß die Härte der Vertreibung auch die Eheleute Balk vernichtend getroffen hat.

Wer war das Ehepaar Balk? Gustav Balk ist am 30. August 1880 in Jodsen, Kreis Pillkallen, als Sohn des dortigen Gutsbesitzers Balk geboren. Obwohl eines Landwirts Sohn, ging sein Drang in die Welt, und sein Wunsch war es, nach Abschluß des Gymnasiums in Insterburg, die Schiffingenieurslaufbahn einzuschlagen. Dies scheiterte an der berüchtigten Seekrankheit, die ihn zum Aufgeben seines Berufes zwang. Nach Erlernung der Landwirtschaft sammelte er Kenntnisse auf vielen großen ostpreußischen Gütern und kam 1920 nach Sbyluten als Beamter. Das Gut gehörte Frau Michels, die er später ehelichte. Nach dem Ableben seiner Ehefrau heiratete Gustav Balk seine erste Liebe, Gewerbeoberlehrerin Elise Reimann, Tochter des verstorbenen Pfarrers Reimann aus Willuhnen, Kreis Pillkallen. Seine in der Ausbildung erworbenen Kenntnisse

verwendete Balk in seinem Betrieb und seine Ehefrau ihre Kenntnisse vorbildlich in der Wirtschaft. So war es unausbleiblich, daß ihr Rat und ihre Hilfe ständig gesucht wurden, zumal das gastfreie Haus Balk überall bekannt war. Dieses gemeinsame Wirken wurde unterstrichen durch persönliche Lauterkeit, Liebenswürdigkeit und Offenheit. Der 1939 ausbrechende Krieg brachte für das Ehepaar Balk weit mehr Belastungen als dem größten, Teil der Bevölkerung, da ja die Besetzung direkt an der Grenze lag.

Genau wie für alle anderen Neidenburger begann für sie der Treck am 19. Januar 1945, ein Treck, der in den Tod führen sollte. Nach glaubwürdigen Berichten ist die geplante Treckroute über Osterode eingehalten worden, und bei Osterode wurde Gustav Balk erschossen. Seine Ehefrau wurde mit den weiblichen Gutsangehörigen zu Fuß nach Sbyluttin gejagt. Aber auch für sie war der Tod bestimmt, denn auf dem von ihr so geliebten Sbylutter Boden ist sie kurz darauf von Polen erschossen bzw. erschlagen worden. Und Klaus Michels, das einzige Kind aus erster Ehe? Auch er gab sein Leben 1945 bei den Kämpfen um Berlin, und damit erlosch wieder eine Familie aus heimatlichem Kreis.

### **Landrat Leo Becker**

wurde am 14. März 1840 in Berlin als Sohn des Kaufmanns und Kommerzienrats Ludwig Becker geboren. Er besuchte das Werder'sche Gymnasium, wo er im März 1857 sein Abitur machte und dann als Offiziersanwärter in das Ulanenregiment Nr. 8 mit den Garnisonen Elbing, Riesenburg und Rosenberg eintrat. Nach Besuch der Kriegsschule in Potsdam wurde er in diesem Regiment Offizier, jedoch schon 1862 zur Reserve übergeführt. Eine übermütige Wette, die er als Leutnant in Riesenburg abschloß, kostete ihn nicht nur 1000 Taler, sondern auch den „bunten Rock“. Er mußte seinen Abschied einreichen und trat zur Reserve über. Daraufhin wurde er Landwirt und lernte in der Mark Brandenburg und in Sagsau bei Neidenburg bei seinem Schwager Ludwig Schröder die Landwirtschaft. Die theoretische landwirtschaftliche Ausbildung erhielt er auf den landwirtschaftlichen Schulen in Proskau und Eldena. 1866 nahm er als Reserveoffizier seines Regiments am preußisch-österreichischen Feldzuge teil und erwarb eine Kriegsauszeichnung. 1867 war er wieder auf den Gütern Sagsau und Neidenburg, die In Subtastation standen, und wurde für die Ostpreußische Landschaft Sequestor. Im öffentlichen Verkaufstermin erstand er für 70 000 Taler beide 6800 Morgen große Güter. Am 10. Nov. 1867 heiratete er Martha Jobst, Tochter des Bankdirektors Jobst aus Stettin, und führte sie nach Robertshof heim, dem Vorwerk zwischen Sagsau und Neidenburg. Dort verlebte er mit seiner Frau in einem überaus einfachen Hause sehr glückliche Jahre, bis er nach dem Kriege 1870/71 nach dem „Vorwerk“ Neidenburg übersiedelte, dem er später den Namen Schlossgut Neidenburg gab. Den Krieg 1870/71 machte er als Premierleutnant der Landwehrekavallerie mit und kehrte mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet zurück. Da sein reger Geist sich nicht nur mit der Landwirtschaft begnügen wollte, fing er bald an, sich in der Öffentlichkeit zu betätigen. So wurde er schon 1875 in den Kreistag, aber auch in den Provinziallandtag gewählt, dem er bis zu seinem Tode angehörte. 1818 wurde er Mitglied des Kreis Ausschusses und Kreisdeputierter. In demselben Jahre stellten ihn die Konservativen des Wahlkreises Osterode-Neidenburg als Kandidaten für den Reichstag auf, in den er nach schwerem Wahlkampf gegen die Fortschrittspartei gewählt wurde. Im Reichstag schloß er sich den Freikonservativen (Deutsche Reichspartei) an und wurde 1881 wiedergewählt. In der Deutschen Reichspartei war er Kommissionsmitglied des Ausschusses Wirtschafts- und Steuerreformer. Poschinger erwähnt den Abgeordneten Becker-Osterode in seinem Buche: „Fürst Bismarck und die Parlamentarier“. Im Jahre 1883 legte er sein Mandat nieder, weil er im Juli 1882

mit der Verwaltung des Landratsamtes Neidenburg betraut und 1883 als Landrat bestätigt wurde. 1884 wurde er Mitglied der Provinzial-Synode. In demselben Jahre wurde er mit dem Roten Adlerorden IV. Kl. ausgezeichnet. Während der kurzen Zeit seiner amtlichen Tätigkeit wurde auf sein Betreiben in Berlin der Bahnbau Allenstein — Neidenburg — Soldau in Angriff genommen, dessen Vollendung er nicht mehr erleben sollte. Seinem erfolgreichen Wirken im Kreise setzte ein plötzlicher Tod durch Herzschlag am 8. Dez. 1886 ein vorzeitiges Ende. Sein sonniges Wesen, sein nie versiegender Humor, seine Liebenswürdigkeit im Verkehr und seine große, stete Hilfsbereitschaft verschafften ihm viele Freunde. Er war von jedermann in Stadt und Land geschätzt und beliebt. Er war „die“ Persönlichkeit des Kreises, deren Verlust alle Kreisinsassen aufrichtig betrauernten; davon gab Beweis die außerordentliche Beteiligung des gesamten Kreises und der Behörden der Provinz, die mit dem Oberpräsidenten an der Spitze erschienen waren, um ihm die letzte Ehre zu erweisen. Der Name Becker ist durch ihn in .Neidenburg und der ganzen Provinz Ostpreußen zu Ehren gekommen. L.B.

### **Landrat von Mirbach**

Der Fremde, der nach Neidenburg kam und dort wohnhaft wurde, kam im Laufe der Zeit zu der Frage, warum heißt die Straße zum Sportplatz „von-Mirbach-Straße“? Es gab dann keinen Neidenburger, der nicht prompt die Antwort hatte, das war „unser Landrat“ und in dem „unser“ lag das, was tatsächlich Landrat Mirbach im Herzen der Bevölkerung gewesen war - „ihr Landrat“!

Wer war „unser Landrat v. Mirbach“? Eine kurze Frage nach einer Lebensbeschreibung, ein Lebenslauf in einer seltenen Fülle, ein Abschnitt im Geschichtsablauf eines ostpreußischen Landkreises.

1914. Die Schüsse in Sarajewo (28. 6. 1914) waren kaum verklungen, und die Wetterwolken am politischen Horizont wurden drohender und dunkler. Landrat Dr. Bansi ist ins Landwirtschaftsministerium nach Berlin als Ministerialrat berufen, und mit der Führung der Geschäfte des Landrates wird der Regierungsassessor beim Oberpräsidium, Werner Freiherr von Mirbach, beauftragt, der sein Amt, dessen Schwere noch nicht erkennbar wird, am 1. Juli 1914 antritt. Kaum hat er die Möglichkeit nutzen können, sich den Kreis anzusehen und seine Mitarbeiter kennenzulernen, da bricht der Weltkrieg aus und wenige Tage später überfluten russische Truppen den Kreis, eine Welle von Flüchtlingen vor sich hertreibend und Dörfer und Städte brandschatzend. Not an allen Ecken und Enden. Entblößt von männlicher Hilfe, die zum Kriegsdienst einberufen, steht der inzwischen zum Landrat gewählte und bestätigte „junge Landrat“. Sorgend und tröstend, steht er unterstützt durch seinen Kreis-Deputierten und seine Beamten inmitten der kopflosen verängstigten Bevölkerung. Was kaum möglich scheint, er schafft es, es kommt Ruhe in die Bevölkerung, und in einem geordneten Ablauf werden jene Maßnahmen durchgeführt, die die ständig wechselnde Lage erfordert. Die Schlacht bei Tannenberg, die sich zum großen Teil mit im Kreis Neidenburg abspielt, schlägt weitere tiefe Wunden durch die Kampfhandlungen. So ist das Bild des Kreises, das sich nach Vertreibung der Russen darbot, erschütternd. Not und nochmals Not, Klage über Verluste unter der Zivilbevölkerung, Brand und Zerstörung, überall das Bild der Hoffnungslosigkeit.

Gut war es, daß der „junge Landrat“ die unverbrauchte Kraft eines Ostpreußen noch hatte, denn ohne Zögern betrieb er nun den Aufbau seines Kreises. Große Hilfsmaßnahmen

brachten die Bevölkerung über den Winter 1914/15. Wo Schwierigkeiten auftraten, erschien er mit seiner souveränen Ruhe und Besonnenheit und brachte so Segen und Hilfe.

Die Jahre des Krieges standen im Zeichen des tempogeladenen Wiederaufbaues, und wo Landrat Frh. v. Mirbach Mittel flüssig machen konnte, er tat es. Gegen 1918 konnte er feststellen, daß im Großen gesehen der Wiederaufbau seinem Ende zuing, aber auch dem Ende einer Zeitepoche.

1918 Revolution, Arbeiter- und Soldatenrat. Wer hat die Macht, und wer bekommt sie! Auch hier wieder Ruhe ausstrahlend, steht Landrat von Mirbach, sich auf die guten Teile seiner Bevölkerung verlassend, vor seinem Kreis. Amtsenthebung, Verhaftung. Doch seine Persönlichkeit ist stärker. Nach sechsstündiger Haft wird er nicht nur aus ihr entlassen, der Arbeiter- und Soldatenrat setzt ihn wieder in sein Amt mit allen Rechten ein. Nicht nachtragend die vielen Schmähungen, nicht entmutigt, er sieht den weiteren Dingen persönlicher Art in Ruhe, den Dingen um seinen Kreis mit Sorge entgegen.

Versailles! Der Kreis Neidenburg verliert den besten Teil, das Soldauer Ländchen, auf Grund des Versailler Diktates und ist nun ein wirtschaftlich gelähmter Rumpfkreis geworden. Eisenbahn und Straßenverbindungen sind zerschnitten, Grundbesitz ist geteilt und nunmehr zum Teil im „Ausland“ gelegen. Die Steuerkraft deckt nicht mehr die notwendigen Aufwendungen, überall Sorge, Not, dunkle Zukunft.

Und nun wächst Landrat Frh. v. Mirbach über sich hinaus. Woher er sich die Kraft geholt hat, ob aus dem Ergebnis der Abstimmung 1920, als mehr als 90 Prozent sich für Deutschland bekannten? Wer weiß es noch? Trotz des Diebstahls eines Teiles deutschen Landes aus seinem Kreis geht Landrat v. Mirbach an das Ordnen der Verhältnisse. Straßenbauten, die die zerschnittenen Straßenzüge wieder verbinden, werden durchgeführt. Bahnbauplanungen sollen die geschwächte Wirtschaft heben, großzügiger Wohnungsbau für die sogenannten Optanten, jene Deutschen, die aus dem nunmehr polnisch gewordenen Soldauer Gebiet kommen, wird unterstützt.

Und wieder schlägt das Schicksal zu. In alle Vorarbeiten platzt die Inflation. Alles Planen und Wirtschaften wird zwecklos. Schade, daß preußische Sparsamkeit bestehende Schulden bereits ausgezahlt hatte. Die Wahl in den ersten preußischen Landtag nach der Inflation, zu der ihm seine Kreisinsassen die Stimme gaben, eröffnete für ihn den Weg der Zukunft. Als Kenner der Verwaltung konnte er als Mitglied des preußischen Landtages für Ostpreußen wirken und manches für den Kreis schaffen, was ihm sonst nicht möglich gewesen wäre. In seiner Fraktion der Deutschnationalen Volkspartei galt er auf Grund seiner Fähigkeiten als zukünftiger preußischer Innenminister.

So begann der Kreis wieder aufzublühen. Die neue Inneneinrichtung des Krankenhauses, der Sparkassenneubau. Schulneubauten im Kreise und große Meliorationsvorhaben zeugten vom Aufbauwillen des Landrates, zeigten aber nicht, daß er bei seiner Sorge um seinen Kreis die Pflege seiner Gesundheit vergessen hatte:

Die Überfülle der Arbeit und Sorge für seinen Kreis hatte das Herz des pflichtbewußten Mannes zu sehr geschwächt. Im Spätsommer 1928 suchte er Erholung in den Schweizer Bergen - ohne Erfolg. Berliner Spezialisten schickten ihn nach Bad Nauheim, wo er nach kurzer Zeit starb.

Trauerkunde im Kreise Neidenburg - Bestürzung, offene Trauer weit im Land, bis ins Soldauer Gebiet, das er trotz Lostrennung, so oft es ging, besucht hatte. Nach seinem Wunsch wurde er in seiner Heimat im Erbbegräbnis seiner Familie im Parke Kremitten beigesetzt. Und während er zur letzten Ruhe gebettet wurde, während sein Sarg unter Kränzen aller Parteien versank, läuteten ihm die Kirchenglocken beider Konfessionen im Kreis Neidenburg den letzten Gruß seiner trauernden Kreisbevölkerung zu.

Wenig Menschen wird eine solche Verehrung beschieden sein! Der Dank und die Verehrung fanden Ausdruck in dem Denkmal, das zwischen dem alten und neuen Kreishaus mit Spenden aus allen Teilen der Bevölkerung 1929 errichtet wurde. Die Einweihung vereinigte noch einmal alle Freunde des Verstorbenen. Zum Schluß der Feier defilierten unter Führung des ersten Kreisdeputierten Becker-Schloßgut sämtliche Amtsvorsteher und Bürgermeister am Denkmal vorbei. Ein Zeichen, noch mehr ein Ausdruck, daß das Wirken des verstorbenen Landrats im Kreis stets lebendig bleiben solle.

Freiherr von Mirbach, geb. 27. Juni 1839 in Kremitten, Kreis Rastenburg, besuchte das Gymnasium in Rastenburg, studierte Rechtswissenschaften an verschiedenen Universitäten, vor allem aber in Göttingen. Die Laufbahn als höherer Verwaltungsbeamter führte ihn nach einigen Dienstjahren in anderen preußischen Provinzen wieder nach Ostpreußen zurück, wo er als Assessor beim Oberpräsidenten Dienst tat. Freiherr von Mirbach war ein konservativer Mann, der seine in Tradition der Familie und des Besitzes wurzelnde Anschauung voll und stets offen vertrat, ihr auch im öffentlichen Leben Ausdruck gab.

Daß er die Liebe aller Kreisangehörigen, gleich welcher Volksschichten oder Parteirichtungen, besaß, zeigt die Größe seiner Persönlichkeit.

Hoffen wir, daß die Geschichte mehrere solcher Persönlichkeiten für den Wiederaufbau unserer ostpreußischen Heimat bereithält.

Wg.

### **Dr. Gutzeit**

Dr. med. Richard Gutzeit, der langjährige Chefarzt des Johanniter-Kreiskrankenhauses in Neidenburg, war ein Kind unserer Heimat Ostpreußen. Als Sohn eines Landwirts wurde er 1872 in Pruskehmen, Kreis Insterburg, geboren. Er besuchte in Insterburg Vorschule und Gymnasium und studierte in Berlin und Königsberg Medizin. 1896 bestand er in Königsberg das Staatsexamen und wurde im selben Jahr „summa cum laude“ zum Dr. med. promoviert. 1896/97 war er Assistenzarzt am Städtischen Krankenhaus in Frankfurt / Oder und in der Chirurgischen Universitätsklinik in Göttingen. 1896 trat er als Einjährig-Freiwilliger beim Feldartillerieregiment „Prinz August von Preußen“ in Insterburg ein und als Einjährig-Freiwilliger Arzt beim Hanseatischen Infanterieregiment 76 in Hamburg. Danach wurde Dr. Gutzeit Assistenzarzt an den chirurgischen Abteilungen des Städtischen Krankenhauses in Hamburg-Altona und am Augusta-Hospital in Berlin unter Professor Dr. Fedor Krause. Seine augenärztliche Ausbildung erhielt er bei Dr. Anton Roth, Hamburg, und den Direktoren der Königsberger Universitäts-Augenklinik, Professor Dr. Hermann Kuhnt und Professor Dr. Arthur Birch-Hirschfeld. Von 1901 bis 1935 war Dr. med. Gutzeit Chefarzt des Johanniter-Kreiskrankenhauses in Neidenburg. Von Mitte 1935 war er als Augenarzt in Berlin, später in Templin/Uckermark tätig. Nach dem Einmarsch der Russen wurde er 1945 auf Befehl des sowjetischen Kommandanten zum Leiter des Städtischen Krankenhauses in Zehdenick/Havel berufen. Seit Ende 1949 lebte er, zusammen mit seiner Gemahlin bei seinem jüngeren Sohne in Braunschweig, vertrat zeitweise Augenärzte und Chirurgen und war wissenschaftlich-schriftstellerisch tätig. Zuletzt wohnte er mit seiner Gemahlin in Bad Harzburg, wo er am 10. Januar dieses Jahres 91jährig starb. (1955)

Sein besonderes Interesse galt der Chirurgie und Augenheilkunde. Dieses Talent scheint er seinen beiden Söhnen vererbt zu haben; denn beide sind angesehene Augenärzte.

Als leitender Arzt des Johanniter-Kreiskrankenhauses Neidenburg ist Dr. Gutzeits Name eng mit der Geschichte dieses Hauses und somit auch mit der der Stadt und des Kreises Neidenburg verbunden, vor allem deswegen, weil in seine Amtszeit der Bau des neuen Krankenhauses fiel.

Das „alte“, in den Jahren 1869/70 vom Johanniterorden erbaute Kreiskrankenhaus umfaßte mit Nebenbau nur 60 Krankenbetten und war den Anforderungen, die an es gestellt wurden, nicht mehr gewachsen. Es gelang Herrn Dr. Gutzeit an Stelle etlicher vorgeschlagener Erweiterungsbauten, die seiner Meinung nach im Endergebnis nicht befriedigt hätten, einen Neubau durchzusetzen, der in den Jahren 1909-1911 ausgeführt und im Oktober des Jahres 1911 eingeweiht wurde, einen Neubau mit Isolierhaus, der neuzeitliche Einrichtungen und zunächst 102 Krankenbetten umfaßte. Durch sorgfältige und liebevolle Planung aller Einrichtungen entstand ein Musterbau, der auch anderen ostpreußischen Kreisverwaltungen zum Vorbild bei der Errichtung von Krankenhäusern diente. Das „alte“ Krankenhaus überließ der Johanniterorden dem Kreise Neidenburg als Alters- und Siechenheim.

Seine Stellung als leitender Arzt des Kreiskrankenhauses brachte Herrn Dr. Gutzeit mit vielen Bewohnern des Kreises und der Stadt Neidenburg in Berührung, und es wird auch heute noch viele geben, die sich seiner gut und gern erinnern. Seinen Patienten und sonstigen Mitmenschen begegnete er mit innerer Anteilnahme. mit Güte und auch mit Humor. Herrn Dr. Gutzeit zu treffen, das war stets eine positive Begegnung. Sich krank oder nicht krank mit ihm zu unterhalten ein Gewinn wegen seiner menschlichen Eigenschaften, seiner lebensbejahenden Gesinnung und seiner vielseitigen Interessen.

Mit Unterbrechung der Jahre seiner Kriegsgefangenschaft, in die er 1914 in der Schlacht von Tannenberg geriet, war er 34 Jahre als Chefarzt des Krankenhauses im Kreise Neidenburg tätig und verdient es, in dessen Geschichte mit an erster Stelle genannt zu werden.

### **Pfarrer Engelbert Rahmel**

Er war geboren am 5. Dezember 1891 in Schlochau und zum Priester geweiht am 14. Juli 1918. Er wurde von den Russen im Januar (?) 1945 erschossen.

Der Student machte seine Studien in Pelplin und Braunsberg. Am 14. Juli 1918 wurde er in Frauenburg zum Priester geweiht. Er war Kaplan in Jonkendorf, Wartenburg, Allenstein und Pestlin. Im Dezember 1934 wurde er Pfarrer von Neidenburg mit der Filialkirche in Napierken. Im Krieg verwaltete er noch die Pfarreien von Soldau und Plock.

Er liebte sehr die Natur. Seine Spaziergänge führten ihn durch einsame Feldwege, wo er keinem Menschen begegnete. Dort konnte er am besten die Schönheiten der Natur beobachten und bewundern. Er liebte auch die ernste Musik und spielte, sofern es ihm die Zeit erlaubte, Klavier. Oft verschwand er in der Dämmerung. Wenn die Angehörigen ihn dann suchten, hörten sie in der Kirche Orgelspiel. Er hatte sich in der Kirche eingeschlossen und spielte die alten schönen Kirchenlieder. Oft hat er im Krieg die Organisten in den Nachbarparreien vertreten. Er sang auch gut. Die kirchliche Verwaltung lag ihm weniger.

Einen sehr freundschaftlichen Verkehr pflegte er mit den benachbarten Geistlichen, besonders Pfarrer Rockel in Grieslienen und Pienski in Hohenstein. Als Jäger und als ein Mensch, der viel freundliche Verbindlichkeit und geselliges Talent besaß, stand er sich mit den Orts- und Kreisgewaltigen der NSDAP gut, manche Kritiker sagen, zu gut.

Er lebte mit seiner Mutter zusammen, die ihm den Haushalt führte. Ihr gehörte seine ganze Liebe. Als sie im Juni 1944 starb, sagte er, daß er jetzt nicht mehr von Neidenburg fortgehen werde, da er sich von dem Grabe seiner Mutter nicht trennen und Allerseelen die Andacht an ihrem Grabe halten wolle. Gott bestimmte es anders.

Am 19. Januar 1945 mußte er mit den letzten Einwohnern Neidenburg verlassen und begab sich nach Firchau, der Heimat seiner Großeltern. Beim Einmarsch der Russen dortselbst wurde er mißhandelt und ausgeraubt.

Die weitere Flucht führte ihn nach Stegors bei Hammerstein. Dort wurde er mit anderen Flüchtlingen von den Russen in ein Haus getrieben. In einem Zimmer wurden die Männer, in einem zweiten die Frauen untergebracht. Als die Russen abends die Frauen verlangten und er dies zu verhindern suchte, wurde er mit den anderen Männern erschossen. Er ist in dem Garten eines Bauern unter einem Kirschbaum beerdigt.

Die Nachrichten über sein Ende und die meisten sonstigen Angaben stammen von seinem Bruder. Ich füge noch einiges aus den Gedenkworten von Lehrer Seidel, Neidenburg (Neidenburger Nachrichten Nr. 29), hinzu. Danach wurde die Neidenburger katholische Kirche gleich am ersten Kriegstage in ein Feldlazarett umgewandelt und das Pfarrhaus mit Einquartierung voll belegt. Der Gottesdienst wurde im Gemeindesaal abgehalten. Nach Vorrücken der Front ergaben sich für den Pfarrer häufig Dienstreisen, auch ins Generalgouvernement. Sein Kaplan Gollan wurde zum Militär eingezogen. Später wurde sein Haus gefüllt mit Evakuierten aus den bombengefährdeten Gebieten und Flüchtlingen von der Ostgrenze. Er hielt mit ihnen gemeinsamen Tisch. Ein Flüchtlingskind wurde in seinem Hause geboren.

### **Superintendent Borchert**

Wenn auf den folgenden Seiten und in späteren Rundbriefen Menschen aus der Heimat über Menschen aus der Heimat schreiben, so kommen sie damit einer schönen Pflicht nach. Warum? Trotz aller augenscheinlichen wirtschaftlichen Blüte, trotz allen Sichhineinfindens und Hineinfindenmüssens in andere und zum Teil ungewohnte Lebensverhältnisse, trotz eingegangener Verbindungen unserer jungen Landsleute mit Familien des Westens, trotz einer gesunden Lebenshaltung, die schweres Erleben überwinden kann, sind wir ein krankes, zerrissenes, armes Volk. Denn der zweite Weltkrieg hat die Gestalt und ein gut Teil des gesunden Wesens unseres Volkes zerschlagen. Sache der Überlebenden dieser letzten großen Katastrophe aber ist es nicht, nun in Apathie zu versinken und resignierend oder träumend von der Vergangenheit zu leben, sondern den Ruf der Gegenwart zu hören und ihm um der Vergangenheit und um der Zukunft willen zu gehorchen. Es ist also immer Sache der Lebenden und somit auch Sache der heute Lebenden, im Hören und Gehorchen und Dienen mitzuhelfen, daß, soweit es am Menschen liegt, Gestalt und Wesen unseres Volkes gesundem.

Wenn ich oben unser Volk auch ein armes Volk nannte, so meine ich im Blick auf die folgenden Lebensbilder in ganz besonderer Weise, daß wir neben aller sonstigen Armut ein geschichtsarmes Volk geworden sind. Denn der Feuersturm des zweiten großen Krieges hat nicht nur Familien und ihre Wohnstätten, sondern mit ihnen auch wertvollste Kulturgüter zerstört. Und dazu gehören all jene Dokumente, welche über das Entstehen, Werden und Wachsen von Leben und Schauen im deutschen Osten berichtet haben. Sie sind zum großen Teil dahin. Aufgabe der überlebenden Kriegsgeneration aber ist es, in mühevoller Kleinarbeit aus der Erinnerung Bausteine zusammenzutragen, welche das geschichtliche Gebäude für die Nachwelt sichtbar werden lassen. Denn wer die Heimat, ihre Menschen und ihren Wirkungsbereich nicht mehr vor Augen hat, steht in der Gefahr,



in unserer schnellebigen Zeit noch schneller zu vergessen, was den Vätern und Müttern einst das Leben wert machte, was sie liebten und wofür sie bereit waren, nicht nur zu schaffen, sondern auch zu sterben.

Die Heimat und die Menschen der Heimat sind voneinander nicht zu trennen, sie gaben sich wechselseitig das Gepräge. Und so halte ich es denn für eine dankenswerte und achtenswerte Aufgabe, wenn die Leitung unseres Heimatkreises in den Rundbriefen immer wieder im Wort und Bild Vergangenheit sichtbar werden läßt und darin mithilft, daß wir Menschen des Ostens nicht geschichtslose Menschen werden.

Wenn ich das Lebensbild des Superintendenten Borchert aus unserer Kreisstadt Neidenburg schildere, so bin ich mir aller Schwäche der Schilderung bewusst. Denn ich habe ihn weder persönlich gekannt, noch habe ich während meiner kurzen Amtszeit im Heimatkreis etwas von ihm gehört: denn ich bin bald Soldat geworden. Denen, die Herrn Superintendent B. gekannt haben, mögen die folgenden Zeilen helfen, sich aufs neue seiner zu erinnern, seiner Gattin und seinen Kindern aber mögen sie ein freundlicher Gruß von uns allen sein.

Hansgeorg Borchert wurde am 16. Juni 1895 In Königsberg/Pr. als Sohn des Staatsanwaltssekretärs Benoni Borchert und seiner Ehefrau Paula, geb. Rahn, geboren. Sein Vater starb schon 1903, und seine Mutter nahm ihren Lehrerinnenberuf wieder auf, um ihren beiden Söhnen eine gute Ausbildung zuteil werden zu lassen. Hansgeorg Borchert besuchte das Staatliche Wilhelmsgymnasium in Königsberg und machte Ostern 1913 das Abitur. Er studierte zuerst in Königsberg, dann in Heidelberg Theologie. Als eine kämpferische, frohgemute Natur, die ihren Platz in der Front des Lebens suchte, meldete er sich bei Beginn des ersten Weltkrieges als Kriegsfreiwilliger. In Jahre 1916 wurde er zum Unteroffizier und bald darauf wegen besonderer Befähigung und Tapferkeit zum Leutnant befördert und mit dem E.K. II. und I. Klasse ausgezeichnet. Zweimal wurde er leicht verwundet. Im Februar 1919 in Insterburg aus der Wehrmacht entlassen, nahm er sein Studium in Königsberg wieder auf und bestand bereits im März 1920 das erste theologische Examen. Nach der Zurüstung zum Pfarrdienst im Predigerseminar Rastenburg wurde er als Prädikant mit der Verwaltung der Pfarrstelle Muschaken, Kreis Neidenburg, beauftragt. Von hier aus bestand er vor dem Konsistorium in Königsberg im Oktober 1921 das zweite theologische Examen. Im gleichen Jahr führte er Fräulein Erika Zollenkopf aus dem Langheimer Pfarrhaus in das Muschaker Pfarrhaus als seine Gattin heim. Nach seiner Ordination im Dezember 1921 wurde Hansgeorg Borchert im Mai 1922 als Pfarrer der Kirchengemeinde eingeführt, wo er bis 1927 blieb.

Zu eines Pfarrers schönsten Erinnerungen gehören die Jahre in seiner ersten ihm anvertrauten Gemeinde. So mögen die sieben Jahre in seiner „ersten Liebe“ wohl auch die schönsten seines Lebens gewesen sein, getragen vom Vertrauen der Gemeinde und umgeben von den Seinen; denn bald klang frohes Kinderlachen durch Haus, Hof und Garten.

Dann übernahm Pfarrer Borchert eine der Pfarrstellen in Rastenburg an der St. Georgs-Kirche. Er hatte dort außer dem Gemeindepfarramt die Seelsorge als Standortpfarrer, im Krankenhaus und im Gefängnis. Im Februar 1934 wurde er als Superintendent nach Neidenburg berufen und im August 1934 in sein Amt eingeführt. In der nun folgenden Zeit schwerer innerkirchlicher Spannungen, die auch vor unserem Kirchenkreis nicht halt machten, ausgelöst durch grundsätzliche Auseinandersetzungen der Bekennenden Kirche mit der Weltanschauung der politischen Machthaber, wurde auch Sup. Borchert vor innere Entscheidungen gestellt, die damals keinem Menschen erspart blieben. In jener Zeit ist es ihm gelungen und sein Verdienst gewesen, geplanten Maßnahmen gegen die Kirche in seinem Kirchenkreis die Schärfe zu nehmen oder sie zu unterbinden. Mit seinem

katholischen Amtsbruder, Pfarrer Rahmel in Neidenburg, stand er sowohl sachlich um der Kirche Jesu Christi willen als auch persönlich um der Brüderlichkeit willen in einer Front. Diese Stellungnahme haben die Angehörigen beider Konfessionen zu schätzen verstanden.

1936, 1937 und 1938 machte Sup. Borchert mehrere Übungen bei der Wehrmacht mit, wurde Oberleutnant und später Hauptmann. Bei Kriegsbeginn wurde er sofort nach Allenstein eingezogen, blieb dort bis zum Frühjahr 1940, machte anschließend den Westfeldzug mit und war eine kurze Zeit Ortskommandant in Südfrankreich am Golf von Biskaya. Im Frühjahr 1941 kam er mit seiner Batterie nach Ostpreußen zurück und wurde im Juni 1941 an der Ostfront eingesetzt. Dort fiel er am 17. 7. 1942 als Oberstleutnant und Abteilungskommandeur der 11. ostpreußischen Division am Wolchowbrückenkopf bei Kirischi.

Hansgeorg Borchert hatte sechs Kinder: Renate, Ilse, Hansgeorg und Werner. Hansgeorg, geb. 10. 12. 1925, ist im Osten vermißt. Die Töchter Inge, geb. 29. 7. 1922, und Ursula, geb. 7. 4. 1927, sind als Diakonieschwestern im Dienst 1945 bzw. 1948 an Typhus gestorben

Wieder sind es Namen und Zahlen. Und wieder sind es Kilometersteine. Aber die Zahlen auf ihnen sind mit Blut, bestem Herzblut, geschrieben. Vielen Lesern sind sie bekannt, Vielen Lesern bleibt um ihretwillen nur noch die Erinnerung an geliebte Menschen. Denen aber, die ihr Herzblut hergeben mußten, sei aus lebendigen Herzen ungefärbter Dank gesagt, hier mit einem Wort. dort aber, wo der Herr der Geschichte uns in seinen Dienst nehmen will, weil wir leben, mit der Tat.

P. G r a b o w s k i

*In den Heimatbriefen Nr. 21 -25 einschl. erschienen folgende Beiträge:*

### **Valentin Wiese**

Wer Lebensgeschichten schreiben will, muß sie erlebt haben, denn dann wirken sie echt und rufen die Erinnerung in breiten Leserschichten wach. In unserem Fall bei all unseren Neidenburger Landsleuten von Stadt und Land.

Es mag ein Zufall sein, daß die Heimat-Biographien sich mit „zwei Nachbarn“ der Heimat befassen. Zwei Landwirte großer Betriebe, aber doch Menschen, die bis in jedes Dorf hinein bekannt waren und die durch ihre Persönlichkeit und Leistung Stand, Beruf und Herkunft überbrückten. Wer Gelegenheit hatte, sich die Geschichten des Kreises Neidenburg anhören zu können, wer mit Ureingesessenen an Tischen zusammensitzen konnte, an denen vergangene Zeiten und Episoden heraufbeschworen wurden, der wird sich ohne ein Schmunzeln eines „Geschichtchens“ erinnern.

Bei einer Gesellschaft widerfuhr Valentin Wiese folgendes:

Ein Herr stellt sich übertrieben formvollendet wie folgt vor: „Gestatten, Rittmeister Sowieso“. Wiese antwortet stirnrunzelnd, weil er kein Freund großer Formalitäten war, ebenso formvollendet sich verbeugend: „Gefreiter Wiese auf Sabloczyn“.

Auf Sabloczyn wurde Valentin Wiese am 25. 12. 1886 als ältester der drei Wiese-Jungen geboren. Es war das mütterliche Stammgut der Familie Werdermann, in das sein Vater heiratete bzw. es erwarb. Landwirt aus Passion, voll mit Plänen, trat er Nachfolge nach

dem Tode seines Vaters auf Sabloczyn an und erhielt unter Zurückstellung aller eigenen Wünsche seiner Mutter und den Brüdern die väterliche Scholle. Immer auf Verbesserung und Erweiterung bedacht, erwarb er weitere Ländereien und konnte so einer vergrößerten Mastviehhaltung seine besondere Aufmerksamkeit schenken. Ackerdränagen, Meliorationen, aber auch Aufforstungen gaben seinem Besitz die bestmögliche Ausnutzung. Sein guter Ruf als Vieh- und Pferdezüchter ging weit über die Grenzen des Kreises Neidenburg. Trotzdem er aus wirtschaftlichen Erkenntnissen Gründer der Genossenschaft zur Züchtung von Kaltblut-Pferden war, blieb er seiner Liebe, dem ostpreußischen Warmblut, treu. Diese Liebe zum Pferd bewies er bei allen sich bietenden Gelegenheiten.

1896 gründete er, um seinem Berufsstand, dem Bauerntum, zu helfen, die An- und Verkaufsgenossenschaft Neidenburg, in der er im Laufe seines Lebens die verschiedensten leitenden Ehrenämter innehatte. Er war so mitbestimmend, daß sich die „An- und Ver“, wie sie der Volksmund nannte, weit über die Grenzen Neidenburgs ausdehnen konnte. Die Nebenstellen Soldau, Gilgenburg, Hohenstein, Passenheim und Willenberg gingen mit auf seine Initiative zurück. So half er dem großen wie dem kleinen Landwirt, immer bereit, sich für den gesamten Berufsstand des Bauern einzusetzen. Die von ihm bekleideten Ehrenämter in und außerhalb des Kreises waren daher sehr zahlreich.

Als er nach dem ersten Weltkrieg Taxator für Kriegsschäden im Kreis Neidenburg wurde, lernte er den Kreis und seine Bevölkerung mit allen Nöten und Sorgen eingehend kennen. Diese Kenntnis und das Vertrauen der Landbevölkerung ließen ihn im Kreistag, in den er bereits als junger Landwirt als Vertreter des Klein-Grundbesitzes gewählt worden war, Gutes tun und Hilfe dorthin bringen, wo sie wirklich nötig war.

Am 24. Oktober 1943 starb er in Sabloczyn, wo er auch in der Familiengruft seine letzte Ruhestätte fand.

Ein praktischer Landwirt, ein fortschrittliches Vorbild für seine Berufsgenossen, ein hilfsbereiter Mensch und ein Mann, auf dessen Wort man bauen konnte, hatte sein Lebenswerk beendet. Noch heute erzählt man sich unter Landwirten von der Leistung, der Hilfsbereitschaft - aber auch den Eigenheiten des Valentin Wiese auf Sabloczyn.

## **Heino Grieffenhagen**

wurde am 1. Januar 1889 in Karklauken, Krs. Pillkallen, als Sohn des Besitzers des Gutes Karklauken geboren. Nach bestandem Abitur trat er als Fahnenjunker bei den 11. Dragonern in Lyck ein. Er wählte die Kavallerie, um als Rennreiter seinen reiterlichen Passionen huldigen zu können. Das ist ihm in hohem Maße gelungen. Er war auf den Plätzen des Ostens und beim Publikum ein beliebter Reiter, dessen Erfolge in 80 Siegen von 120 gerittenen Rennen zum Ausdruck kamen. Als junger Leutnant wurde er bereits vor Ausbruch des ersten Weltkrieges zur Luftwaffe kommandiert, in der er bis 1918 Dienst tat. Zwei Episoden aus dem Kriege sollen hier berichtet werden, die die Tapferkeit und Energie des damals noch jungen Offiziers beweisen.

Zu Beginn des Krieges flog Grieffenhagen weite Erkundungsflüge (Kampfflugzeuge gab es damals noch nicht) in das feindliche Hinterland nach Polen hinein. Auf einem Rückflug ging ihm der Brennstoff aus, und er mußte zwischen den Fronten notlanden. Er nahm stets einen Karabiner mit, obwohl ihn seine Kameraden deswegen auslachten und ihn hänselten, was er mit seiner „Bordkanone“ für Heldentaten verrichten wollte. Er war nun bei seiner Notlandung, bewaffnet mit seinem Karabiner, kaum aus der Maschine herausgeklettert, als eine russische Kavallerie-Patrouille erschien, um ihn gefangenzunehmen. Ohne sich auf Verhandlungen einzulassen, schoß Grieffenhagen den Anführer vom Pferde, worauf die

übrigen davongaloppierten. Er hatte dann das Glück, von deutscher Kavallerie gefunden zu werden.

Auf einem Erkundungsflug in Frankreich glaubte sein Beobachter, als sie auf dem Rückflug die eigenen Linien bereits überflogen hatten, ein Schläfchen riskieren zu können, statt mit seinem MG nach rückwärts aufzupassen. Plötzlich prasselte eine MG-Garbe durch die Maschine, und Grieffenhagen wurde am Kopf erheblich verletzt. Halb besinnungslos gelang es ihm mit größter Energie, den Gegner durch geschicktes Kurven abzuschütteln und seinen Flugplatz zu erreichen. Der feindliche Heeresbericht meldete ihn als abgeschossen.

Grieffenhagen wurde dann Leiter einer Jagdfliegerschule und kehrte mit hohen Auszeichnungen als Rittmeister aus dem Felde zurück.

In der Heimat stellte er eine Frw.-Schwadron auf und kämpfte mit dieser bis zur Abstimmung in den Grenzgebieten. Bei der Abstimmung wurde er zu der Abstimmungspolizei kommandiert und stand in Allenstein und Osterode in Garnison.

Im Jahre 1920 heiratete er Frl. Erna Rogalla aus Ganshorn, Kreis Osterode, und nahm 1923 seinen Abschied, um die Domäne eines Onkels seiner Frau, des Oberamtmanns Georg Laskawy, Kl. Kosel, zu bewirtschaften.

Während seiner Tätigkeit in Kl. Kosel wurde er zum Kreisbauernführer des Kreises Neidenburg ernannt. Bei der Gradlinigkeit seines Charakters war es kein Wunder, daß er die Politik des Gauleiters Koch nicht mitmachte. Er und noch etwa zehn andere Bauernführer, die ebenfalls anders dachten und handelten, als es von Königsberg verlangt wurde, legten unter Protest ihre Ämter nieder.

Hingegen hat er das Amt des Kreisjägermeisters bis zum Ausbruch des zweiten Weltkriegs mit großer Passion verwaltet. Das Wild war bei diesem waidgerechten Jäger und großen Heger in besten Händen, die jagdliche Tradition in bester Wahrung.

Im Kriege 1939 war er natürlich vom ersten Tag an dabei und hat als Res.-Offizier der Luftwaffe als Kommandant von Flugplätzen im Osten, auf Sizilien und in der Heimat seinem Vaterland treu und pflichtbewußt gedient.

Am 8. Februar 1945 fiel er als Oberstleutnant der Res. bei Heiligenbeil durch Tieffliegerangriff. Er wurde auf dem dortigen Ehrenfriedhof begraben.

Alle Reiter und Jäger des Kreises Neidenburg, aber auch viele, viele Bauern werden das Andenken dieses geraden, tapferen und unerschrockenen Mannes in ihren Herzen bewahren.

K. S.

## **Ferdinand Stolzenberg**

Einer der angesehensten Bürger Neidenburgs vor dem ersten Weltkrieg war Daniel Ludwig Ferdinand Stolzenberg, von seinen Mitbürgern kurz „der alte Stolzenberg“ genannt. Er wurde am 3. September 1819 als Sohn des Domänenpächters Christian Stolzenberg und seiner Ehefrau Karoline, geb. Velsler, in Dzimianen, Kreis Berent, Westpreußen, geboren. Er besuchte zunächst die Elementarschule seines Heimatortes und danach noch etwa drei Jahre lang die Latein- oder Rektoratsschule in Berent. Nach kurzfristiger Beschäftigung in der Landwirtschaft seines Vaters trat er in das Büro des Kgl. Domänenrentamtes Berent ein und blieb dort, zuletzt als Amtssekretär, bis 1839. Eines schweren Augenleidens wegen kehrte er wieder nach Dzimianen zurück und konnte erst 1846 an eine Fortsetzung seiner Berufsausbildung denken, zu welchem Zwecke er in das Wiesenbauinstitut in Gamenz bei Neustettin eintrat.

1848 erhielt er seine Einberufung zur Beschäftigung bei den umfangreichen fiskalischen Meliorationsbauten in der Tucheler Heide. Seine Hauptbeschäftigung bestand hier und späterhin - außer in der Ausführung von Wasserbauwerken - in Feldmessen, Nivellieren, Kartieren sowie im Projektieren und Ausarbeiten von Meliorationsplänen.

Im Jahre 1884 erhielt er durch ein Ministerialreskript eine Meliorationsbaubeamtenstelle für die Kreise Neidenburg und Ortelsburg mit dem Sitz in Neidenburg. Seine Vorgänger im Amt waren der Wiesenbaumeister Zühlke und nach dessen Tode vertretungsweise der Wiesenbautechniker Fleuch, der später, als dieser Kreis von der Meliorationsverwaltung Neidenburg abgezweigt wurde, nach Ortelsburg kam.

Während der Amtsdauer der Landräte v. Peguilhen und v. Portatius wurden Meliorationen, d.h. Ent- und Bewässerungen zur Gewinnung fruchtbarer Wiesen und Äcker, ausgeführt im Welletal, im Neidetal bei Neidenburg und Soldau, im Skottautal, im Orcec- und im Omulefgebiet. Nach Beendigung der Meliorationsarbeiten war Stolzenberg noch Schaudirektor verschiedener Meliorationsgenossenschaften, die sich im Kreise Neidenburg gebildet hatten.

Bald nach seiner spät erreichten staatlichen Anstellung in Neidenburg verheiratete er sich mit Fräulein Ottilie Zeuner, Tochter des Predigers Heinrich Benjamin Zeuner. Dieser sehr glücklichen Ehe entsprossen zwei früh verstorbene Söhne und eine Tochter Helene Ottilie, die am 24. Dezember 1945 als eine der beiden ersten Buchbindermeisterinnen Deutschlands in Berlin gestorben ist. Außerdem erzog das Stolzenbergsche Ehepaar noch eine Großnichte der Ehefrau, Hedwig Graeber, die den Photographen Eugen Schumacher heiratete, der später von Neidenburg nach Allenstein verzog.

Am 1. April 1891, also im Alter von 71 Jahren, trat Ferdinand Stolzenberg in den verdienten Ruhestand und erhielt als Anerkennung seiner wertvollen Dienstleistungen vom König den Kronenorden 4. Klasse verliehen.

Neben seiner vielseitigen Berufsarbeit entfaltete Stolzenberg aber noch eine segensreiche Tätigkeit als guter Bürger seiner Stadt Neidenburg. Er diente der Stadtverwaltung kurze Zeit als Ratmann und von 1882 bis 1894 als Beigeordneter, war Vorsitzender der städtischen Baukommission, Mitglied der Schulkommission und leitete zusammen mit dem Ratmann Bannach die Verwaltung des Stadtwaldes. Er war maßgeblich an der Aufforstung größerer, seit 1868 erfolgter Kahlschläge beteiligt.

Durch seine Beteiligung an der Gründung bzw. seiner Mitgliedschaft in zahlreichen Vereinen zur Förderung der Allgemeinbildung und der guten Geselligkeit nahm er führend am kulturellen Leben Neidenburgs teil. Im Jahre 1867 gründete er gemeinsam mit seinem Freunde Grundies den Handwerkerverein, dessen Vorsitzender er 25 Jahre lang war, und beteiligte sich ferner in demselben Jahre an der Gründung des politechnisch-literarischen Vereins, der leider nur bis 1879 bestand. Beide Vereine gehörten der großen Deutschen Gesellschaft für Volksbildung an und konnten ihren Mitgliedern viele Anregungen und Bildungsmöglichkeiten bieten, wie z. B. den Vortrag des berühmten Forschungsreisenden v. Schlagintweit: „Geographische und ethnographische Schilderung des Himalaya“. Als eifriges Mitglied des Verschönerungsvereins leitete Stolzenberg die Anpflanzungsarbeiten auf dem Neidenburger Schloßberg und dem evangelischen Friedhof. Im Neidenburger Turnverein war er jahrelang stellvertretender Vorsitzender.

Bei einer so vielseitigen Tätigkeit im öffentlichen Leben der Stadt und seinem freundlichen Wesen war es verständlich, daß sich der „alte Stolzenberg“ in allen Kreisen der Bevölkerung eines sehr hohen Ansehens erfreute und im besten Sinne populär war. Groß war daher die Anteilnahme, als Stolzenberg 1890 seine Silberhochzeit feierte. Am 8. Februar 1904 ist er im Alter von 84½ Jahren gestorben und unter großer Beteiligung der

Bürgerschaft auf dem evangelischen Friedhof beigesetzt worden. Ihm zur Seite ruht seine treue Lebensgefährtin, die ein Jahr später in Allenstein starb.

Der Verfasser des Buches „Die Ordensstadt Neidenburg in Ostpreußen“, Julius Gregorovius, hat ihm für seine wertvolle Mitarbeit an dieser gedruckten Chronik Neidenburgs in der Vorrede durch seinen Dank ein Denkmal gesetzt. In Neidenburg selbst erinnerte die Stolzenbergstraße an diesen vorbildlichen Mitbürger, der viel für den Kreis und seine geliebte Stadt Neidenburg getan hat und darüber hinaus durch sein Vorbild erzieherisch auf die nachfolgende Generation einwirkte.

Mögen uns Männer wie der „alte Stolzenberg“ und Frauen wie seine tüchtige Tochter Helene besonders beim zukünftigen Wiederaufbau unserer wiedergewonnenen Heimat nie fehlen.

### ***Ein Leben für die Heimat***

Denken wir an unsere alte Heimat, dann erinnern wir uns oft an Persönlichkeiten, deren Leben und Wirken untrennbar mit ihr verknüpft sind. So tritt aus der Geschichte des Grenzkreises Neidenburg in den letzten Jahrzehnten mit als eine der markantesten Persönlichkeiten im Kampf des Deutschtums

### **Konrektor i. R. Karl Grzanna**

hervor. Er weilt nicht mehr unter den Lebenden, doch sein Schaffen und Leben für die deutsche Heimat bleiben unvergessen.

Karl Grzanna wurde am 30. Januar 1872 in Gr. Weißbunnen, Kr. Johannsburg, geboren. Sein Lehrerberuf führte ihn nach dem Besuch des Seminars in Ortelsburg in den Kreis Neidenburg, wo er zunächst wenige Jahre in Landschulstellen in Heinrichsdorf und Kl. Tauersee, dann die längste Zeit seines Lebens in den Städten Soldau und Neidenburg amtierte. Außer im Volksschuldienst wirkte er nach 1910 lange Jahre als Leiter und Lehrer an den Städtischen Berufsschulen von Soldau und Neidenburg. Schließlich war es ihm vergönnt, in geistiger und körperlicher Frische sein 40jähriges Dienstjubiläum zu begehen, an dem nicht nur Regierung und Behörden, Freunde und Bekannte, sondern auch die Generationen seiner ehemaligen Schüler und Schülerinnen dankbar und lebhaft Anteil nahmen.

Als nach den Bestimmungen des Versailler Diktates der Soldauer Teil des Grenzkreises Neidenburg an Polen fiel, siedelte Konrektor Grzanna mit seiner Familie nach Neidenburg über. Er, der sich im Jahre 1914 zum Schutz der Heimat freiwillig als Landsturmmann gestellt hatte, erlebte „in jenen schwarzen Tagen des Frühjahrs 1920“ — wie er zu sagen pflegte —, als das polnische Heer in Soldau einzog, zum erstenmal den bitteren Schmerz des Heimatverlustes. Damals schwor er sich, neben seiner Berufsarbeit unermüdlich für die Heimat tätig zu sein. So widmete er seine ganze Kraft der organisatorischen Durchführung der Volksabstimmung des Jahres 1920 im Kreise Neidenburg, übernahm die örtliche Leitung des Ostdeutschen Heimatdienstes, wurde Kreisverbandsvorsitzender des Bundes Deutscher Osten und des VDA und betätigte sich so im Dienste der Heimat all die Jahre hindurch und auch noch über seine Pensionierung hinaus. Trotz der Grenzziehung zwischen dem Heimatkreis Neidenburg und dem Soldauer Ländchen und trotzdem er seine zweite Heimat in Neidenburg gefunden hatte, blieb er weiterhin mit Soldau aufs engste verbunden. Seine Beziehungen spannte er stets ein, um auf jede irgend mögliche Weise seinen Soldauern unbemerkt von der Öffentlichkeit zu helfen. Er war der treibende Motor der im Soldauer Gebiet bestehenden deutschen Vereine und Organisationen, und die Soldauer wußten es am besten, wie schwer sein Wollen in der Durchführung war.

Am 19. Januar 1945 traf auch ihn das bittere Los, seine Neidenburger Heimat mit seiner Frau auf heimlichem Fluchtweg zu verlassen. Die Flucht führte Konrektor Grzanna und seine Frau schließlich nach dem Dorfe Cämmerswalde im Erzgebirge, wo seine Schwiegertochter mit ihren beiden Kindern ein Notunterkommen gefunden hatte. Hier fanden Konrektor Grzanna und seine Gattin in der Nacht vom 21. Mai 1945 einen gewaltsamen Tod. Ein sowjetrussischer Soldat, der im Hause plünderte und dem Karl Grzanna, um die Bewohner zu schützen, entgegentrat, erschoss ihn und seine Frau, die ihm wie im ganzen Leben auch in diesen letzten Minuten treu zur Seite stand. Auf einem abseitigen kleinen Erzgebirgsfriedhof haben beide fern der Heimat ein gemeinsames Grab gefunden.

### **Superintendent Barczewski**

Als am 11. 9. 1937 Superintendent Ernst Barczewski für immer die Augen schloß, schied eine Persönlichkeit aus dem Leben, die weit über die Grenzen der engeren Heimat hinaus bekannt war.

Im Jahre 1888 kam Ernst Barczewski als junger Pfarrer nach Soldau, wurde 1899 erster Pfarrer und im Jahre 1910 Superintendent. Als nach der Abtretung Soldaus vom Reich eine Neugliederung der Gebiete notwendig wurde, kam der Kirchenkreis Strassburg zur Superintendentur hinzu. Barczewski leitete nun den Kirchenkreis Strassburg/Soldau.

Mannigfaltig waren die Gebiete, denen sich Barczewski neben seinem Berufe widmete. Eine seiner Aufgaben, die er sich stellte, war das Siedlungswesen. Das hierfür vorgesehene Gelände lag neben dem Exerzierplatz, am Wege nach dem Stadtwald. „Ernststruh“ sollte die Siedlung heißen. Zwei Siedlungen als Musterbauten waren fertig. Der erste Weltkrieg brach aus, unterbrach den weiteren Fortgang dieses Vorhabens, und die Abtretung des Soldauer Gebietes brachte das Projekt ganz zum Erliegen.

Als Sohn der Heimat selbst aus bäuerlicher Familie stammend, war sein ganzes Wirken mit dem Bauertum aufs engste verbunden. Das landwirtschaftliche Genossenschaftswesen hatte im Superintendenten Barczewski nicht nur einen Förderer gefunden, sondern darüber hinaus einen tatkräftigen Mitarbeiter, der die kleine An- und Verkaufsgenossenschaft aus den ersten Anfängen heraus zu einem Unternehmen machte, welches die Erträge fast des ganzen Soldaugebietes verwertete. Gleichzeitig ging auch die Kreditwirtschaft mit Barczewski einen erfolgreichen Weg. Dem Vorschussverein - später in Vereinsbank umbenannt - war Barczewski ein tatkräftiges und wichtiges Vorstandsmitglied, dem nicht nur die Interessen des Institutes, sondern auch diejenigen seiner Bauern am Herzen lagen. Auch dieses Unternehmen erlebte einen Aufschwung und einen Umfang, an welchem Barczewski maßgeblich beteiligt war.

Aber neben diesem ökonomischen Wirken vergaß Barczewski nicht, daß der Berufsstand auch einen Halt in irgendeiner Form haben mußte, um selbst stark und widerstandsfähig zu sein. Die Gründung des Landbundes war nicht nur eine bloße Vereinsgründung, nein, sie war eine Bindung landwirtschaftlicher Kräfte, die hier Rat und Tat für ihr berufliches Leben erhielten und damit die Kraft fanden, im schweren Kampf um die Existenz zu bestehen. Unschätzbar waren die Werte, die Barczewski im Zusammenwirken mit anderen verdienten Landbundmännern als Mitbegründer des Landbundes hier dem Volkstum erhalten hat.

Durch seine berufliche und wirtschaftliche Tätigkeit bei allen Bevölkerungsschichten bekannt und beliebt, war kein anderer besser geeignet als er, der politische Führer aller Bevölkerungsschichten zu sein. Politisch und wirtschaftlich bestens orientiert, ein geistvoller schlagfertiger Redner, mit der Bevölkerung aufs engste verbunden, die

polnische Landessprache perfekt beherrschend, brachte Barczewski alle Voraussetzungen für einen Abgeordneten, einen Volksvertreter, mit. Als Senator in den polnischen Senat gewählt, vertrat er die deutsche Minderheit nicht nur seines Heimatkreises, sondern weit darüber hinaus eines großen Teiles Pommerellens.

In seinem Hauptberuf als Geistlicher sah er seine Lebensaufgabe im Wiederaufbau der 1914 zerstörten evangelischen Kirche. Es war nicht leicht, dieses Vorhaben zum glücklichen Ende zu führen. Soldau war an Polen abgetreten. Die Regierungsstellen bewilligten die Wiederaufbaumittel nicht so, wie es im deutschen Vaterlande gewesen wäre. Schwierigkeiten über Schwierigkeiten tauchten auf. War ein Hindernis überwunden, stellte sich ein anderes in den Weg. Aber mit dem ihm eigenen Verhandlungsgeschick, mit seiner Zähigkeit und nicht zuletzt mit seinem persönlichen Mut und seiner unermüdlichen Tatkraft konnten alle Schwierigkeiten überwunden werden. Endlich war es soweit. Am 1. Adventssonntag, dem 30. November 1930, wurde unter Beteiligung der Bevölkerung in Anwesenheit hoher kirchlicher und staatlicher Würdenträger die evangelische Kirche in Soldau eingeweiht und ihrer Bestimmung übergeben. Ein schöner, stattlicher Bau krönte nun die bisherigen Mühen und Sorgen, und mit Stolz sah der Bauherr auf das Werk. Nun hatte die Soldauer evang. Gemeinde ihr Gotteshaus wieder, das ihr Mittelpunkt war und blieb. Im Konfirmandensaal sammelten sich nicht nur die Konfirmanden, sondern die kirchlichen Organisationen - Jünglingsverein, Jungmädchenbund, Posaunenchor, Kirchenchor, Frauenhilfe usw. usw. - hatten hier ihre Zusammenkünfte und Übungsabende. Ja, auch die ganz Kleinen des Kindergartens fanden bei schlechtem und kaltem Wetter Unterkunft. Auch diese Organisationen standen unter der Leitung des Superintendenten. Gern hätte Barczewski noch sein 50jähriges Jubiläum gefeiert. Es sollte nicht sein. Krankheit zwang ihn, seine Tätigkeit aufzugeben. Nach 41jähriger Tätigkeit trat er im Jahre 1936 in den Ruhestand. Sein ihm verbliebenes Lebensjahr verlebte er in Strasburg, wo sein Schwiegersohn Pfarrer war.

Doch sein Lebenswerk, die Kirche, steht heute noch als Mahnmal und Kündlerin deutschen christlichen Wesens und als Zeugnis eines starken, schöpferischen Menschen, unseres Superintendenten Barczewski. F.Z.

### **Veterinärtrat Hesse**

Zu den Bürgern Neidenburgs, die sich bleibende Verdienste um Stadt und Kreis erworben haben, gehört der Kreisveterinärtrat Robert Hesse. Er war kein gebürtiger Neidenburger, sondern wurde am 17. 9. 1861 als Sohn eines Volksschullehrers in Gr. Bandtken, Krs. Marienwerder, geboren. Nach der Reifeprüfung am Gymnasium in Marienwerder studierte er von 1880 bis 1884 Veterinärmedizin an der Tierärztlichen Hochschule in Berlin und war nach Abschluß des Studiums zunächst als Veterinär bei den roten Husaren in Stolp und danach kurze Zeit in Darmstadt tätig. Am 19. 11. 1888 heiratete er und wechselte bald darauf in den Zivildienst über. Mehrere Jahre leitete er den Schlachthof in Köslin in Pommern. Weiterstrebend bereitete er sich auf das Kreisexamen vor und übernahm, nachdem er es bestanden hatte, den Kreis Löbau, Westpreußen, mit dem Wohnsitz in Neumark, da sich dort auch das Landratsamt befand. Im Jahre 1903 ging er nach Neidenburg, wo er als Kreis- und Grenztierarzt bzw. zuletzt als Kreisveterinärtrat bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1926 wirkte. Als der erste Weltkrieg ausbrach, zog er mit dem Feldartillerieregiment 79, das in Osterode, Ostpr. stationiert war, als Stabsveterinär ins Feld. Nach dem Durchbruch von Brzeziny am 24. 11. 14 erhielt er für Tapferkeit vor dem Feind das Eiserne Kreuz 2. Klasse und wurde zum Oberstabsveterinär, später noch zum Generaloberveterinär befördert.



Von der Regierung in Allenstein sehr gegen seinen Willen reklamiert, übernahm er Ende Juni 1915 wieder seine Amtsgeschäfte in dem durch die ersten Kriegsjahre außerordentlich stark verheerten Kreis Neidenburg. Er war damals der einzige Veterinär im Kreise, dem neben seinem Amt als Kreistierarzt auch die private Betreuung des Tierbestandes oblag. In einem gemieteten Pferdefuhrwerk, gegen Regen und Sonne durch einen riesengroßen Familienschirm, der den ganzen Wagen bedeckte, geschützt, sah man ihn oft durch alle Teile des Kreises fahren. Überall war er wegen seiner umgänglichen Art und wegen seiner verständnisvollen und auf die Verhältnisse Rücksicht nehmenden Maßnahmen gern gesehen. Ein Beispiel für viele: In Thalheim wirkte der „alte Barkowski“, ein sehr erfahrener und gewissenhafter Heilpraktikant, der bei der Behandlung kranker Tiere, besonders von Pferden, und der Bekämpfung von Seuchen den Landwirten eine große Hilfe war. Trotz der Proteste von Veterinärmedizinern ließ Herr Hesse ihn im Kreise weiter praktizieren und vor allem auch Schweine der Bauern gegen Rotlauf impfen.

Von den Landräten Bansi und Freiherrn v. Mirhach, mit denen er gut zusammenarbeitete und an deren Erfolgen er Anteil hatte, wurde er sehr geschätzt, und in den Gutshäusern war er ein gerngesehener Gast, dessen Vorliebe für eine Tasse guten Kaffees allen Hausfrauen bekannt war.

Am kulturellen Leben der Stadt nahm er sehr regen Anteil. So war er viele Jahre Mitglied des Gemeindegemeinderates und hat sich durch seine Tätigkeit in dieser Körperschaft und sein vorbildliches Verhalten in der Kirchengemeinde große Verdienste erworben und ein treues Gedenken gesichert. Als alter Soldat gehörte er natürlich auch dem Kriegerverein an. Daneben war er aber auch aktives Mitglied, Vorsitzender und Ehrenvorsitzender des Neidenburger Turnvereins und rund 25 Jahre Mitglied und bis zu seinem Fortzug aus Neidenburg im Jahre 1930 Vorsitzender der Neidenburger Liedertafel, war Mitglied im Vorstand des „Sängerbundes Tannenberg“ und desgleichen Vorstandsmitglied des „Kulturbundes Masuren-Ermland“. Als Herr Volker im Jahre 1926 die Chorleitung in der Liedertafel übernahm, fand er für sein Vorhaben, den Chor zu einem Instrument im öffentlichen Musikleben Neidenburgs zu machen, viel Verständnis bei dem Vorsitzenden Herrn Hesse, der aber auch als aktiver Sänger seinen Mann stand und sehr selten einen Übungsabend versäumte.

Seiner ungemein großen Beliebtheit bei allen Kreisen in Stadt und Land und dem hohen Grade an Wertschätzung, die er sich durch seine vornehme, von Standesdünkel völlig freie Art erworben hatte, war es zuzuschreiben, daß man ihn vor der Volksabstimmung im Jahre 1920 zum Kreisvorsitzenden des „Ostdeutschen Heimatdienstes“ wählte, dem die Aufgabe zufiel, die Bevölkerung aufzuklären, der Agitation der Polen entgegenzutreten und so die Stimmabgabe der Abstimmungsberechtigten zu einem für Deutschland überwältigenden Erfolg werden zu lassen. Da galt es, im ganzen Kreise Ortsgruppen des „Ostdeutschen Heimatdienstes“ zu bilden, Versammlungen abzuhalten, anstrengende Reisen durch den Kreis zu machen, Redner zu gewinnen, in Verbindung mit der Bezirksstelle in Allenstein zu bleiben, mit dem Bezirksoffizier der Interalliierten Kommission, einem Engländer, zu verhandeln, die Abstimmungsberechtigten aus dem Reich zu empfangen und für ihre Unterbringung zu sorgen, kurz eine ungeheure Arbeitslast zu bewältigen, und wenn ihm auch viele Mitarbeiter und Helfer aus allen Kreisen der Bevölkerung, ganz besonders der Lehrerschaft, zur Verfügung standen, so war doch sein eigener Anteil an der Arbeit und an der Verantwortung für das Gelingen der Abstimmung bedeutend und gar nicht hoch genug einzuschätzen. Ihm, seinen rührigen Mitarbeitern und der Bevölkerung ist es zu danken, daß die Abstimmung am 11. Juli 1920 mit einem überwältigenden deutschen Sieg abschloß. Von 26 609 Abstimmungsberechtigten wurden 22 600 Stimmen abgegeben, davon 22 233 oder 98,38 % für Ostpreußen und nur 330 oder 1,40 % für Polen, 37 waren ungültig. In der Stadt Neidenburg selbst wurden nur 7 Stimmen für Polen gezählt. Herr

Hesse, seine Mitarbeiter und die treudeutsche Bevölkerung von Stadt und Land konnte mit dem Ergebnis wohl zufrieden sein, und wir werden ihrer immer mit Stolz und Dankbarkeit gedenken.

Im Oktober des Jahres 1930 verlegte Herr Hesse seinen Wohnsitz von Neidenburg, wo er, seine Gattin und seine beiden Töchter sich sehr wohl gefühlt hatten, nach Zoppot. Hier war es ihm vergönnt, im Jahre 1930 das Fest der goldenen Hochzeit zu feiern. Am 29. 2. 1941 verstarb er nach kurzer Krankheit, eine Woche vor Vollendung seines 80. Lebensjahres. Er konnte mit Genugtuung auf ein erfülltes Leben und ein reiches Lebenswerk zurückblicken, und solange es eine Chronik der Stadt Neidenburg geben wird, gebührt ihm darin ein besonders bevorzugter Ehrenplatz.

### **Kreisbaumeister Ewald Stein**

Ewald Stein wurde am 21. 4. 1874 in Langenholdinghausen, Kreis Siegen/Westfalen, als Sohn des Landwirts Ludwig Stein und seiner Ehefrau Elisabeth, geb. Kiel, geboren. Sein Wunsch, Forstmann zu werden, scheiterte an der jahrelangen Krankheit und dem frühen Tod des Vaters. Von 1888 bis 1895 besuchte er die Wiesen- und Wegebauschule (jetzige Kulturbauschule) in Siegen. Als Meliorationstechniker arbeitete er zunächst in Breslau und leistete 1896 als Einjährigfreiwilliger sein Dienstjahr beim 11. Grenadierregiment Kronprinz Wilhelm (2. Schlesisches) ab. Später arbeitete er als Wiesenbaumeister in Breslau und in der Grafschaft Glatz und kam über Wünste/Westfalen nach Neidenburg.

Am 3.11.1902 wurde er als Kreiswiesenbaumeister für den Kreis Neidenburg verpflichtet. Der Kriegsausbruch 1914 brachte ihn an die Front. Als Regimentsadjutant machte er die Gefechte bei Michalken am 23./24. August 1914, in Mühlen am 26. August, Mlawa am 3./4. 9. sowie Chorzellen am 14./15. 9. mit. Am 24. 9. verunglückte er schwer im Felde. Nach Wiederherstellung seiner Gesundheit wurde er Gefangenenbewachungsoffizier in Neidenburg und hat als solcher mit den Kriegsgefangenen viele Kriegsschäden im Kreise beseitigen können.

1938 ging er in Pension und wählte Hennigsdorf bei Berlin zum künftigen, letzten Wohnort. Noch zu rüstig, um stillzusitzen, stellte er sich hier der Gemeindeverwaltung zur Verfügung und übernahm vertretungsweise für den zur Wehrmacht einberufenen Beamten die Leitung des Gemeindebauamtes, zu dessen Aufgaben auch die Verwaltung des schönen Waldfriedhofes gehörte. Auf ihm hat Ewald Stein, nach kurzer Krankheit am 23. 3. 1946 gestorben, seine letzte Ruhe gefunden.

In den fast 36 Jahren seiner Neidenburger Tätigkeit hat Herr Stein als Wiesenbaumeister und seit 1914 als Kreisbaumeister Großes und Bleibendes für den Kreis geleistet. Als er 1902 das Amt des Kreiswiesenbaumeisters übernahm, fand er neun Meliorationsgenossenschaften vor. Nach seinen Entwürfen und unter seiner Leitung entstanden in den nun folgenden Jahren sechs weitere Meliorationsgenossenschaften. Daneben erstreckte sich seine Tätigkeit auf die Verbesserung des Ackerbodens durch umfangreiche Ackerdrainagen und Brückenbauten. Auch der Schloßteich in Neidenburg verdankt ihm seine Anlage. Nach Kriegsschluß mußten zunächst die erheblichen Kriegsschäden an den Kreisstraßen beseitigt werden. Das gelang unter Aufwendung beträchtlicher Mittel in überraschend kurzer Zeit. Außerdem galt es, die noch unzureichenden Verkehrsverbindungen durch Neubau von Straßen grundlegend zu verbessern. Unter Ausnutzung einheimischer Materialien (Kies, Sand und Granitfindlinge) und jeder sich bietenden Finanzierungsmöglichkeit wurde im Kreise in den zwanziger Jahren auf dem Gebiet des Straßenbaues geradezu Erstaunliches geleistet. Eine Einzelaufstellung würde zu weit führen. Die Zahl von rund 20 km Straßen spricht für sich.

Völlig neuartige Aufgaben waren zu lösen, als die in der Krisenzeit der dreißiger Jahre auch im Kreise erschreckend angestiegene Arbeitslosigkeit zu beseitigen war. Der erfinderische Geist des Kreisbaumeisters fand immer neue Möglichkeiten, durch wirklich nützliche Arbeiten, wie z. B. die Anlage von Feuerlöschteichen, Wegeverbesserungen und Brückenbauten, nicht nur die einheimischen Erwerbslosen, sondern auch solche aus den Großstädten zu beschäftigen.

Aus diesen nicht einmal vollständigen Angaben ist zu ersehen, welche umfangreiche Kulturarbeit seit der Jahrhundertwende in unserem Heimatkreis geleistet worden ist. Das war neben der Initiative der damals amtierenden Landräte, die vor allem die Geldmittel bereitzustellen hatten, das Verdienst Ewald Steins, der 35 Jahre seine Pläne verfolgte, während die Landräte wechselten.

Wie groß aber auch seine Leistungen als Kreiswiesenbau- und Kreisbaumeister waren, seine Tätigkeit im Dienste der Allgemeinheit war damit nicht erschöpft. Seit 1902 gehörte er dem Kriegerverein Neidenburg an und hat zuletzt lange Jahre als Major d. R. den Kreiskriegerverband und die Neidenburger Kyffhäuserkameradschaft geleitet. Ferner war er viele Jahre bis zur Neuorganisation Vorsitzender der Neidenburger Sanitätskolonne. Als Vorsitzender des Beamtenwohnungsvereins ließ er mehrere Häuser in der Deutschen Straße errichten. Der Stadtverwaltung diente er vor 1933 als Stadtverordneter und Magistratsmitglied und der Kirchengemeinde als Mitglied des Gemeindegemeinderats, in welcher Eigenschaft er sich besonders um die Unterhaltung der kirchlichen Bauten und Friedhöfe verdient gemacht hat. Daß er daneben noch Unterricht in der Landwirtschaftsschule erteilte und einige Jahre den Imkerverein geleitet und die Kreisbauernschaft organisiert hat, sei noch nebenbei vermerkt.

Besonders große Verdienste erwarb er sich durch die Anlage und würdige Ausgestaltung der zahlreichen Ehrenfriedhöfe des Kreises, eine Tätigkeit, die ihm als Teilnehmer des Weltkrieges besonders am Herzen lag.

So steht die Gestalt des in allen Gemeinden des Kreises bekannten und hochgeschätzten Majors Stein, wie er allgemein genannt wurde, als Beispiel eines tatkräftigen, pflichtbewußten und verantwortungsbewußten deutschen Mannes vor uns, dessen Lebensinhalt die ununterbrochene Arbeit im Dienste des ihm zur zweiten Heimat gewordenen Kreises und seiner Bewohner war. Er hat sich in den Herzen seiner Neidenburger über seine Kriegervereinskameraden weit hinaus ein so großes Maß an Achtung, Wertschätzung und Freundschaft erworben, daß sein Andenken lange nicht verblassen und aufs neue aufleben wird, wenn wir oder unsere Nachfahren bei der Wiederkehr in die Heimat vor den Zeugen seiner Tätigkeit stehen werden.

### **Eheleute Ernst und Marie Schwanke, Groß Schläfken**

Es war am Anfang des Jahres 1881, als die Eheleute Richard Nesselhauf und Frau Ulrike, geb. Kautz, das Rittergut Groß Schläfken, Kreis Neidenburg, mit rund 3000 Morgen für 132 000 Taler an den Landwirt Ernst Schwanke aus Brahnau bei Bromberg verkauften. Durch diesen Grundstückskauf wurde eine Familie im Kreise Neidenburg ansässig, deren Ruf über die Grenzen des Kreises ausstrahlte. Der am 18. 2. 1856 in Wolla, Kreis Witkowo, in Posen geborene Ernst Schwanke war das älteste Kind des Gutsbesitzers Robert Schwanke und dessen Ehefrau Mathilde, geb. Schulz, die aus Strahlkowo, Kreis Wresche, stammte. Acht weitere Geschwister wuchsen mit ihm heran. Nach seiner

praktischen Ausbildung als Landwirt besuchte er als Abschluß die Akademie in Proskau. Nach Erwerb des Gutes Groß Schläfen heiratete er am 11. 10. 1881 Fräulein Marie Treppmacher, die am 9. 10. 1859 in Wulka, Kreis Wreschen, geboren war.

Das, was Ernst Schwanke in seiner Jugend praktisch und durch Besuch von Schulen erlernt hatte, wendete er nun in seinem Betrieb Gr. Schläfen an. In planvoller Arbeit verbesserte er den Boden, meliorierte Wiesen und führte eine geänderte Fruchtfolge in seinem Betrieb ein. Aufgeschlossen für alle Neuerungen, war es ihm ein leichtes, eine anerkannte Pferdezucht aufzubauen, während seine Schafzucht und Rindermast die Sicherung der Wirtschaft ergab. Wie schwierig damals der Absatz war, möge daraus ersehen werden, daß der Spiritus der Brennerei nach Güldenboden bei Elbing und später erst nach Koschiau verladen werden mußte.

Zur besseren Verwertung der anfallenden großen Kartoffelerträge richtete er auch noch eine Stärkefabrik ein. Ernst Schwanke war es somit beschieden, ein Aufblühen seines Besitzes fortlaufend zu verzeichnen, das sich auch durch Neu- und Umbauten auf dem Gutshof Groß Schläfen deutlich sichtbar machte. Seine Leistungen wurden überall anerkannt, zumal er sich auch im Genossenschaftswesen rührig und aufgeschlossen zeigte. So war er Mitbegründer der Molkereigenossenschaft Neidenburg, ferner bedacht mit Ehrenämtern, wie Schiedsmann, Amtsvorsteher, Mitglied des Kreistages und Kreis Ausschusses. Die Tätigkeit als Kirchenältester und Patron der evangelischen Kirche von Gr. Schläfen zeigt am deutlichsten, wie sehr sich Schwanke im Kreis Neidenburg eingelebt hatte.

Ernst Schwanke verstarb am 2. Oktober 1893; zurück blieben seine Witwe und seine drei Söhne Walter, Hermann und Ernst. Im alten Friedhof an der Kirche in Gr. Schläfen fand er seine letzte Ruhestätte.

Für Frau Marie Schwanke begann nun die große Verpflichtung, das Erbe ihres verstorbenen Ehemannes weiterzuführen. Zwanzig Jahre lang bewirtschaftete sie mit ebenso großem Erfolg Gr. Schläfen, erzog ihre drei Söhne, von denen zwei Landwirt und einer Forstmeister wurde. Durch Ankauf von weiteren Ländereien, weiterem Ausbau der Guts- und Wohnhäuser sowie der Stallungen und Scheunen schaffte sie weitere Werte für Gr. Schläfen. Sie führte die Schweinezucht in großem Umfange ein, erweiterte den Rindviehbestand, vergrößerte die Kuhherde durch Ankauf von Original Holländer Sterken (Original Holländer-Herdbuch), eine eigene Meierei und begann mit Aufforstungen von Ödland. Sie war es, die das weiterentwickelte, was ihr Ehemann in den Grundzügen angelegt hatte, aber nicht mehr voll reifen sehen konnte.

Im Juli 1914 übergab sie Gr. Schläfen ihrem Sohn Hermann, zog nach Danzig und Posen und verstarb am 27. Januar 1931 in ihrer Heimat Wulka. In Stralkowo, Kreis Wreschen, fand sie ihre letzte Ruhestätte.

## **Paul Lenk**

war wohl aus dem bäuerlichen Teil der Landwirtschaft des Kreises Neidenburg die bekannteste Persönlichkeit, und wenn die bäuerliche Landwirtschaft des Kreises Neidenburg eine besonders hohe Leistungssteigerung in den letzten zwei Jahrzehnten vor der Vertreibung erreicht hat, war Paul Lenk durch sein Vorbild und seine Arbeit maßgeblich daran beteiligt.

In Frankenau am 10. 2. 1889 geboren, übernahm er nach Heimkehr aus dem ersten Weltkrieg den elterlichen Bauernhof von ca. 80 ha. Er übersah bald, daß mit der bisherigen Wirtschaftsweise auf dem durchlässigen leichten Frankenaauer Boden nicht vorwärts-

zukommen war. Da nur Kartoffeln sichere hohe Erträge brachten, beschränkte er seinen Rindviehbestand auf einige Milchkühe, dehnte Saat- und Futterkartoffelanbau aber erheblich aus und erhöhte die Zucht- und Mastschweinebestände bis auf ca. 200 Stück. Fachmännisches Wissen und zielbewußte Planung brachten Erfolge, besonders in der Schweinezucht, die ihn in der ganzen Provinz bekannt machten. Seine Wirtschaftsweise wurde zum Vorbild für die leichteren Böden des Kreises.

Das Vertrauen der Bauern berief ihn zum leitenden Mitarbeiter in der Berufsvertretung und fast allen Vereinigungen der Landwirtschaft in Kreis und Provinz. Überall war Paul Lenk eine markante Persönlichkeit. Seine ruhige, sachliche Art, seine Bereitschaft, stets für die Belange seines Berufsstandes sich nachdrücklich einzusetzen, sind allgemein bekannt. In fast allen Raiffeisen-Genossenschaften des Kreises und auch z. T. deren Zentralstellen in Königsberg gehörte Paul Lenk nicht nur den Organen an, sondern gab mit seiner tätigen Mitarbeit auch wertvolle Anregungen.

Ab 1935 wurde er als Kreisbauernführer Leiter der gesamten Landwirtschaft und der dazugehörenden Berufe des Kreises Neidenburg. Nicht viele Landleute werden gewußt haben, wie außerordentlich stark und vielseitig diese, auch ehrenamtliche, Tätigkeit ihn beanspruchte. Sehr erschwert wurde diese Tätigkeit, besonders nach Ausbruch des Krieges, durch Maßnahmen und Anordnungen, auch von politischer Seite, auf wirtschaftlichem und auch personellem Gebiet, die oft den Belangen der Landwirtschaft nicht dienten. Nur die ruhige, sachliche Art von Lenk überbrückte dann die Spannungen, besonders mit politischer Parteileitung und Reichsnährstand. 1942 glaubte Paul Lenk die Verantwortung nicht mehr tragen zu können, da die Widerstände gegen seine Person sich nach seiner Ansicht nachteilig für seinen Berufsstand auswirken könnten, und trat zurück. Er wurde Altkreisbauernführer. Doch Paul Lenk war weder alt noch müde.

Er war weiterhin mit seiner Mitarbeit und seinem Rat da, wo er gebraucht wurde; er war froh, sich mehr seiner Familie und seinem Hof widmen zu können. Eine besondere Vorliebe hatte er für das „edle ostpreußische Pferd“, das er auch züchtete. Auf jeder reiterlichen und züchterischen Veranstaltung war er da, wenn er auch als ehemaliger Infanterist sich reiterlich nicht betätigte.

Paul Lenk wird uns allen stets in guter Erinnerung bleiben als grader deutscher Bauer, der seine Lebensaufgabe in der Arbeit für Scholle, Heimat und Vaterland sah. Sein Tod durch Mörderhand in Ostpreußen während der Vertreibung aus der Heimat hinterläßt eine unausfüllbare Lücke in unserer Zusammenarbeit für die Rückgabe unserer Heimat, doch wir handeln auch in seinem Sinne, wenn wir vorwärtsschauen und dieses Ziel nie vergessen.

W.R.

### **Ehepaar Hermann und Katharina Nehbel, Salusken**

Hermann Nehbel wurde am 14. 2. 1868 als zweiter Sohn des Landschaftsdirektors Robert Nehbel und seiner Ehefrau Mathilde Nehbel, geb. Saffran, in Salusken geboren. Nach Absolvierung des Gymnasiums in Hohenstein und seiner landwirtschaftlichen Ausbildung übernahm er, gerade volljährig geworden, das Familiengut Salusken, da sein älterer Bruder die Offizierslaufbahn einschlug. Am 19. 5. 1895 heiratete er Katharina Becker, die jüngste Tochter des Landrats und Rittergutsbesitzers Leo Becker, Schloßgut Neidenburg. Aus dieser Ehe stammen Zwillingsschwestern.

Hermann Nehbel war ein passionierter Landwirt, der sich in Salusken vor allem dem intensiven Kartoffelanbau widmete. Er erzielte nicht nur überdurchschnittliche Ernten, sondern machte auch in der Qualität außerordentliche Fortschritte. Der Saatkartoffelanbau kam nach seinem Vorbild im Kreise in vielen Betrieben in Gang. Kennzeichnend war seine oft scherzhaft gebrauchte Äußerung: „Ich zahle für jedes Unkraut, das man nach der Blüte auf meinen Kartoffelfeldern findet, einen Taler.“ Besondere Vorliebe hatte er ferner für die Pferdezucht. Bei dem ihm zuerkannten eigenen Remontemarkt stellte er jährlich 26 Remonten.

Wegen seiner Erfolge als Landwirt wurde er zum Landwirtschaftsdirektor berufen. Daneben war er im Kreise erster Kreisdeputierter. Ferner vertrat er seinen Heimatkreis im Provinziallandtag. Endlich war er von seinem 34. Lebensjahre an 17 Jahre Landtags- und Reichstagsabgeordneter der Deutschkonservativen Partei. Im Reichstag trat er als Berichterstatter für den Heeresetat hervor und wirkte entscheidend bei der Neuregelung des Brennereiwesens mit.

Am ersten Weltkrieg nahm er als Major der Reserve bei der Artillerie teil und war später führend in der Militärverwaltung Litauen tätig. Ein Herzleiden, das er sich im Kriege zugezogen hatte, machte 1922 vorzeitig seinem Leben ein Ende.

Seiner Witwe, die schon seit längerer Zeit den Gutsbetrieb praktisch geführt hatte, wenn ihren Ehemann die politische Tätigkeit monatelang abwesend sein ließ, fiel die Aufgabe zu, in diesen schwierigen Zeiten den Stammsitz der Familie Nehbel zu erhalten. Sie hatte nach dem Russeneinfall 1914 tatkräftig die umfangreichen Schäden beseitigt. Die ersten Kämpfe in der Tannenberg Schlacht fanden unweit Salusken statt. Größere Anforderungen stellte aber noch die Nachkriegszeit mit der durch die Abtrennung bedingten wirtschaftlichen Krise. Sparsam, fleißig, aber zugleich weitblickend, wirtschaftete sie so, daß der Betrieb gesund blieb. Als einer der wenigen Gutsbetriebe benötigte sie selbst in den bösen Krisenjahren keine Staatshilfe. Im zweiten Weltkrieg wurde ihre vorbildliche Wirtschaft als anerkannter Musterbetrieb durch Verleihung des Kriegsverdienstkreuzes ausgezeichnet.

1945 lebte sie unter der Russenherrschaft noch bei ihren Leuten in Salusken, dann wurde sie ausgewiesen. Es gelang ihr, zunächst in der Provinz Sachsen eine Siedlerstelle zu erhalten. Nach einigen Jahren mußte sie aber auch dort weichen und fand bei ihrer Schwester Frau von Drygalski in Berlin Aufnahme. Dort ist sie infolge eines Unfalls am 20. 6. 1948 verstorben und ruht auf dem Waldfriedhof Zehlendorf. Den Glauben an die Rückkehr in die Heimat hat sie bis zuletzt behalten und versuchte, ihre Berliner Schicksalsgefährten in diesem Sinne aufzurichten.

Das Grab ihres Ehemannes auf dem Salusker Familienfriedhof wird von den dort verbliebenen Gutsleuten vorbildlich gepflegt. Eine Tochter heiratete den Neidenburger Landrat Dr. Deichmann, jetzt Koblenz, Simmernstraße, wohnhaft.

P.

P.

*Mit wenigen Auszügen aus den Heimatbriefen mit längeren ausführlicheren Biographien von Persönlichkeiten aus Neidenburgs Geschichte soll beispielhaft gezeigt werden, daß es neben den vielen in dieser Sammlung in Erinnerung gebrachten „Köpfen der Heimat“ auch solche gab, die teilweise weit über die Grenzen des Heimatkreises Neidenburg hinaus wirkten.*

*So hat der nachfolgend dargestellte Graf von Finckenstein als Erzieher König Friedrichs des Großen sogar (indirekt) w e l t p o l i t i s c h einflußgebend gewirkt.*

## Die Finckensteins — Von Ostpreußen nach Brandenburg

Neben den Dohnas und Dönhoffs gehörten die Finckensteins bis weit ins achtzehnte Jahrhundert hinein zu den einflußreichsten Familien in Altpreußen, dem späteren Ost- und Westpreußen. Ihre Herkunft ist nicht überzeugend nachweisbar, so soll ein „Finck“ aus Tirol im dreizehnten Jahrhundert mit dem Deutschen Orden ins Land gekommen sein. Daß die Finckensteins aber auch prußische Vorfahren (u. a. aus dem Geschlecht der Kalnein-Kilgis) hatten, ist erwiesen. Eine lange Zeit war die Familie im Raum **Neidenburg-Gilgenburg** ansässig und bekleidete dort hohe Ämter, aber auch schon früh Hofämter in Berlin, doch ihre Heimat blieb Ostpreußen. Der berühmteste Finckenstein war Albrecht Konrad Finck von Finckenstein, 1660 in **Saberau** geboren (nicht in Neidenburg, dem Stammsitz), wo die Familie in dem abgelegenen Dorf Schutz vor der Pest suchte. Sein Vater hatte dem Großen Kurfürsten als Kammerjunker gedient, er starb früh, noch vor der Geburt seines jüngsten Sohnes. Als Albrecht Konrad drei Jahre alt war, verlor er auch seine Mutter. So wurde das Kind von Verwandten aufgezogen.

Mit sechzehn Jahren begann die militärische Laufbahn Albrecht Konrad von Finckensteins. Durch Vermittlung eines älteren Bruders trat er in niederländische Dienste: Die Oranier waren Reformierte und Verwandte des kurfürstlichen Hauses. Unter Wilhelm III. von Oranien focht Finckenstein in Schlachten gegen die Franzosen, die recht unglücklich verliefen; er wurde verwundet und geriet in französische Gefangenschaft. Nach seiner Genesung wechselte er in die französische Armee, was damals keineswegs ehrenrührig war, und diente sich zum Offizier hoch. Als Ludwig XIV. zum Kriegsgegner Brandenburg-Preußens wurde, quittierte Finckenstein seinen Dienst und trat als Major in die brandenburg-preußische Armee ein. Unter Kurfürst Friedrich III., dem späteren König Friedrich I., nahm er an Feldzügen der Nordischen Kriege und des Spanischen Erbfolgekrieges teil. Unaufhaltsam stieg er die Karriereleiter hoch bis - später - zum Feldmarschall und wurde mit den höchsten preußischen Orden, dem Schwarzen Adler, ausgezeichnet. Ein ruhmreiches Lehen - doch von besonderer Bedeutung wurde die Berufung Finckensteins zum Erzieher von zwei preußischen Kronprinzen.

Als sich Kurfürst Friedrich III. am 18. Januar 1701 in Königsberg zum König Friedrich I. in Preußen krönte, verkehrte Finckenstein bereits regelmäßig bei Hofe und gehörte zum engeren Kreis der geistvollen Kurfürstin, dann Königin Sophie Charlotte, die den Offizier, der sich durch französische Bildung und tadellose Manieren auszeichnete, sehr schätzte. Er heiratete eine ihrer Hofdamen, Susanna von Hoff. Die Hochzeit im Mai 1700 richtete die Kurfürstin im Berliner Schloß aus. Einige Jahre war Finckenstein Erzieher des eigenwilligen Kronprinzen, des späteren Königs Friedrich Wilhelm I., des sogenannten Soldatenkönigs. Er begleitete ihn auch auf seinen Bildungsreisen bis zu dessen Heirat

1706. Während des Spanischen Erbfolgekrieges war er als Soldat nicht zu entbehren und zeichnete sich 1709 während der Schlacht von Malplaquet aus. Auf Vorschlag von Prinz Eugen verlieh ihm der Kaiser daraufhin die Reichsgrafenwürde. Als Friedrich Wilhelm König wurde, hielt er seinen früheren Erzieher am Hofe, doch fühlte sich Finckenstein nur in Ostpreußen wirklich heimisch, dort baute er sich in Habersdorf eines der schönsten Schlösser des deutschen Ostens. Friedrich Wilhelm I. besuchte es auf einer seiner vielen Reisen ins östliche Preußen, ihm gefiel der Name Habersdorf nicht, und so befahl er, den Ort in Finckenstein umzutaufen (Später wurde das Schloß berühmt, als Napoleon 1807 zwei Monate Quartier in Finckenstein nahm, da war es aber schon durch Erbschaft an die gräfliche Familie Dohna übergegangen.) Auch der Soldatenkönig bestimmte Albrecht Konrad Finckenstein zum Erzieher seines 1712 geborenen Sohnes Friedrich, der später Friedrich der Große genannt werden sollte. Bis zu dessen Volljährigkeit behielt er dieses Amt, wegen der Vater-Sohn-Konflikte im Königshaus war das gewiß keine leichte Aufgabe, die Finckenstein aber mit diplomatischem Geschick bewältigte; denn Friedrich der Große hat auch später seiner immer mit Respekt gedacht.

1731 erhielt Finckenstein die Pfründe eines Komturs des Johanniterordens in Lietzen, nahe Frankfurt an der Oder, doch so recht ansässig wurde er dort nicht; er starb 1735 in Berlin. Sein Sohn Karl Wilhelm jedoch erwarb etwa fünfzehn Jahre später dort im Lebusener Land das Gut Madlitz. Seitdem war dieser Zweig der Familie in der Mark Brandenburg verwurzelt. Dieser Sohn des Feldmarschalls wurde auch ein bekannter Mann. Er schlug nicht, wie sein Vater, die militärische Laufbahn ein, sondern ging früh in den diplomatischen Dienst mit den Stationen Stockholm, London und St. Petersburg. Mit fünfunddreißig Jahren wurde er einer der beiden Minister des Äußeren unter Friedrich dem Großen, dieses Amt bekleidete er mehrere Jahrzehnte.

Heute sind die Finckensteins eine weitverzweigte Familie. Das Schloß in Ostpreußen wurde 1945 niedergebrannt; die Ruine zeugt heute noch von der imposanten Anlage. Das schloßartige Herrenhaus Madlitz in der Mark Brandenburg wurde von der DDR enteignet und völlig heruntergewirtschaftet. Nach der Wende hat ein wohlhabender Finckenstein-Nachkomme, der sich dem brandenburgischen Stammsitz seiner Familie immer verbunden fühlte, das Herrenhaus mit Park wiedererworben und vorbildlich restauriert.

Darüber und über das alte Geschlecht der Finckensteins berichtet der Schriftsteller Günter de Bruyn in seinem lesenswerten Buch „Die Finckensteins. Eine Familie im Dienste Preußens“, erschienen im Siedler-Verlag. Die Schlußsätze aus dem Buch sollen hier zitiert werden:

„Auch der Kundige ... muß sich angesichts des wiedererstandenen Madlitz sagen, daß hier in einzigartiger Weise Reichtum, angestammtes Verantwortungsbewußtsein und Achtung vor der Geschichte zusammenkamen und Vorbildliches schufen das, aber nicht die Wiedergeburt des Vergangenen, sondern von Ehrfurcht vor dem Vergangenen getragenes Neues und Heutiges ist. Was hier entstand, zeugt von der Liebe zu einer Familie, die in **Ostpreußen**, also dem Ur-Preußen kommend, dem Staat über Jahrhunderte hin an entscheidender Stelle diente und deren bedeutendste Gestalten die verschiedenen Epochen und Charakterzüge des **klassischen P r e u ß e n** zu verkörpern scheinen.“

H. K.



## *Der Graf von Finckenstein*

### **Das Leben eines Soldaten - Feldmarschall und Erzieher des Alten Fritz**

Vor fünfzig Jahren noch konnte sich ein Historiker beklagen, daß im Konversationslexikon drei Angehörige der Familie Finck von Finckenstein wenigstens mit kurzen Darstellungen gewürdigt seien, aber ausgerechnet der wichtigste nicht. In der Tat waren um 1910 nur der von Friedrich dem Großen wegen des Prozesses in der Sache des Müllers von Sanssouci abgesetzte Regierungspräsident Friedrich Ludwig Karl Finck von Finckenstein (1745-1818) und sein Vater, der Außenminister und Freund des Alten Fritz, Karl Wilhelm mit Namen (1714 - 1800) bekannt sowie ein damals (1910) noch lebender kommandierender General Finck von Finckenstein. Nur in alten, schon um die Jahrhundertwende teils unbekannt gewordenen, teils nicht zugänglichen Sammlungen von Lebensläufen, wußte man etwas vom Großvater des Erstgenannten, einem fast sagenhaften Generalfeldmarschall, dem Grafen Albrecht Konrad Finck von Finckenstein, der bereits, so hieß es, gestorben war, ehe der junge Friedrich den Thron bestiegen hatte. Daß dieser beinahe vergessene Mann den später bekanntesten Preußenkönig zum Heerführer herangebildet und so den Grund zu den großen Entscheidungen im Siebenjährigen Krieg (1756— 1763) gelegt hat, blieb damals unbeachtet.

Von diesem Manne soll die Rede sein, nicht nur seiner geschichtlichen Bedeutung wegen, sondern auch und vor allem, weil er ein Kind unserer Heimat ist.

Lange Zeit wußte man nur, er sei um die Wende vom siebzehnten zum achtzehnten Jahrhundert in der Nähe von Soldau geboren worden, Spätere biographische Angaben fixierten Tag und Ort genau auf den 30. Oktober 1660 und Saberau bei Soldau; außerdem wurden eine Gilgenburger und eine Roggenhausener Linie der Familie festgestellt und der Name seiner Mutter in Erinnerung gerufen. Es war Charlotte K a t h a r i n a von Obentraut, eine Pfälzerin, die von der Mutter des Großen Kurfürsten, die selbst aus der Pfalz stammte, als Hofdame nach Berlin geholt worden ist. Sie wurde die zweite Frau des Kammerherrn C h r i s t o p h F i n c k, der nach zehnjährigem Dienst bei Hof 1643 hochgeehrt mit der Anwartschaft auf die Hauptmannschaft sowie mit dem Pachtgeld für das Amt Neidenburg auf seinen Besitz in Leipe (Amt Osterode) zurückkehrte. Er starb, ohne die Geburt seines Sohnes Albrecht Konrad erlebt zu haben.

Der junge Finck von Finckenstein verlor bald darauf auch die Mutter und wurde bis zum sechzehnten Lebensjahr bei seinem Schwager Ernst, der aus der Gilgenburger Linie stammte, erzogen. Dann nahm ihn, wie Otto Herrmann berichtet, „sein älterer Bruder, welcher als Hauptmann bei dem in holländischen Diensten befindlichen Regiment Lottum stand, über Berlin und Kassel, wo er der verwitweten Kurfürstin, einer Gönnerin seiner Mutter, vorgestellt wurde, mit nach den Niederlanden. Hier trat er als Freiwilliger in das Heer Wilhelms von Oranien ein und begann damit seine ruhmreiche kriegerische Laufbahn. Die Franzosen hatten in diesem Jahre (1676) am 26. April Condé und am 11. Mai Bouchain erobert. Um letzteren Ort zu entsetzen, war Oranien König Ludwig XIV. vergeblich unweit Valenciennes gegenübergetreten. Finckenstein nahm an diesem Zuge teil und bald darauf an der Belagerung von Maastricht. Die Festung wurde am 7. Juli von Oranien angegriffen, doch mußte, als der französische Marschall Schomberg zum Entsatz heranrückte, nach einem verzweifelten Sturm, den jedenfalls auch Finckenstein mitmachte, die Belagerung am 27. August aufgehoben werden.

Unser Held war also anfangs keineswegs vom Erfolg begünstigt. Noch schlimmer sollte es im folgenden Jahre werden. In der Schlacht bei Mont Cassel (oder Cassel, westlich von Ypern) am 11. April, in welcher das zum Entsatz von St. Omer heranrückende Heer

Oraniens von dem Marschall Luxemburg geschlagen wurde, erhielt Finckenstein eine schwere Kopfwunde und geriet in französische Gefangenschaft. Man brachte ihn nach Clermont in der Auvergne. Hier wurde er - es erinnert an heutige Verhältnisse - so hart eingeschlossen, daß er, als man ihm endlich erlaubte, an die frische Luft zu kommen, in Ohnmacht fiel und erst, nachdem ihm eine Ader geöffnet wurde, das Bewußtsein wiedererlangte.

Da er als gewöhnlicher Freiwilliger keine Aussicht hatte, ausgewechselt zu werden, tat er einen Schritt, der uns den Unterschied der Zeitverhältnisse deutlich vor Augen führt: er trat in französische Dienste. Man kann, wie wir später sehen werden, nicht einmal sagen, daß ihm dieser Entschluß besonders schwer geworden ist. Für den unbemittelten Adligen galt es eben im Zeitalter der Soldkriege, in irgendeinem Heere zunächst ein Unterkommen zu finden, natürlich unbeschadet seiner persönlichen Ehre, die aber nur durch unwürdige Behandlung, nicht durch Anschluß an einen dem eigenen Vaterlande feindlichen Staat als verletzt betrachtet wurde.

Das französische Regiment, bei welchem Finckenstein, natürlich wieder als Gemeiner, eintrat, wurde im Jahre 1678 im südlichen Frankreich gegen die Spanier verwendet. Dabei gelang es ihm, bei dem verräterischen Überfall einer Festung durch die Feinde dem Tode zu entgehen. (Bei seiner frommen Gesinnung betrachtete er diese glückliche Errettung als ein Werk des Himmels, um so mehr, als der Überfall an einem Karfreitag stattgefunden hatte, und beging daher von nun an in jedem Jahre diesen Tag als einen Festtag, indem er sich mit Andacht seiner „leiblichen Erlösung“ erinnerte.)

Dann nahm er teil an der Belagerung und Eroberung der von Don Sancho tapfer verteidigten Festung Puicerda in den Pyrenäen, welche der französische Marschall von Noailles hauptsächlich mit den aus Sizilien zurückgezogenen Truppen durchführte. Sein tapferes Verhalten bei dieser Aktion verschaffte ihm die lange ersehnte Anerkennung: er wurde im Jahre 1680 dem Minister Louvois vorgestellt, der ihn, nach dreijährigem schwerem Dienst eines gemeinen Soldaten, zum Fähnrich beförderte.

Im Jahre 1683 wurde er Leutnant und Adjutant und nahm als solcher an dem merkwürdigen Kriege zwischen Spanien und Frankreich (1683/84) teil, der ohne Kriegserklärung anfang und ohne Friedensschluß endigte. Als nach der Aufhebung der Belagerung von Gerona die Franzosen unter dem Marschall Belfond sich über den Fluß zurückziehen wollten, fanden sie die Brücke schon besetzt; Finckenstein ging aber mit seinem Regiment durch den Fluß, wobei dasselbe einen Oberstleutnant, zwölf Subalternoffiziere und 260 Gemeine verlor, und half die Spanier von der Brücke verjagen.

1685 wurde Finckenstein Hauptmann und erhielt die Erlaubnis, seine Heimat zu besuchen, sollte aber als Adjutant zugleich dort Werbungen für sein Regiment vornehmen. Über Berlin, wo er von dem Großen Kurfürsten gnädig empfangen wurde, ging es nach Königsberg, wo er - es berührt uns das heute sehr merkwürdig, erscheint aber während des Absolutismus mit seinem Soldwesen durchaus verständlich - mit solcher Pflichttreue und solchem Geschick operierte, daß eine ganze Reihe von Standesgenossen sich von ihm für den französischen Dienst anwerben ließen. Auf der Rückreise sammelte er dann noch 120 Leute in Hamburg und gelangte von dort zu Schiff nach Frankreich. Eine zweite Werbungsreise, die er, inzwischen Kompaniechef geworden, 1687/88 nach Deutschland unternahm, brachte ihm wieder etwa 100 Mann für sein französisches Regiment ein.

Als zu Beginn des Pfälzer Krieges auch das Deutsche Reich dem französischen König den Krieg erklärte, wurden zwar alle deutschen Landeskinder aus französischen Diensten abberufen, den französischen Hauptmann v. Finckenstein aber ging das, nach den damaligen staatsrechtlichen Verhältnissen, nichts an, da er als geborener Preuße dem Abberufungsschreiben des Kaisers keinen Gehorsam schuldete. Nur weil sein Landesherr

ihm eine Majorstelle versprach - man sieht, es handelte sich für ihn teils um Befriedigung seines militärischen Ehrgeizes, teils wohl auch um geldliche Vorteile -, bat er um seine Entlassung aus dem französischen Heere, die ihm denn auch bewilligt wurde. In Wesel meldete er sich bei dem Kurfürsten Friedrich II., wurde Major beim Regiment des Kurprinzen und hielt von nun an mit derselben Treue zur brandenburgischen, später preußischen Fahne wie bisher zum Lilienbanner. Zunächst zeigte er wieder seinen persönlichen Mut in den Laufgräben vor Kaiserswerth und Bonn.

Bald aber sollte er bekunden, daß es ihm auch an höheren Führereigenschaften nicht mangelte. Am 19. September 1691 war es dem Marschall Luxemburg gelungen, nach Wilhelms III. Abzug dem Prinzen von Waldeck, dem Befehlshaber der Nachhut, mit seiner Reiterei bei Leuze (am Dender) eine Schlappe beizubringen. Diese wäre ohne das Eingreifen unseres inzwischen zum Oberst avancierten Finckenstein noch viel verhängnisvoller geworden.

Kaum hatte er nämlich mit seinem Bataillon die Hecken längs des Flusses besetzt, um die Brücke, über die der Rückzug ging, zu decken, als ihm Waldeck melden ließ, daß er von zwei französischen Dragonerregimentern angegriffen würde. Nachdem sich Finckenstein durch Augenschein davon überzeugt hatte, ließ er, aller Gefahr unerachtet, mit seinem Bataillon das eine feindliche Dragonerregiment attackieren, teilte, als das andere Regiment ihm in die Flanke fallen wollte, geschickt sein Bataillon, schlug den Flankenangriff ab und hinderte so die Franzosen, sich der Brücke zu bemächtigen.

Dadurch ward, wenn auch nicht das ganze Heer, so doch die Nachhut gerettet. Finckenstein zeigte also bei dieser Aktion zuerst, daß er eine Reihe hauptsächlich in der Taktik notwendiger und wertvoller Führereigenschaften besaß: das richtige Augenmaß im Erkennen des wahren Angriffspunktes, kühne Entschlossenheit und jene damit zusammenhängende „herrliche“ (d. h. herrenhafte) Eigenschaft eines Menschen, die Geistesgegenwart, welche treffende Mittel in plötzlicher Gefahr zu finden weiß und die nach Clausewitz vor allen Dingen „Gleichgewicht des Gemütes“ voraussetzt.

### **Er wird Oberst**

Bei Steenkerke (sw. von Brüssel), wo Wilhelm III. den Marschall Luxemburg am 3 August 1692 überraschend anfiel, jedoch blutig zurückgewiesen wurde, bewies unser Held wieder seine persönliche Tapferkeit: er wurde hier zum zweiten Male, diesmal am linken Fuß, schwer verwundet. Im Jahre 1695 deckte er wieder geschickt den Rückzug der Alliierten gegen Villars' Übermacht. 1697 trug er durch seine Maßregeln - wohl Anlegung von Feldbefestigungen - mit dazu bei, daß die Feinde den Übergang über die Schelde nicht wagten, zeigte sich also auch sehr geschickt in der taktischen Defensive.

Der Lohn für diese mannigfachen Verdienste blieb nicht aus: er wurde noch während des Pfälzer Krieges Oberst und Brigadier und erhielt auch, zur Verbesserung seines Einkommens, eine Komturei des Johanniterordens.

### **Der spanische Erbfolgekrieg**

#### **„Ein väterliches Herz“**

Im spanischen Erbfolgekriege zeigte Finckenstein zunächst sein Talent bei den damals so wichtigen Belagerungsoperationen. 1702 wohnte er der abermaligen Belagerung von Kaiserswerth bei, 1703 zwang er Rheinberg und 1704 Geldern zur Kapitulation. Dieses Jahr sollte aber noch in anderen Beziehungen für ihn wichtig werden. Schon im Februar hatte nämlich König Friedrich I. von Preußen durch seinen Residenten im Haag den Wunsch geäußert, seine gesamten, also auch die in den Niederlanden unter dem

Feldmarschall Graf Wartensleben stehenden, etwa 13 000 bis 14 000 Mann starken Truppen an der Donau zu vereinigen.

Der Zuzug dieser Macht war zwar aus politischen und militärischen Bedenken von der kaiserlichen Regierung im Haag hintertrieben worden, doch schien eine kleinere Verstärkung in Wien nicht unerwünscht. Demgemäß erhielt denn Finckenstein im März Instruktion und Marschroute für ein Korps von sechs Bataillonen und drei Reiterregimentern.

Auf diesem Zuge nach Süddeutschland, für den ihm, allerdings besondere Rücksicht empfohlen war, sorgte er dafür, daß sich „weder die Länder über einen Mangel der Manneszucht noch die Soldaten über einen Mangel der Lebensmittel“ beschweren konnten, zeigte also ein väterliches Herz sowohl der Bevölkerung wie seinen Truppen gegenüber. Zu Anfang Mai traf er in Heilbronn ein und erhielt hier, am 9., den Befehl, zum Korps Bayreuth zu stoßen; auf weiteren Befehl des Feldmarschalls Styrum sollte er möglichst rasch über Cannstatt vorrücken und traf daher auch den 13. bei Türkheim ein. Da nun am 14. in der Gegend Schönberg-Balingen die Korps von Thüringen, Bayreuth, Styrum und Württemberg vereinigt und die preußischen Verstärkungen unter Finckenstein „im Vormarsche“ waren, so schien es, als ob der gewagten Operation des Kurfürsten von Bayern, sich mit dem französischen Marschall Tallard zu vereinigen, „trotz der Untätigkeit des kaiserlichen Generalleutnants (des Markgrafen Ludwig von Baden) ... ein böses Ende bereitet werden“ würde.

### **Durst nach Ruhm und Ehre**

Aber zwischen Bayreuth und Styrum brachen Rangstreitigkeiten aus, und so konnte die Vereinigung des Kurfürsten mit Tallard nicht gehindert werden. Finckenstein aber ging dadurch des Glückes verlustig, sich schon damals an einem großen Waffenerfolg entscheidend zu beteiligen.

Zu Anfang August sollte er eigentlich nach Berlin kommen - wir werden gleich sehen, zu welchem Zwecke -, da er aber aus den Heeresbewegungen, welche in dieser Zeit stattfanden (dem Vormarsch der vereinigten Franzosen und Bayern von Augsburg gegen Höchstädt, wo sich das Hauptquartier des Prinzen Eugen befand, und der Vereinigung Marlboroughs mit Eugen), den sehr richtigen Schluß zog, daß es demnächst zu einer Entscheidungsschlacht kommen werde, so wollte er sich auf keinen Fall die Gelegenheit entgehen lassen, an ihr persönlich teilzunehmen. Wir lernen hier eine neue Eigenschaft an ihm kennen, die einem Heerführer, wenn er Vorzügliches leisten soll, unentbehrlich ist: den Seelendurst nach Ruhm und Ehre, den die deutsche Sprache, wie Clausewitz sagt, so ungerecht behandelt, indem sie ihn als „Ehrgeiz“ und „Ruhmsucht“ herabzusetzen strebt, und der doch seinem Ursprung nach zu den edelsten Empfindungen der menschlichen Natur zu zählen ist.

Über Finckensteins Tätigkeit in der siegreichen Schlacht bei Höchstädt (13. August) ist Genaueres leider nicht bekannt. Wie es scheint, kam er in dem Augenblicke mit Verstärkungen auf dem rechten Flügel an, als derselbe in Unordnung geraten war, griff dann „geschwinde“ an und verfolgte die Feinde „bis in die Nacht“. Jedenfalls muß er sich auch hier sehr ausgezeichnet haben, denn der Prinz Eugen, welcher Augenzeuge seiner Tätigkeit war, erklärte ihm nachher, dieser den Alliierten erwiesene Dienst werde ihm unvergeßlich bleiben.

### **Erzieher des Kronprinzen**

In Berlin erwartete den General eine neue Auszeichnung. Die philosophische Königin Sophie Charlotte hatte es unliebsam vermerkt, daß der schon von Natur etwas roh veranlagte Kronprinz sich mehr und mehr die derbe, soldatische Weise seines Erziehers,

des Grafen Dohna, aneignete. Da nun Finckenstein sich während seines längeren Aufenthalts in Frankreich nicht nur eine vollkommene Beherrschung der damaligen Weltsprache sondern auch französische Bildung verschafft hatte, zudem ein durchaus vornehmer und ehrenhafter Charakter war, so wurde ihm das hohe Vertrauen geschenkt, als Gouverneur des Kronprinzen an Dohnas Stelle zu treten. Er begleitete im Auftrage der Königin den jungen Fürsten, den nachmaligen Soldatenkönig, noch in demselben Jahre nach Holland. Von hier sollte es weiter nach England zum Besuche der dortigen Verwandten gehen, doch wurde aus der schon vorbereiteten Überfahrt nichts, da inzwischen die Nachricht von dem Ableben der Königin eingetroffen war.

Am 6. Januar 1706 - also mit kaum 46 Jahren - wurde Finckenstein Generalleutnant. Als solcher erhielt er noch in demselben Jahre den ehrenvollen Auftrag, mit dem eben verlobten Kronprinzen abermals nach den Niederlanden zu gehen, doch hatte die Reise diesmal einen militärischen Zweck: sie sollte der weiteren Ausbildung des Prinzen im Kriegswesen dienen. In der für ihn aufgesetzten Instruktion, die wohl zugleich teilweise für Finckenstein mit galt, wurde ihm befohlen, hin und zurück inkognito zu reisen; für den Aufenthalt bei der verbündeten Armee selbst waren vier Wochen in Aussicht genommen. „Wir versehen uns aber zu Seiner Liebden, wollen Sie auch hiermit väterlich ermahnet haben, daß Sie während der Zeit, daß Sie sich bei der Armee aufhalten werden, in den etwa vorgehenden Belagerungen, Bataillen, Renkontres und andern Kriegsoperationen Dero uns so werthe und teure Person nicht exponieren noch uns in die Gefahr und das Unglück, Sie als unsern noch übrigen einzigen Leibeserben auch zu verlieren, setzen werden, und zweifeln wir nicht, S. L. werden in diesem Stück wie auch sonst in allem andern, was zur Konservation des Lebens und der Gesundheit reichen kann, demjenigen jedesmal Gehör geben und folgen, was unser Generalleutnant der von Finck zu Finckenstein, als dem wir solches auf seine Pflicht und Gewissen absonderlich gebunden haben, dieserwegen wohlmeintlich zu- oder abraten wird.“

### **. . . alle menschliche Präcaution**

Wie sehr sich Finckenstein seiner großen Verantwortlichkeit bewußt war und mit welcher Gewissenhaftigkeit er für die Sicherheit seines hohen Schützlings sorgte, geht daraus hervor, daß er auf der doch gefahrlosen Hinreise zur Verstärkung der schon aus 150 Kavalleristen bestehenden Eskorte sich noch „100 Pferde“ vom Generalleutnant von Natzmer geben ließ. „Ich werde fernerhin in allem solche Vorsichtigkeit und alle menschliche Präcaution gebrauchen, damit Se. Königl. Hoheit der Kronprinz Ew. Königl. Majestät bei allem hohen Vergnügen wieder sehen können.“

Marlborough hatte unlängst (am 23. Mai) über die Franzosen unter Villeroi den glänzenden Sieg bei Ramillies davongetragen und war gerade dabei, ihnen den größten Teil der spanischen Niederlande und die wichtigsten festen Plätze in ihnen abzunehmen. Er empfing den Kronprinzen, dessen Besuch er selbst gewünscht, in seinem Hauptquartier Helchin, südwestl. Brüssel, wie Finckenstein berichtet, mit großer Zuvorkommenheit und gab ihm Gelegenheit, nicht nur Paraden, Fouragierungen usw., sondern auch der Belagerung von Brüssel, die eben begann, und später der Belagerung und Einnahme von Menin beizuwohnen. Leider befindet sich in den Berichten Finckensteins eine große Lücke, so daß wir namentlich über die Art, wie er selbst auf den Prinzen eingewirkt bzw. inwieweit er an den Operationen teilgenommen, über sie geurteilt oder aus ihnen gelernt hat, nichts erfahren. Freilich würde ihm seine große Bescheidenheit, von der wir noch Proben kennenlernen werden, derartige offenherzige Mitteilung dem König gegenüber wohl auch verboten haben. Von dem Kronprinzen dagegen rühmt er (am 24. Juli), daß er sich damit beschäftige, dasjenige zu sehen, „was einem großen Kapitän zu wissen nötig“.

In den Jahren 1707 und 1708 blieb Generalleutnant v. Finckenstein dem Kriege fern, knüpfte aber in dieser Zeit — er selbst hatte sich schon im Jahre 1700 verheiratet und lebte in einer sehr glücklichen Ehe — immer engere Beziehungen mit dem kronprinzlichen Paare an, wie z. B. zwei Briefe von ihm an den König bezeugen. Das folgende Jahr jedoch sollte ihn abermals mit dem Kronprinzen auf den Kriegsschauplatz in den Niederlanden führen, wo seiner große Erfolge warteten.

### **Das Jahr 1709**

Schon während der Friedensverhandlungen im Haag (März bis Mai) sandte König Friedrich I., der durch die Absicht, die ihm zustehenden oranischen Erbstücke in der Franche Comté zu erwerben, an der Niederwerfung Frankreichs interessiert war, obwohl er schon 12 000 Mann unter Graf Lottum in Brabant, 8000 Mann in Italien, 5000 Mann im Dienst der Republik Holland stehen hatte, noch ein Verstärkungskorps von 6200 Mann mit dem Kronprinzen nach den Niederlanden, das im Mai in Gent eintraf. Übrigens war das dienstliche Verhältnis Finckensteins zu dem Prinzen diesmal ein wesentlich loseres als im Jahre 1706. In der Instruktion, die der König wiederum für seinen Sohn hatte aufsetzen lassen, war diesem nämlich aufgetragen worden, sich nicht nur besonders an Marlboroughs Person zu halten, da er „solchergestalt am besten alles, was vorgehet, erfahren und sehen könne, sondern sich auch von einem andern aufwarten zu lassen“: „Weil auch der Generalleutnant Finck seine Dienste in der Armee nach seinem Charakter tun wird und alsdann bei des Kronprinzlichen Liebden nicht aufwarten kann, so haben Se. Liebden alsdann jedesmal jemand anders von unseren Generalen, maßen wir Denselben absonderlich unseren Generalleutnant den von Natzmer rekommandirt haben wollen, zu sich zu ziehen und von demselben sich überall bedienen zu lassen.“ Trotzdem hat Finckenstein, soviel er nur konnte, sich um den Kronprinzen bekümmert und dem besorgten Vater wiederholt über seine Tätigkeit und sein Befinden Nachricht gegeben.

Nachdem der französische Minister Torcy die Unterhandlungen über den Frieden - die mannigfachen Gerüchte darüber wurden von Finckenstein gewissenhaft notiert - wegen der allzu hohen Forderungen der Verbündeten abgebrochen hatte, begann im Juni der eigentliche Feldzug. Und zwar schien es so, als ob der Schlachtendurst unseres Helden gleich anfangs gestillt werden sollte, denn Marlborough hatte am 15. bei Tisch geäußert, binnen zwei Wochen werde es wohl zu einer Aktion kommen, da er entschlossen sei, „den Feind anzugreifen, wo er ihn fände“.

### **Strategie und Taktik**

Der kluge Marschall Villars aber, dem Ludwig XIV. sein letztes großes Heer anvertraut hatte, wich in dem Bewußtsein, daß eine neue schwere Niederlage wie die von Ramillies und Oudenarde das schon erschöpfte Frankreich vollends zugrunde richten würde, dem Angebot einer Feldschlacht aus und bezog eine Verteidigungslinie, die von St. Venant bis Maubeuge lief. Und nun fand Marlborough — wir sind nach den Erfahrungen im ersten Weltkriege nicht mehr so leicht geneigt wie kurz vorher, ihm deswegen einen Vorwurf zu machen — bei einer mit dem Prinzen Eugen vorgenommenen Erkundung, daß die Verschanzungen unangreifbar seien, und beschloß, es erst wieder mit der Belagerung einer Festung, Tournay, zu versuchen, deren Wegnahme für die Verbündeten immerhin von Wichtigkeit war, da durch sie eine ihrer Etappenlinien, die Schelde, auf eine große Strecke gesperrt wurde. Die preußischen Generäle erfuhren davon zunächst nichts. Als am Abend des 26., schreibt Finckenstein, der Aufbruch befohlen wurde, glaubte jedermann, man würde marschieren, „um die Feinde in ihrer Verschanzung anzugreifen“, besonders da Kolonnenwege in der Richtung auf sie vorbereitet waren. Bald aber bemerkte man, daß der „Weg nach Tournay“ eingeschlagen wurde. „Nachdem wir die ganze Nacht marschiert, kamen wir am 27. früh dort an. Die Überraschung des Kommandanten, sich einschließen

zu sehen, war sehr groß, hatte er doch am Tage vorher drei Bataillone von seiner Garnison zur Armee Villars' abgegeben.“ Nachdem die Franzosen noch am 27. aus einigen Vorstellungen sich zurückgezogen hatten, wurde Tournay selbst von einer 60 Bataillone und 60 Schwadronen starken Armee (darunter 7 bzw. 8 preußischen) unter Marlborough eingeschlossen, während Prinz Eugen die Belagerung gegen den überlisteten Marschall Villars, da er bis zuletzt geglaubt hatte, selbst angegriffen zu werden, mit dem übrigen Teil des Heeres deckte.

### **Vor Tournay**

Tournay (flämisch Doornick), durchflossen von der Schelde war 1667 von den Franzosen den Spaniern entrissen und sogleich auf Befehl Ludwigs XIV. durch den geschickten Ingenieur Megrigny zu einer Festung ersten Ranges, d.h. natürlich nach Vaubanschem System, umgeschaffen worden. Besonders die unfern des Einflusses der Schelde in die Stadt liegende Zitadelle war nach dem Ausspruche des großen Condè und Turennes das Vollendetste, was sie je in dieser Art gesehen hatten. Sie bildete ein regelmäßig bastioniertes Fünfeck; die zwei Fronten gegen die Stadt waren mit gewöhnlichen Halbmonden, die drei gegen das Feld gekehrten aber vor den Halbmonden noch mit Lunetten versehen. Vor allem aber war daselbst ein regelmäßiges Netz von Laufgängen angelegt. Von einem Hauptgang aus führten Galerien weit in das Feld hinaus, die unter sich wieder durch Quergänge verbunden waren; zur Verteidigung dieses ganzen Systems waren zum Schießen durchlöcherne Falltüren, Kammern für Zerstörungsminen und Plätze zum Ausbrechen von Horchgängen angelegt worden.

Dies geschickt angelegte Verteidigungssystem war der Grund dafür, daß die Belagerung von Tournay in zwei Perioden verlief: die erste dauerte bis zur Wegnahme der Stadt (am 29. Juli), die zweite bis zur Eroberung der Zitadelle (am 3. September).

Während der ersten Periode ging nach Arneth, dem wir wohl hierin beipflichten müssen, die Belagerung „denselben regelmäßigen Gang fort, welchen alle Unternehmungen dieser Art nach der Methode verfolgten, in der sie damals betrieben wurden“. Die Zeit vom 28. Juni bis 8. Juli wurde namentlich zur Heranschaffung der Belagerungsartillerie von Lille und Gent her sowie zum Aufwerfen der Einschließungslinie verwendet; um den auf dem rechten Scheldeufer stehenden Holländern dabei behilflich zu sein, wurde Finckenstein am 1. Juli dorthin detachiert. Dann gab Marlborough folgende Dispositionen: Zwei Angriffe sollten auf dem linken, einer auf dem rechten Scheldeufer stattfinden: auf dem rechten Ufer sollte der holländische General Fagel, den auf dem linken am Austritt des Flusses der Reichsgeneral Schulenburg und den auf dem linken beim Eintritt des Flusses, den Finckenstein als den „Hauptangriff“ bezeichnet, weil er sich gegen die Zitadelle richtete, der preußische General Lottum kommandieren. Finckenstein, der als einer seiner drei Generalleutnants die preußischen Truppen unter ihm befehligte und als solcher alle drei Tage in den Laufgräben Dienst hatte, befand sich also mit an der gefährlichsten Stelle. Am 7. Juli rekognoszierte er mit Lottum den Platz für die Eröffnung des Laufgrabens und ließ dann gleich in der folgenden Nacht die hierfür „vom Grafen Lottum befohlenen Anordnungen ausführen.

### **Anteil am Erfolg**

Über den Verlauf des ersten Abschnitts der Belagerung, welcher, wie erwähnt, methodisch verlief, berichtete Finckenstein gewissenhaft seinem Könige, z. B. über die Entsatzversuche Villars', das späte Eintreffen des Geschützes, das schlechte Wetter und die dadurch verzögerten Fortschritte der Angriffsarbeiten. Seiner eigenen Tätigkeit dagegen gedenkt er in seiner Bescheidenheit fast gar nicht. Nur einmal erwähnt er, daß er einen zweiten Graben habe ziehen lassen, um den Angriff zu decken, wobei er „nur einen einzigen Mann verloren“ und daß er „alle erdenkbaren Vorsichtsmaßregeln getroffen, um

nicht von feindlichen Ausfällen überrumpelt zu werden“. Und doch hatte er schon an dem ersten Erfolg offenbar den Hauptanteil. Vermutlich auf seinen Antrag wurden die Werke auch gegen die an die Zitadelle angrenzende Stadtbefestigung (bis zum Flusse hin) ausgedehnt, wodurch der Angriff, da sich jenseits der des holländischen Generals Fagel anschloß, erst die wünschenswerte Breite erhielt, und hier arbeitete er dann mit solcher Energie und solchem Geschick, und zwar ganz selbständig, da Lottum wohl schon damals krank war, daß die Stadt am 29. Juli kapitulierte. Wir erfahren das aus einem im Geheimen Staatsarchiv befindlichen „Journal über den Feldzug von 1709“ in dem Fincks Name ausdrücklich hervorgehoben ist.

Unmittelbar nach der Kapitulation der Stadt Tournay traf der so rühmlich Genannte Vorbereitungen für den Angriff auf die Zitadelle. Es wurde ihm dann auch — Lottums Krankheit wegen — in aller Form der Oberbefehl dazu übertragen, und zwar auf der Seite, wo „Mylord Duc“, d. h. Marlborough, seine Truppenkontingente eingesetzt hatte. Auf der anderen Seite kämpfte der dem Prinzen Eugen unterstellte General Schulenburg.

### **Minenkrieg**

Der Kampf um die Zitadelle von Tournay war im wesentlichen ein Minenkrieg, der nach Arnets Worten damals „in besonders mörderischer Weise“ geführt wurde. Tag und Nacht Grabarbeit, lautloses Schleichen mit Pulverladungen, Soldaten auf Horchposten, Heranschleppen von Holz und Werkzeug unter der Erde, Explosionen, Bergen von Verwundeten und Toten, erneutes Graben, erneute Explosionen und so wochenlang weiter. Kriegsteilnehmer von 1914/18 haben nach dem Lesen des Tagebuchs von 1709 versichert, sie seien an den Stellungskrieg in Frankreich erinnert worden. Sogar „fumée empoisonnée“, vergifteten Rauch, wahrscheinlich Kohlengas, verwendeten die verbissenen Ringenden schon damals gegeneinander.

„Nicht ein einziges Wort findet sich“, so schreibt Otto Herrmann, „in allen... Berichten Finckensteins darüber, welche furchtbaren Anforderungen dieser mörderische Kampf doch auch an seine Nerven stellte.“ Aber er tat seine Pflicht, ohne von sich ein Wort verlauten zu lassen. Es ist aus vielen Angaben und Andeutungen unzweifelhaft, daß Finck seine Leute schonte, wo es nur möglich war. Er war keiner von denen, die mit sinnlosen blutigen Opfern einen Erfolg erzwingen wollen. Es ist dafür bezeichnend jene Stelle in einem seiner Berichte an den König, wo er sein persönliches Eingreifen einmal hervorhebt; er tut es nur, weil es ihm gelungen war, das Leben vieler Untergebener zu retten.

„Als ich im Laufgraben war“, berichtete er, „und die Posten revidierte, wurde mir erzählt, daß man die Feinde arbeiten höre, und da ich nichts vernahm, sagte mir ein Soldat, er werde es mir zeigen, daß sie am Werk waren. Er stellte eine Trommel auf die Erde und legte einen Würfel drauf. Er bewegte sich fortwährend hin und her. Da befahl ich den Leuten, die in diesem Abschnitt standen, sich zurückzuziehen und ließ nur hier und da einen Posten zurück. Vierundzwanzig Stunden später sprang die Mine.“

„Ohne diese Vorsicht... würden wir mehr als hundert Mann verloren haben.“ Er führt es zur Entschuldigung an, um zu erklären, daß die Belagerung zwei Monate dauerte. Erst am 3. September 1709 ergab sich die Zitadelle, „weil es den Belagerten zuletzt an allem, namentlich an Lebensmitteln, mangelte.“

Marlborough schrieb in dem Brief, mit dem er sich beim preußischen König für die Truppenunterstützung bedankte, er könne sich „nicht davon dispensieren, dem Generalleutnant Finck die Ehre gerechter Anerkennung widerfahren zu lassen“. Dieser habe viel zum Erfolg beigetragen.



## **Die Schlacht von Malplaquet**

Der Name dieses kleinen Ortes im flämischen Teil des heutigen Belgien wäre nie bekannt geworden, wenn der französische Marschall dort nicht dem Prinzen Eugen und dem Herzog von Marlborough entgegengetreten wäre, als diese nach der Einnahme von Stadt und Zitadelle Tournay gegen die nur schwach besetzte Festung Mons zogen. Villars kam in Eilmärschen heran, aber seine Gegner waren schneller und schoben sich zwischen ihn und Mons. Er griff sie nicht an, sondern verschanzte sich zunächst. Vor seinen Verschanzungen marschierten am 11. September 1709 auf: rechts 40 Bataillone Reichsarmee unter Schulenburg, 22 Bataillone Preußen und Engländer unter dem (kranken) Lottum, in der Mitte 10 Bataillone Engländer unter Lord Orkney und 10 Bataillone Preußen und Hannoveraner unter Finckenstein und Rantzau, links die Holländer unter dem Prinzen von Oranien, hinter der ganzen Front die berittenen Truppen.

Malplaquet ist ein bekanntes Beispiel für den kriegsgeschichtlichen Unterricht in allen Heeren. Leider weiß man nicht genug, um jede Phase der Schlacht rekonstruieren zu können. Aber soviel steht in jedem Fall fest, daß es anders war, als die meisten Historiker die Vorgänge darstellen.

Es ist bekannt aus dem Standardwerk des k. k. Kriegsarchivs in Wien über die Feldzüge des Prinzen Eugen und aus der Biographie Marlboroughs von Coxe, daß ersterer auf dem rechten Flügel gut vorankam, letzterer auf dem linken Flügel nicht gut, weil die Holländer zu früh losgeschlagen hatten. Daß dieses „nicht gut“ einer Katastrophe sehr nahe kam, geht aus den Verlustzahlen hervor; die Verbündeten hatten doppelt soviel Tote und Verwundete wie die Franzosen.

### **Der Anteil Finckensteins**

Daß Prinz Eugen von Savoyen nun eingegriffen und die Schlacht gerettet habe, wird zwar immer wieder behauptet, ist aber nie bewiesen worden. Ohne seinen Ruhm schmälern zu wollen, sollte man darauf hinweisen, daß er in der entscheidenden Stunde gar nicht eingreifen konnte. Genau wie der englische Heerführer hatte er genug mit sich selber zu tun, außerdem war er verwundet.

Es dürfte als sicher anzunehmen sein, daß in dem gefährlichen Augenblick, als Villars alle erreichbaren Kräfte zusammenraffte und sie gegen die schon wankende Front der Holländer des Prinzen von Oranien unter Marlboroughs Oberbefehl warf, nur Finckenstein erkannte, auf was es ankam. Er war nämlich in der Mitte der Schlachtordnung aufgestellt, wie wir schon sagten, und konnte sehen, daß französische Kräfte nach links abgezogen wurden. Daß er die Gelegenheit ergriff und in diese Bewegung hineinstieß, wovon er natürlich Prinz Eugen verständigte, ist selbstverständlich. Daß er von diesem Gutheißung und Unterstützung erhielt, ist nicht weniger plausibel.

Drei Zeugnisse haben wir für unsere Darstellung; sie beweisen, daß es sich nicht um bloße Vermutungen handelt.

1. Man kennt die Namen der drei Formationen, die Finckenstein in den Kampf führte, um das Zentrum der französischen Armee zu spalten: die Regimenter Varenne, du Troussel und Dönhoff. Man fand im Geheimen Staatsarchiv die Darstellung eines französischen Offiziers, welche deren Angriff und dessen Bedeutung bestätigt. Der Grund, warum nach Villars' Verwundung Boufflers das Kampffeld preisgab, sei der gewesen, daß der preußische Einbruch in die Mitte geglückt war.

2. Friedrich der Große, dem gewiß alle Quellen zugänglich waren, schreibt in seiner Brandenburgischen Geschichte, daß Finckenstein „großen Anteil an diesem Sieg (von Malplaquet) hatte“, daß er der erste war, der in der Mitte angriff, und daß er das erkämpfte

Terrain nicht mehr losließ, obwohl rundum die kaiserliche Kavallerie dreimal zurückgeschlagen wurde.

3. Prinz Eugen setzte sich beim Kaiser nachdrücklich dafür ein und erreichte es auch, daß Albrecht Konrad Finck von Finckenstein am 4. Februar 1710 in den Reichsgrafenstand erhoben wurde. Schon vor fünfzig Jahren hat O. Herrmann dazu vermerkt: „...**hauptsächlich mit Rücksicht auf Finckensteins Initiative bei Malplaquet.**“ Beide Oberfeldherrn haben übrigens ihre Anerkennung nach der Schlacht vor dem Offizierskorps ausgesprochen. Es war eine der großen entscheidenden Niederlagen der Truppen Ludwigs XIV., die Finckenstein mit einer entscheidenden Tat eingeleitet hatte.

### **1710 und 1711**

Der Schluß des spanischen Erbfolgekrieges hatte bekanntlich, den schwächeren politischen Zielen entsprechend, auch ein Nachlassen der kriegerischen Energie zur Folge. Von Finckenstein wissen wir aus dieser Zeit nur, daß er 1710 der Belagerung von Bethune beiwohnte und 1711 sich an der (kampflosen) Einnahme der französischen Linien vor Arras durch Marlborough beteiligte.

### **Im nordischen Kriege (1715)**

Durch Verträge, die zunächst mit Holstein und Rußland abgeschlossen wurden, waren dem König Friedrich Wilhelm I., welcher die Neutralitätspolitik seines Vaters im nordischen Kriege nicht fortsetzen wollte, sondern gegen Schweden Partei ergriff, die Festung Stettin und Pommern bis zur Peene einschließlich der Inseln Usedom und Wollin und der Stadt Wolgast vorläufig als Sequester übergeben worden, dagegen hatte er sich verpflichtet, einem Durchbruch schwedischer Kräfte nach Polen, Sachsen oder Holstein entgegenzutreten. Da Karl XII. im November 1714 nach seinem Gewalttritt aus der Türkei in Stralsund angelangt, sich diesen Abmachungen nicht fügen wollte, mußte es im Jahre 1715 auch zwischen Schweden und Preußen zum Kriege kommen.

Finckenstein, der bisher, wie wir gesehen, sich nur in Gefechten, Schlachten und Belagerungen ausgezeichnet hatte, nahm merkwürdigerweise an dem einen Hauptereignis dieses Krieges, der Vertreibung der Schweden von der Insel Rügen durch das Gefecht bei Stresow, gar keinen, an dem andern, der Eroberung von Stralsund, wenigstens keinen hervorragenden Anteil. Dagegen finden wir ihn, entsprechend der Vertrauensstellung, die er auch weiter bei seinem früheren Zögling, dem jetzigen König, einnahm, vor und im Beginn des Feldzuges damit beschäftigt, strategische Gutachten zu erteilen und größere, Erkundung und Sicherung betreffende Spezialaufträge auszuführen. Leider wird die Beurteilung seiner diesbezüglichen Tätigkeit durch die Lücken in unserem Quellenmaterial mehrfach sehr beeinträchtigt.

Die erste Kriegskonferenz, auf der Finckenstein hervortrat, fand noch im Jahre 1714 statt. Der König wollte damals nach Mecklenburg marschieren und bei Rostock lagern, um ein Durchbrechen der Schweden nach Westen unmöglich zu machen; „der König von England sei mit diesem Plan einverstanden, habe ihn angeregt“. Seine Minister schlugen ihm jedoch vielmehr eine Zusammenziehung seiner Truppen zwischen Oder und Peene vor, um ein Durchbrechen der Schweden nach Süden zu verhüten, indem sie unter anderem darauf hinwiesen, daß eine Begünstigung Englands aus politischen Gründen wenig zweckmäßig sei. Der König war mit diesem neuen Plan nicht sofort einverstanden; aber auch Finckenstein mit dem gleichfalls anwesenden General Natzmer stimmte dafür, indem er

vermutlich - Genaueres wissen wir darüber nicht - die Wichtigkeit der Deckung des eigenen Landes betonte, und nun gab der König nach.

### **Eine Wette**

Auf die Nachricht von Truppenverschiebungen Karls XII. fand dann am 19. Januar 1715 abermals ein Kriegsrat unter dem Vorsitz des Königs statt, an dem außer den drei Kabinettsministern und den Generälen Natzmer und Grumbkow auch Finckenstein teilnahm. Er sowie die anderen Generäle, selbst der vorsichtige Natzmer, rieten, jetzt zur Eröffnung der Feindseligkeiten, wohl im Hinblick darauf, daß Karls Heer noch keineswegs hinreichend gerüstet war. Friedrich Wilhelm aber wagte noch nicht loszuschlagen, sondern wollte sich mit einer Grenzpostierung an der Peene begnügen und setzte diesmal seinen Willen durch. Wie gering die Angriffslust des im ganzen „militärisch-unkriegerischen“ Fürsten nach Finckensteins Ansicht auch in den folgenden Wochen noch war, geht aus einem Gerücht hervor, das damals in Berlin zirkulierte. Der französische Gesandte Graf Rothenburg, so berichten Zeitungskorrespondenten am 23. Februar, habe dieser Tage bei Finckenstein und dem Geheimrat v. Creutz gespeist und mit ihnen „um 1000 Speziesdukaten“ gewettet, „daß keine Campagne von Seiten des Königs von Preußen würde eröffnet werden“, und obwohl beide ihm versicherten, „der König hätte sich solches einmal so gewisse vorgenommen, daß daran der geringste Zweifel nicht mehr zu machen“, so habe dennoch keiner von ihnen „auf des Grafen ferneres Zunötigen die Wette mit demselben eingehen wollen“.

Nun aber bemächtigten sich gerade am 23. Februar die Schweden, mit denen immer noch verhandelt wurde, durch Überfall der Stadt Wolgast und zwangen die schwache preußische Besatzung zum Abzug. Dieses offensive Vorgehen bestärkte den König in der schon vorher gefaßten Meinung, Karl XII. wolle vielleicht über Usedom und Wollin nach Polen durchbrechen. Er gab daher jetzt nicht nur die nötigen Mobilmachungsbefehle für die ins Feld bestimmten Truppen, sondern erteilte auch Finckenstein, der sich ja infolge seiner langjährigen Erfahrung hierfür besonders eignete, den Auftrag, die bereits vorher von dem General v. Borcke, dem Kommandanten von Stettin, inspizierten Befestigungsanlagen beider Inseln zu verstärken bzw. zu vervollständigen“.

### **Es ging auch einmal schief**

Finckenstein führte seine Aufgabe Anfang März 1715 durch und berichtete dem König: „Rien ne peut entrer le grand Haff que sous le feu des troupes de Votre Majesté (Nichts kann in das große Haff eindringen, außer unter dem Feuer der Truppen Eurer Majestät). Sechs Wochen, nachdem Friedrich Wilhelm den Bericht gelesen hatte, war Usedom überraschend besetzt und ganz in der Hand der Schweden.

Finckenstein traf daran keine Schuld, sein König scheint ihm auch nie einen Vorwurf wegen dieses Verlustes gemacht zu haben. Wir können daraus schließen, daß es ihm lieb war, auf diese Weise einen Grund zu bekommen, dem Bündnis der Sachsen, Russen, Polen, Dänen, Holländer und Engländer gegen Karl XII. beizutreten. Doch mußte er, wie Otto Herrmann schreibt, „mit gekreuzten Armen bis Juni warten, ehe 58 000 Mann gegen 17 000 Schweden bereitstanden. Man wollte gegen den trotz der Niederlage von Poltawa (1709) immer noch für unüberwindlich geltenden Sieger von Narwa sichergehen...“, für den Notfall konnte man sogar noch auf ein im Anzuge begriffenes 40 000 Mann starkes russisches Korps rechnen.

Aber Karl XII. war 1715 nicht mehr der siegreiche jugendliche Held von 1700, als er Peter den Großen schlug. Müde von fünfzehn Jahren Krieg und Strapazen, zögerte er, wich aus und blieb in Stralsund, bis er am 15. Juli eingeschlossen wurde.

Finckenstein, immerhin schon - das darf man nicht vergessen - fünfundfünfzigjährig, war in diesen letzten Monaten seiner aktiven Truppenführung an der Front mehr und mehr als Berater eingesetzt worden. Der König hatte ihn sozusagen als persönlichen Beauftragten zur Aufklärung, Inspektion und Überwachung verwendet. Dafür wurden jüngere Generale wie Dönhoff nach vorn geschickt. Man darf dabei nicht vergessen, daß damals ein General nicht im Kommandowagen Anordnungen traf, sondern vor der Front seiner Bataillone zum Angriff stürmte. Seine alten Verwundungen machten sich bei Albrecht Konrad von Finckenstein bemerkbar.

Als Karl XII. eingesehen hatte, daß Stralsund nicht zu halten war, begab er sich am 20. Dezember zu Schiff nach Stockholm. Drei Tage darauf kapitulierten seine Truppen. Eine Schlacht war gewonnen, ein Feldzug entschieden, ohne daß es Tausende von Soldaten gekostet hatte. Die geschickten Schachzüge **des Mannes aus Saberau** hatten dazu nicht wenig beigetragen.

### **Friedenszeit**

Nachdem Finckenstein, seit 1704 Generalmajor, seit 1706 Generalleutnant und Amtshauptmann zu Krossen, 1710 in den Reichsgrafenstand erhoben und 1711 Kommandeur des Infanterie-Regiments Nr. 14 geworden war, machte ihn der König zwei Jahre nach der Belagerung von Stralsund außerdem zum Chef der Kompanie der Kronprinzlichen Kadetten und der Kadettenanstalt und dann zum General der Infanterie.

Er wurde Gouverneur von Memel (1718), Ritter des Schwarzen Adler-Ordens (1723) und schließlich Generalfeldmarschall (1733). Die höchste Ehre aber trug er 1718 bis 1729, als er, der schon ein rundes Dutzend Jahre vorher Gouverneur des damaligen Kronprinzen und jetzigen Königs gewesen war, zum Erzieher des Thronerben, des späteren Großen Friedrich, ernannt wurde.

Obgleich Friedrich II. dem ihm verhaßten militärischen Drill seines Vaters 1730 entfliehen wollte, müssen wir doch annehmen, daß er viel von dem alten General angenommen und in seinem Hirn, aber auch im Herzen bewahrt hat. Er ist nicht umsonst der Sieger von Mollwitz und Hohenfriedberg, von Roßbach, Leuthen, Zorndorf und Liegnitz geworden. Er hat aber auch wohl etwas vom Ausharren nach Niederlagen gelernt, deren bittere Stunden der Alte Fritz bei Kolin, Hochkirch und Kunersdorf drei Jahrzehnte später erlebte. Der „alte Finck“ wird ihm, dem jungen Heißsporn, nicht so verhaßt gewesen sein wie andere Erzieher, sonst wäre der junge Friedrich schon vor 1730 geflohen. Vielleicht haben die Klugheit, Bildung und Zurückhaltung des vielerfahrenen Offiziers doch mehr Eindruck gemacht, als der Freund Kattes, der Rebell gegen den Vater, sich selbst eingestehen mochte und glaubte. Er hat ihm jedenfalls ein gutes Andenken bewahrt.

### **Ein königliches Urteil: „Guht“**

Als Albrecht Konrad Reinhold Finck, Reichsgraf von Finckenstein, Generalfeldmarschall und Gouverneur von Memel, Amtshauptmann zu Krossen und Herr auf Finckenstein, weiland Oberhofmeister und Chef der Kronprinzlichen Kadettenanstalt, am 16. Dezember 1735, sechs Wochen nach seinem 75. Geburtstag, zu Berlin starb, richtete Friedrich an die Witwe Marschallin, geborene von Obentraut, ein Kondolenzschreiben, in dem er ihn einen „digne et grande homme“ nannte (einen würdigen und großen Menschen). Der Kronprinz

erklärte einleitend, er schreibe weder aus bloßer Höflichkeit, noch weil es so Brauch sei, und fuhr dann fort, sein Erzieher sei ihm ein wahrer Freund und ein wahrer Ehrenmann in jeder Beziehung gewesen. Am Schluß wies er darauf hin, daß der Verstorbene eine große Laufbahn ruhmvoll beendet habe.

Aber vielleicht noch bezeichnender für die Beurteilung dieses Lebens war der harte, mit dem Ausdruck seiner Gefühle kargende Soldatenkönig, der Vater Friedrichs des Großen, der auf soundsoviele Berichte Fincks geschrieben hat: „**Guht**“

**Ein kürzeres und höheres Lob konnte nicht ausgesprochen werden!**

---

*In den Heimatbriefen von Nr. 26 bis 30 (einschl.) finden sich nachfolgende Beiträge:*

### **Paul von Schack, Oschekau/Skottau**

Wer kannte ihn nicht, den lieben, immer freundlichen alten Herrn Major v. Schack-Oschekau. Seine sehr menschliche und liebenswürdige Art gewann ihm in allen Schichten der Bevölkerung viele Freunde. Gern wurde der Rat dieses erfahrenen alten Herrn nicht nur in wirtschaftlichen Fragen, sondern auch in kommunalen Dingen und insbesondere auch bei der Kreissparkasse Neidenburg, deren langjähriges Vorstandsmitglied er gewesen ist, in Anspruch genommen.

Am 1. September 1868 in Kirschenau im Kreise Löbau/Westpr. geboren, mußte er nach dem ersten Weltkrieg, aus dem er mit hohen Auszeichnungen heimkehrte, seine Heimat verlassen, denn sie wurde durch den unseligen Versailler Vertrag dem sogenannten „Polnischen Korridor“ zugeteilt. Für Polen optieren wollte er nicht, lieber opferte er Heimat und Besitz.

Als Rechtsritter des Johanniterordens bot sich ihm Gelegenheit, das dem Johanniterorden gehörige Gut Oschekau zu pachten, und hier fand er mit seiner Gattin eine neue Heimat. Durch eisernen Fleiß und mit tatkräftiger Unterstützung durch seine Gattin brachte er nicht nur Oschekau zu ansehnlicher Blüte, sondern es gelang ihm auch, das Gut Skottau zu erwerben.

Aber nicht nur am öffentlichen Leben nahm dieser alte Preuße aus echtem Schrot und Korn lebhaften Anteil. Gern weilte er im Kreise treuer Freunde und alter Kameraden, und gern sahen er und seine Gattin in ihrem Heim Gäste um sich, die den ausgezeichneten „Rotspon“ des Oschekauer Weinkellers zu schätzen wußten. Mit tiefer Sorge beobachtete er den Ablauf des zweiten Weltkrieges, und im Gespräch unter Freunden machte er kein Hehl daraus, daß unsere Heimat sehr ernsten Zeiten entgegengehe. Den totalen Zusammenbruch unseres Vaterlandes und die Vertreibung aus der Heimat erlebte Herr v.

Schack nicht mehr. Im Februar 1944 schloß er nach schwerer Krankheit seine Augen für immer und wurde auf dem Waldfriedhof seines Gutes Oschekau zur letzten Ruhe gebettet.

Seine Gattin, die in Freud und Leid ihm stets getreu zur Seite stand, mußte im Januar 1945 ein zweites Mal die Heimat verlassen und ist auf dem sehr beschwerlichen Fluchtweg auf tragische Weise ums Leben gekommen. Sie teilte mit zwei Töchtern das Schicksal von Tausenden unserer Landsleute, die unterwegs umkamen.

PW-Ko.

### **Landrat Dr. Bansi**

Ein ostpreußischer Kreis ist immer das, was sein Landrat aus ihm macht. Diese alte Binsenwahrheit trifft auf Landrat Dr. Bansi, der den Kreis Neidenburg von 1906 bis 1914 leitete, voll zu. Dem am 23. 10. 1870 in Westpreußen geborenen Landwirtssohn, der seine Gymnasialzeit in Thorn, seine Studien an den Universitäten Leipzig, Freiburg i. Br., Berlin und Königsberg betrieb, hat der Kreis Neidenburg viel zu verdanken. Wichtige Lebensdaten sind schnell angeführt, aber sie haben bei Dr. Bansi vollen Inhalt gehabt. 1893 erste jur. Staatsprüfung in Königsberg. 1893 bis 1894 einjährige Militärzeit. Referendararbeiten beim Amtsgericht Briesen und Landgericht sowie Staatsanwaltschaft Königsberg. 1906 Promotion zum Dr. jur., Übergang aus dem Justizdienst in den preußischen Verwaltungsdienst. Referendar Regierung Marienwerder, ab 1906 Assessor beim Landratsamt Neidenburg und Wahl und Berufung zum Landrat Neidenburgs im Herbst 1906.

Die Beantwortung der Frage, wie es um den Kreis Neidenburg damals bestellt war, würde zeigen, was Dr. Bansi mit einem unermüdlichen Arbeitseifer zu schaffen hatte und auch schaffte. Seine gründliche Ausbildung machte ihn zu einem befähigten und tüchtigen Verwaltungsbeamten seiner Zeit, der sich mit seinen Arbeiten Marksteine im Kreis Neidenburg setzte.

Es würde zu weit führen, alle zwangsläufigen Verbesserungen im Kreise aufzuführen, es sollen nur die in Erinnerung zurückgerufen werden, die an die Arbeitskraft und an das Verantwortungsbewußtsein des Landrats besondere Anforderungen stellten. Hier muß man aber bei allen Werken immer in Betracht ziehen, daß damals der Kreis Neidenburg noch ärmer war, als wir es uns vorstellen können.

Das ganze Straßennetz lag damals sehr im argen und die Verbindungen zu den Nachbarkreisen fehlten zum Teil, oder sie waren so, daß sie eben nur Verbindungswege waren, nicht Verkehrsstraßen im landläufigen Sinn. Hier setzte die zielbewußte Planung und Arbeit Dr. Bansis ein, und bald konnte er seine Mühen belohnt sehen.

Die sanitären Verhältnisse waren auch nicht nach seinem Sinn, und hier trafen sich die Wünsche und Vorstellungen mit denen des Chefarztes des Krankenhauses, Dr. Richard Gutzeit. So gingen beide an die verantwortungsvolle und schwere Aufgabe, dem Kreis Neidenburg ein neues Krankenhaus zu geben, und es entstand das 1912 eingeweihte Johanniter-Kreiskrankenhaus. Zur Einweihungsfeierlichkeit kam sogar der Hochmeister der Johanniter, Prinz Eitel Friedrich. Das bisherige Krankenhaus wurde als Altersheim und Siechenhaus eingerichtet, und durch Ankauf des neben dem Krankenhaus liegenden Schulz'schen Grundstücks konnte auch die Dienstwohnungsfrage des Chefarztes gelöst werden.

Aber auch der Kreisverwaltung schuf er eine vergrößerte Bleibe. Bleiben wir bei den Bauten für die Bevölkerung. Mit seiner Tatkraft war es ihm möglich, die Voraussetzungen für den Bau der „Landwirtschaftsschule Neidenburg“ zu schaffen. Sie wurde auf dem vom

Kreis erworbenen Grundstück Schulze in der Schulstraße errichtet. Welchen Segen die Schule der landwirtschaftlichen Jugend brachte, weiß der Bauer des Kreises Neidenburg noch heute, auch wenn er fern seiner väterlichen Scholle leben muß.

Der Landwirtschaft galt aber nicht nur diese Hilfe durch Dr. Bansi. Die begonnenen Meliorationen steckten in den Kinderschuhen und hatten alle Fehler und Rückstände. Hier zu helfen und die Meliorationen weiter vorwärts zu bringen, sah er als eine Selbstverständlichkeit an, wenngleich diese Arbeiten seinen ganzen Einsatz erforderten. Wenn in späteren Jahren die Meliorationen hervorragend weiter sich entwickelten und andere Beamte sich dieser wichtigen Arbeit verschrieben, sie konnten alle auf das Werk Dr. Bansis aufbauen.

Bedenkt man, daß es damals noch keine Stenotypistinnen gab und daß alle Schriftsätze, wie Vorlegen und Anträge mit der Hand geschrieben werden mußten, dann kann man das Arbeitssoll eines damaligen, um seinen Kreis sich mühenden Landrates ermessen. Und nicht nur mit den amtlich anfallenden Arbeiten gab er sich zufrieden.

Aus der Vergessenheit muß daher hier auch die gemeinsame Arbeit des Landrates Dr. Bansi mit dem Ortelsburger Landrat von Poser gerissen werden, die den Bahnbau der Strecke Neidenburg-Willenberg-Ortelsburg betrieben und mit ihrem Willen Erfolg hatten. Eine zweite ähnliche gemeinsame Maßnahme, eine Bahn von Neidenburg über Gedwangen (Jedwabno) nach Passenheim zu bauen, zerstörte der Kriegsausbruch 1914, obwohl alle Pläne und Zeichnungen fertig waren, ja sogar die Bahnhöfe lagen bereits fest. Und nach dem Krieg ... da fehlten nicht nur die Mittel, sondern die Zugeständnisse der verantwortlichen Dienststellen des Reiches und des Staates.

Fragt man alte Beamte der damaligen Zeit nach und über Landrat Dr. Bansi, dann bekommt man zur Antwort: „Er war ein guter Vorgesetzter und das Vorbild für alle. Pünktlich, fleißig und gerecht, so lebte er seinen Beamten, Angestellten und Kreisbewohnern den preußischen Landrat jener Zeit vor.“

Sein Weggang von Neidenburg, der ihn in das preußische Landwirtschaftsministerium als Geheimer und Vortragender Rat nach Berlin führte, wurde von allen Bevölkerungskreisen bedauert. 1914 rückte er gleich bei Ausbruch des Krieges ins Feld, wo er nicht nur verwundet wurde, sondern auch in russische Gefangenschaft geriet. 1918 kam er im Austauschwege zurück in die Heimat und in sein Amt im Ministerium. 1932 wurde er Regierungspräsident in Aurich, schied 1934 auf eigenen Wunsch aus dem Amt, um seinen verdienten Lebensabend in Göttingen zu verleben. 1935 erlag er einem Herzschlag. Seine getreue Lebensgefährtin lebt heute noch in der Wahlheimat ihres Mannes, in Göttingen.

### **Curt Zehe, Dietrichsdorf**

Es ist nicht leicht, sich die Heimat vorzustellen, wie wir sie verlassen haben, und dann noch weiter zurückzudenken, wie die Heimat vor 100 oder auch nur 75 Jahren aussah. Wir werden immer an dem Bild hängen, wie wir die Heimat sahen oder wie wir sie selbst erlebten. Und doch ist es von Wert, einmal nachzustöbern, was deutscher Fleiß, deutsche Tüchtigkeit, Mut und Zähigkeit vermochten, was aus einer Scholle, die vor 100 oder auch nur 75 Jahren teilweise brach lag, gemacht werden konnte.

Ein Beispiel für eine solche Pionierarbeit ist der Besitz der Familie Zehe in Dietrichsdorf. Die zu Dietrichsdorf gehörenden Ländereien gehörten vor 1870 einer Familie Wassermann. Aus diesem Familienverband erwarb der am 17. Mai 1872 geborene Landwirt Curt Zehe aus Silberberg, Kreis Beeskow-Storkow, im Jahre 1895 durch

Familienkauf von seiner Mutter die Besitzung und nahm sie sofort in eigene Bewirtschaftung.

Die Familie des Rittergutsbesitzers Karl Zehe und seiner Ehefrau Clara, geb. Wassermann, war in Silberberg i. d. Mark ansässig. Infolge Ablebens seines Vaters mußte Curt Zehe seinen Schulbesuch aufgeben, um über eine gute landwirtschaftliche Lehre und fachliche Ausbildung als landwirtschaftlicher Beamter in Posen und Westpreußen nach Ableistung seiner Militärdienstzeit das Schicksal des Gutes von Dietrichsdorf in die Hand zu nehmen.

Bis zu dieser Übernahme wurde Dietrichsdorf seit frühesten Zeiten von einem Administrator bewirtschaftet, der infolge der weiten Entfernung der Besitzer Wassermann und der beschwerlichen Reisen zur damaligen Zeit - eine Bahn Allenstein-Neidenburg gab es damals noch nicht - sich als alleiniger Herrscher fühlte. So war es nicht verwunderlich, daß die wirtschaftliche und finanzielle Beschaffung des Gutes denkbar schlecht geworden war und daß großer Mut und nur tatsächliche umfassende berufliche Kenntnisse notwendig waren, um überhaupt dem Versuch einer Fortführung der Gutswirtschaft näherzutreten. Die Gebäude waren mehr als dürftig, das Land voller Steine und Stubben, zwischen denen sich die Schafe mühsam die spärliche Nahrung suchten. Doch Curt Zehe hatte „ja“ gesagt, und deshalb ging er mit seiner ganzen Kraft einer Restaurierung von Dietrichsdorf zu Leibe. Die Urbarmachung großer Teile seines Besitzes, die Anwendung von Kunstdüngung in einem Maße, wie es bisher unbekannt war, brachten die ersten guten Ernten. Die 1900 abgebrannte Brennerei wurde nicht nur verbessert aufgebaut, sondern auch das Brennrecht vergrößert, so daß sich eine neue Futterbasis ergab und sich dadurch auch die Stallungsproduktion vergrößerte. In weitschauender Erkenntnis führte er einen starken Kartoffelanbau durch, der später auf Saatkartoffelvermehrung umgestellt wurde.

Aber auch die Pflege des Grünlandes und die damit verbundene Herdbuchhaltung kam nicht zu kurz, wenngleich die Schafzucht immer an erster Stelle interessiert blieb. Mit dem Vorwärtsgehen der Wirtschaft vergrößerte sich zwangsläufig der Gebäudebestand von Dietrichsdorf, und wer bei Beginn der Bewirtschaftung durch Curt Zehe gemeint hatte, er werde sein Ziel nicht erreichen, der hatte bald eingesehen, daß er sich geirrt hatte.

Eine Stütze hatte Dietrichsdorf in seinem Wald, der leider bei einigen Rückschlägen in der Bewirtschaftung bald als Retter des Betriebes des Gutes eingesetzt werden mußte. Neue An- und Aufforstungen folgten umgehend, aber große Teile des Waldbodens wurden der landwirtschaftlichen Nutzung zugeführt und trugen nach und nach vielfältige Frucht.

Curt Zehe wurde bald als ein Vorbild für Zähigkeit und Unternehmensmut von der Allgemeinheit angegangen. So wurde er Mitbegründer der An- und Verkaufsgenossenschaft, Vorsitzender des landwirtschaftlichen Vereins Neidenburg, hatte seinen Sitz im Kreistag und Provinziallandtag, war Kreisdeputierter und der Vorsitzende der Merinoabteilung der ostpreußischen Schafzucht. Sogar über die Grenzen Ostpreußens drang sein Ruf über Fähigkeiten und Zielstrebigkeit. Als einziger Betrieb im Kreise Neidenburg wurde Dietrichsdorf von der Saatzuchtwirtschaft Petkus zur Vermehrung von Petkuser Elitesaatroggen zugelassen, einer Getreidesorte, die dann hauptsächlich im Kreise angebaut wurde. Überall war er also mit seiner Zielstrebigkeit der rechte Mann am rechten Platz. Eine große Stütze und Hilfe gab ihm seine Frau, die ebenfalls der Landwirtschaft des Kreises Kulm entstammte. Sie wurde bekannt als Vorsitzende des Landwirtschaftlichen Hausfrauenvereins im Kreise Neidenburg und vertrat wie alle ostpreußischen Frauen ihren Mann in der Bewirtschaftung des Gutes, als er als Hauptmann in den Weltkrieg 1914/18 zog.



1928 rief der Tod Curt Zehe aus seinem Schaffen für sich, seine Familie, für Dietrichsdorf und seinen Kreis Neidenburg ab. Wer kann sich die Arbeit vorstellen, die zwischen dem „Damals“ und dem Gut Dietrichsdorf, wie wir es kennen, lag? Curt Zehe erfüllte seinen Auftrag, den ihm das Schicksal gab. W.

### **Kreisausschußbürodirektor Plogas**

Albert Plogas, ein Neidenburger Kind, dort geboren am 15. 11. 1889, verlebte er in seiner Heimatstadt eine ungetrübte Jugendzeit. Der weltoffene, fröhliche Junge beschloß nach Absolvierung der Schulausbildung, sich dem Verwaltungsdienst zu widmen, und trat als Lehrling bei der Kreiskommunalverwaltung ein. Dort durchlief er sämtliche Abteilungen, sammelte Erfahrungen auf allen Gebieten der Verwaltung und erregte durch seinen praktischen Blick und seine fleißige, kluge Arbeit bald die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten, die ihn weiter förderten.

Seine Fähigkeiten kamen in seiner ersten bedeutsamen selbständigen Stellung als Leiter des Kreiswohlfahrtsamtes zur vollen Wirkung. Die seiner schöpferischen Arbeit zu verdankenden Sozialeinrichtungen des Kreises waren vorbildlich für die ganze Provinz. Hervorzuheben sind die Schulzahnpflege, die Einrichtung von Schwesternstationen, die Organisation von Land- und Kurheimaufenthalten für erholungsbedürftige Kinder, die Fürsorge für Kriegsbeschädigte und die umfassenden Hilfsmaßnahmen für Bedürftige. Als Anerkennung für seine hervorragenden Leistungen wurde ihm eine hohe Auszeichnung des Deutschen Roten Kreuzes verliehen. Schließlich berief der Kreis diesen seinen tüchtigsten Beamten in die höchste von ihm zu vergebende Stelle. Er wurde Kreisausschußbürodirektor und setzte in einem nun noch umfassenderen Wirkungskreis seine erfolgreiche Tätigkeit fort, zuletzt unter den schweren Umständen des zweiten Weltkrieges. Als pflichttreuer Beamter blieb er bis zum letzten Augenblick auf seinem Posten und verließ die Heimatstadt erst auf ausdrückliche Anordnung. Auf der Fahrt nach Westen wurde er von den Russen überholt und in schändlicher Weise am 6. Februar 1945 ermordet. Er ruht auf dem Gemeindefriedhof in Groß Arndorf, Kreis Mohrungen.

Plogas war ein heiterer, stets hilfsbereiter und pflichttreuer Mann, der sich Achtung und Zuneigung im ganzen Kreise erworben hatte. Sein ganzes Leben erfüllte sich im Dienst für seine Heimat. Er hat sich ein Denkmal in unseren Herzen gesetzt. Wir werden ihn nicht vergessen.

### **Kreisbaumeister Lixfeld**

Ein Westfale, dem Ostpreußen, besonders der Kreis Neidenburg, zur zweiten Heimat wurde, das war Paul Lixfeld, geboren am 1. Oktober 1885 in Siegen/Westfalen. Als Absolvent der weithin bekannten Siegener Wiesenbauschule folgte er seinem älteren Bruder nach Osterode/Ostpreußen. Studium und Praxis führten ihn über Königsberg nach Briesen in Westpreußen. Dort lernte er seine Frau, Tochter des Kaufmanns Brandenburger, kennen, mit der er viele Jahre in glücklichster Ehe lebte, die nur dadurch von Leid überschattet wurde, daß ihr einziger Sohn Günther als Leutnant an der Ostfront den Heldentod fand. Nach kurzer Tätigkeit in Johannisburg und Teilnahme am ersten Weltkrieg wurde er nach Verwundung und Wiedergenesung 1916 als Kreiswiesenbaumeister für den Kreis Neidenburg reklamiert und 1917 dort von Landrat Frhrn. von Mirbach fest angestellt. Nach der Pensionierung von Herrn Kreisbaumeister Stein übernahm er auch noch das Kreisbauamt mit seinen vielfältigen Aufgaben und leitete es, nur unterbrochen von der Teilnahme am Polenfeldzug 1939, bis zur Vertreibung aus

der Heimat. Da die Kreisbeamten erst im letzten Augenblick die Erlaubnis erhielten, die Stadt zu verlassen, kam Lixfeld mit dem Kreisbürodirektor Plogas nur bis Groß Arndorf, Kreis Mohrungen. Dort wurden die beiden von den Russen ermordet. Seine tapfere Frau setzte bei den Russen ein Begräbnis durch. Sie ruhen auf dem evangelischen Friedhof in Groß Arndorf.

Das Lebenswerk von Paul Lixfeld war die Wiesenmelioration im Kreise. Frühzeitig erkannte er, daß der auf leichten Böden schwer ringenden Landwirtschaft nur durch Verbesserung der großen, wertvollen Niederungsmoorwiesen geholfen werden könne, jedoch nur bei Gewährung namhafter Beihilfen. Eine hohe Zins- und Tilgungsbelastung konnten die Höfe nicht tragen. Mit unermüdlichem Fleiß schuf er deshalb mit seinen Mitarbeitern, wirksam unterstützt von einsichtigen Landräten, einen Vorrat von ausführungsfähigen Plänen. Als es galt, die große Arbeitslosigkeit zu überwinden, wurden in großzügiger Weise Mittel zur Verfügung gestellt. Allerorten im Kreise begann die frohe Arbeit, zum Teil unter Einsatz von Königsberger Erwerbslosen. Die Gründung der Wassergenossenschaften stieß anfangs auf Widerstände, da die Bauern wegen schlechter Erfahrungen in der Vergangenheit mißtrauisch geworden waren. Das änderte sich jedoch völlig, nachdem in den ersten wohlfinanzierten Genossenschaften der Segen der Folgeeinrichtungen in Erscheinung trat. Später wurden die Genossenschaften stets einstimmig gegründet. Der Erfolg der gesamten Maßnahmen war durchschlagend. Viele Bauern werden sich noch erinnern, wie dank der sicheren Futtergrundlage sich die Viehbestände und der Milchertrag hoben und ein bescheidener Wohlstand in früheren Notgebieten einkehrte.

Die geschickte Verhandlungsart war stets der Erfolg. Die Vorstehergeschäfte der Genossenschaft wurden fast ausnahmslos dem Fachmann und technischen Beamten Wiesenbaumeister Lixfeld übertragen. In größeren und kleineren Gebieten wurden ca. 30 Genossenschaften gebildet.

Erinnert wird an die Genossenschaften Roggen, Windau-Sachen-Hardichhausen, Jägersdorf-Lomno, Reuschwerder, Ulleschen-Rettkau.

Besonders muß erwähnt werden die Meliorierung und Regulierung der Grenzflüsse für das Gebiet bei Camerau und Scharnau infolge der damaligen Grenzziehung. In mehrfachen Verhandlungen mit den polnischen Behörden in Mlawa und in Soldau konnten erst erfolbringende Abschlüsse zustande gebracht werden.

Über dem Werk wollen wir den Menschen nicht vergessen:

Paul Lixfeld besaß in reichem Maße die guten Eigenschaften seines westfälischen Stammes: Treue, Zuverlässigkeit und Arbeitskraft. Sein Frohsinn öffnete ihm die Herzen derer, die ihm begegneten. Hierdurch und durch seine eindringliche Beredsamkeit erklären sich seine Erfolge im Beruf und im Leben. Im Kreise war er hochangesehen und beliebt.

Über sein Lebenswerk breitet sich die tiefe Tragik. Seine geliebten Wiesen sind wieder versumpft und verkommen. Er selbst ruht in der Erde, die ihm Heimat geworden war, ein Opfer unmenschlicher Kriegführung. Grenzlandschicksal! Wir werden ihn nicht vergessen.

## **Friedrich Sadowski**

### **einst mit 111 Jahren der älteste Deutsche**

Jeder Gau des deutschen Vaterlandes hat seine Originale in Menschengestalt aufzuweisen, und wenn man tief nachforscht, dann hat jeder Kreis und jede Stadt Menschen, die von allen gekannt wurden, aber auch solche, deren Ruf weit über die Grenzen der engeren

Heimat ausstrahlte. Oft waren es Verdienste um die Allgemeinheit, oft Familienbindungen oder Begebenheiten, durch die der oder die Betreffende „ins Licht der Öffentlichkeit“ rückte.

Daß es aber auch anders sein kann, das wollte Friedrich Sadowski beweisen, und er wurde deshalb 111 Jahre alt. Zeitungen des In- und Auslandes schrieben über ihn und seine Rüstigkeit.

Er entschlief im Alter von 111 Jahren an einem Freitagabend, dem 4. Dezember 1936, gegen 20 Uhr im Altersheim in Neidenburg und wurde am Montag, dem 7. Dezember 1936, auf dem Städtischen Friedhof Neidenburg begraben. Ein großes Trauergefolge gab ihm das letzte Geleit.

Wenn diese Biographie den Landsleuten zu Gesicht kommt, dann werden viele sich des kleinen, flinken, weißhaarigen und weißbärtigen Mannes mit der Hauskappe auf dem Kopf erinnern, der trotz seiner hundert Jahre es sich nicht nehmen ließ zu behaupten, daß ein mäßig getrunkenes Korn und rohes Sauerkraut ihm zu seinem hohen Alter verholfen haben - und wie gern trank er den klaren „Klaren“ immer noch .

Mir liegt ein Ausschnitt aus der Neidenburger Zeitung vom 5. Dezember 1936 vor, der mir freundlicherweise jetzt von einem Lehrer aus dem Kreis Neidenburg für unser Archiv zur Verfügung gestellt worden ist, und aus dem entnehme ich:

„Friedrich Sadowski war am 27. Oktober 1825 im benachbarten Orlau geboren und in der Kirche zu Lahna getauft worden. Sein Leben war reich an Arbeit, und man kann wohl sagen, daß sie ihm Segen gebracht hat; konnte er sich doch aus den Erträgen seiner Tätigkeit, unterstützt durch äußersten Fleiß und Sparsamkeit, so viel ersparen, daß er sich in Willuhnen ein eigenes Grundstück kaufen konnte, das er selbst bewirtschaftete. Hier verbrachte er das, was man bei anderen Leuten schon als Lebensabend bezeichnet. Anders Friedrich Sadowski. 1927 verkaufte er seine Landwirtschaft und siedelte in das Altersheim nach Neidenburg über. Hier erst, also im Alter von 102 Jahren, setzte er sich sozusagen zur Ruhe. Der Schöpfer meinte es gnädig mit ihm und schenkte ihm noch neun Jahre, die er in beschaulicher Ruhe verbrachte.

Bis in die letzten Tage seines langen Erdenwallens war Friedrich Sadowski niemals krank, und noch an seinem 111. Geburtstage, am 27. Oktober 1936, freute er sich über die zahlreichen Gratulanten, die sich an diesem Tage bei ihm einstellten, wovon einige von weither gereist kamen, um ihm, als dem ältesten Deutschen, ihre Glückwünsche auszusprechen. Wenn diese Wünsche vielleicht auch nicht insofern in Erfüllung gegangen sind, als daß sie dahin lauteten, daß ihm noch viele Jahre beschieden sein möchten, so doch wenigstens in der Beziehung, daß ihm ein langes Krankenlager erspart geblieben ist. Ruhig und friedlich, wie Friedrich Sadowski gelebt hat, so ruhig und friedlich war sein Scheiden aus dieser Welt. Sanft ist er eingeschlafen, und der Herr möge ihm die ewige Ruhe geben.

Wenn auch Friedrich Sadowski keine leiblichen Hinterbliebenen auf dieser Welt zurückläßt, so trauert doch die Bewohnerschaft der Stadt und des ganzen Kreises Neidenburg um diesen Mann, der in der Familie des Hausvaters Budnick treue Pfleger und wirkliche Freunde gefunden hat, der ein echter Ostpreuße und vom guten alten Kern war.“

Das war Sadowski, der älteste Deutsche zu seiner Zeit. Auch er zog die Blicke der europäischen Zeitungswelt auf unsere Heimat und trug dazu bei, daß der Volksmund sagen konnte: In Neidenburg ist immer was los, daher blieb auch Neidenburg = Neidenburg.

Von P. Wagner

***Ergänzend zum Beitrag über den Neidenburger Methusalem ein Leserbrief:***  
( aus Heimatbrief Nr. 109)

**Bärenfang und Zigarre als „Medizin“**

Heimatbriefleser Gerhard Bosk aus Oersdorf sandte den folgenden Leserbrief an die Schriftleitung. Er bezieht sich darin auf den Gedenkartikel zum 60. Todestag von Friedrich Sadowski im Neidenburger Heimatbrief Nr. 107: „Mein Vater war von 1922 bis 1934 Hauptlehrer in Saffronken im Kreis Neidenburg, wo ich auch 1924 geboren wurde und bis zum neunten Lebensjahr meine Kindheit verbrachte. Friedrich Sadowski wohnte damals in unserem Nachbarort Willuhn (gehörte zur Gemeinde Saffronken) und war zeitweise bei meinen Eltern als landwirtschaftlicher Helfer, besonders in der Erntezeit, tätig. Ich selbst erinnere mich sehr gut an diesen netten, originellen alten Masuren. Er brachte mir das Dengeln und Schärfen der Sense bei; denn ich mußte ja fast jede landwirtschaftliche Arbeit zu Hause mitmachen. Ein Lehrer bekam damals sehr wenig Gehalt, und wenn fünf Kinder auf die Oberschule geschickt wurden, mußte er dazuverdienen. Deshalb hatte mein Vater auch über siebzig Bienenvölker, die einen guten Nebenverdienst einbrachten. Noch heute sehe ich Herrn Sadowski vor mir, wie er das kleine Fläschchen Bärenfang, das mein Vater ihm täglich als „Medizin“ schenkte, leerte und zufrieden seine Zigarre von einem Mundwinkel in den anderen „rollte“.

Ich weiß genau, daß mein Vater den 107. Geburtstag von Herrn Sadowski im Altersheim in Neidenburg gestaltete und die Laudatio hielt. Mit 107 Jahren kam Friedrich Sadowski noch zu Fuß nach Saffronken und wollte bei uns Holz hacken, wie er das seit eh und je getan hat.“

**Hedwig Matthes, Neidenburg**

Es war an einem kalten Wintertage, am 5. Januar 1957, da haben wir auf dem Friedhof der Stadt Kremmen bei Berlin Frau Hedwig Matthes, die Witwe des bereits im Jahre 1947 in Dranske auf der Insel Rügen verstorbenen Amtsgerichtsrats Karl Matthes, zu Grabe getragen. Gerade in der ersten Morgenfrühe ihres 85. Geburtstages, nämlich am 2. 1. 1957, hatte sie in dem damals von ihrer einzigen Tochter, Schwester Erika Matthes, geleiteten Feierabendheim der Stadt Kremmen ihre Augen zum letzten Schlummer geschlossen. Ihr Tod war nicht überraschend gekommen. Frau Matthes war ja infolge eines schon in Dranske erlittenen Oberschenkelhalsbruches recht gebrechlich, als sie nach Kremmen kam, und ihre Tochter hatte es bestimmt nicht leicht, ihr freiwillig gegebenes Versprechen, die Mutter bis zum letzten Atemzuge zu pflegen, in die Tat umzusetzen. Dennoch war ihr Heimgang für alle außerordentlich schmerzlich, die sie gekannt und ihr innerlich nahegestanden haben. Frau Matthes war ja nicht nur eine treue Gattin, die seit Weihnachten 1899 ihren Mann sorgsamst betreut hat; sie war nicht nur eine liebevolle Mutter, die an ihrem Sohne wie an dessen Kindern und besonders an ihrer Tochter mit ganzem Herzen gehangen hat, sondern sie war auch eine rechte deutsche Frau mit einem besonders regen Geist und einem besonders warmen Mitempfinden für die Not und Sorge ihrer Mitmenschen. Gerade diese Eigenschaften bewirkten ihre vorzügliche Eignung für die Leitung des Vaterländischen Frauenvereins vom Roten Kreuz, dessen Vorsitzende sie seit 1905 nicht nur in der Stadt, sondern viele Jahre lang auch im Kreise Neidenburg gewesen ist. Noch in den letzten Jahren ihres hohen Alters sprach sie nicht nur besonders gern von der Heimat, die sie infolge der Kriegsereignisse bereits 1944 hatte verlassen müssen, von den lieben Bekannten und Befreundeten, mit denen sie daheim Freud und Leid geteilt hatte, sondern auch von der ihr so lieben Arbeit, die sie im Vaterländischen

Frauenverein hat tun dürfen. Dabei erinnerte sie sich immer in besonderer Weise an die Volksküche, die sie in der Zeit des ersten Weltkrieges eingerichtet hatte und die auch noch später zu gern in Anspruch genommen wurde, an die jährlichen Wohltätigkeitsbasare, deren Vorbereitung immer viel Mühe verursachte, sowie an die „Waldschule“ im Stadtwalde, in der erholungsbedürftige Kinder aus der Stadt in den Sommermonaten liebevolle Pflege und sorgsame Betreuung erfahren durften.

Dabei lag es ihr völlig fern, ihr eigenes Verdienst an aller geleisteten Wohlfahrtsarbeit in das rechte Licht zu stellen. Sie empfand es vielmehr als das Glück ihres Lebens, daß es ihr vergönnt gewesen ist, durch ihr Wirken manche Not zu beheben und manche Tränen zu trocken.

So soll denn der Name der Verstorbenen aus der Geschichte der Heimat nicht ausgelöscht werden. Im Gegenteil! Möge ihr Gedächtnis zu Nutz und Frommen späterer Geschlechter bewahrt bleiben. Sich im Dienste für andere zu verzehren, war und bleibt nicht nur ein edles, sondern auch ein wahrhaft christliches Anliegen für alle Zeiten.

K. Stern

### **Karl Matthes**

Aufsichtsführender Richter des Amtsgerichts Neidenburg, genannt:

*„Der Alte vom Berge“.*

Wenn über Frau Matthes berichtet wird, dann gehört Karl Matthes, ihr Ehemann dazu. Leider liegen wenig Unterlagen für eine Biographie vor, so daß ein Artikel der Königsberger Zeitung anlässlich der Pensionierung im Jahre 1934 als Lebensbild dienen muß.

#### ***Aus der Königsberger Zeitung:***

Am 31. März 1934 tritt der Aufsichtsführende Richter des Amtsgerichts Neidenburg, Amtsgerichtsrat Matthes, in seinen wohlverdienten Ruhestand. Am 30. 12. 1868 in Neuhäuser geboren, stammt er aus einer alten preußischen Beamtenfamilie. Der Jubilar studierte in Berlin, machte sein Referendar-Examen im Oktober 1892 in Königsberg und seinen Assessor im Juni 1897 in Berlin. Am 1. Januar 1900 wurde er Amtsgerichtsrat in Neidenburg. Als dienstältester Richter wurde er hier 1907 Aufsichtsführender Richter. Der damals noch kleine Betrieb im Amtsgericht wuchs mit der Zunahme der Stadt. Amtsgerichtsrat Matthes hat sich auch außerhalb seines Dienstes sehr vielseitig betätigt. Über 25 Jahre hindurch war er Vorsitzender des Verschönerungsvereins. Sein Hauptziel war es in dieser Eigenschaft, den Schloßberg in seiner historischen Gestalt zu erhalten. Als eifriger Jäger, der aber immer das Hauptgewicht auf die Hege des Wildes gelegt hat, war er Jahrzehnte hindurch Mitglied des Jagdschutzvereins. Der Raiffeisengenossenschaft hat er ebenfalls viele Jahre hindurch als Aufsichtsrat angehört. 1905 in die evangelische Kirchenvertretung gewählt, kam er bald darauf in den Gemeindegemeinderat. Besonders bei dem Umlegetverfahren zwischen Kirchen- und Stadtgemeinde hat er als juristischer Beirat gewirkt. In der Zeit der großen Wohnungsnot führte er den Vorsitz des Mieteinigungsamtes. Lange Jahre hindurch war er Vorsitzender der Volkspartei. Dem Kreistag des Kreises Neidenburg gehörte er ebenfalls eine längere Zeit hindurch an.

Ganz besonders hat ihm immer die Erhaltung der alten Ordensburg, des Sitzes des Amtsgerichts, am Herzen gelegen. Immer wieder hat er sich dafür eingesetzt, die Aufmerksamkeit und Achtung vor diesem wertvollen Zeugen großer deutscher Vergangenheit zu wecken und zu stärken. Ihm ist daher so ziemlich alles zu verdanken,

was in den Jahren seiner Tätigkeit in Neidenburg für die Erhaltung der alten Ordensburg geschehen ist. Als im Krieg Neidenburg von den Russen besetzt und zum größten Teil niedergebrannt wurde, hat er mit dem russischen Kommandanten verhandelt und auch bei ihm bewirkt, daß die Burg nicht zerstört wurde. Bei der Feststellung der Kriegsartikel durch den russischen Kommandanten wurde Amtsgerichtsrat Matthes hinzugezogen. Er erreichte es, daß das Schloß von den Russen nur mit seiner Genehmigung betreten werden durfte. Amtsgerichtsrat Matthes durfte alle Zugänge zur Burg streng verschlossen halten..

Der Krieg 1939/45 zwang den „Alten vom Berge“, seinen geplanten geruhsamen Lebensabend aufzugeben. Und so arbeitete er von früh bis spät ehrenamtlich in der NSV des Kreises Neidenburg, helfend, wie es in seiner Familie seit Familiengründung üblich war.

***Seine Lebensdaten seien kurz erwähnt:***

30. 12. 1868 in Neuhäuser, Krs. Fischhausen, geboren als Sohn des Stationsvorstehers Gottlieb Matthes und seiner Ehefrau Emilie. Gymnasium besucht in Königsberg und Rastenburg. Jura studiert. Referendarexamen. Assessorexamen gemacht in Berlin. 2. 7. 1899 geheiratet.

1. 1. 1900 als Amtsrichter angestellt in Neidenburg,

7. 9. 1911 zum Amtsgerichtsrat ernannt. - Aufsichtsführender Richter.

31. 8. 1934 pensioniert. 28. 11. 1944 evakuiert nach Dranske / Rügen.

12. 4. 1947 in Dranske auf Rügen verstorben.

Karl Matthes, der zu Neidenburg gehörte wie seine Burg, war Träger des Eisernen Kreuzes am weiß-schwarzen Band von 1914 und der Rotkreuzmedaille.

P. Wagner, Bgmstr.

## **Bürgermeister Andreas Kuhn, Neidenburg**

Nicht nur unsere heutige, schnellebige Zeit läßt manche Leistung und manchen Menschen vergessen, auch früher lebte man von heute auf morgen und sorgte nicht dafür, daß über Leistungen und Menschen, die sich um die Allgemeinheit verdient gemacht hatten, Unterlagen für die Nachwelt geschaffen wurden.

So ist es in jedem Fall schwer, die Reihe im Heimatbrief „Köpfe der Heimat“, die nun schon seit Jahren erscheint, immer wieder zu füllen. Diese Artikelreihe soll alle Menschen der Vergessenheit entreißen, die zu ihrer Zeit mehr als üblich für die Allgemeinheit taten und sich daher damals im Blickpunkt der Öffentlichkeit befanden, und sie der heutigen Generation vor Augen führen. Die Biographien können nur in Stichworten die Persönlichkeit würdigen und wollen auch nicht eine Lobpreisung sein. Dazu war damals und ist auch heute das Leben zu ernst, um die Personen über die Sache zu stellen, ja es wäre nicht im Sinne der Gewürdigten. Auch über die Tätigkeit und auch die Leistungen des Bürgermeisters von Neidenburg, Andreas Kuhn, der in einer schweren Zeit sein Amt damals führen mußte, sind Unterlagen nicht mehr aufzufinden, seine damaligen Mitarbeiter und mit ihm befreundete Bürger sind fast alle gestorben und evtl. vorhanden gewesene Unterlagen durch die Kriege vernichtet. Kuhns Amtszeit von 1908 bis 1920 fiel in die Wirren des ersten Weltkrieges mit dem Einfall der Russen in Neidenburg und der Revolution 1918 mit allen ihren Nachwirkungen.

So kann der Chronist nur das Wenige, das mündliche Überlieferung noch zu berichten wußte, verwenden. Lassen wir das Wenige sprechen, und stellen wir von vornherein heraus, daß der Name Kuhn mit Neidenburg immer verbunden sein wird.

Andreas Kuhn wurde am 15. 2. 1873 in Wormditt, Ostpreußen, geboren und begann seine Ausbildung nach beendeter Schulzeit in der Kommunalverwaltung. Er erweiterte seine Verwaltungskennntnisse in den Stadtverwaltungen Brieg/Schlesien und Pillau und war vor seiner 1908 erfolgten Wahl zum Bürgermeister von Neidenburg Bürgermeister der Stadt Rhein in Ostpreußen.

In Neidenburg erwartete 1908 das neue Stadtoberhaupt manche schwierige Aufgabe, und wer sich heute noch an die Verhältnisse in Neidenburg im Jahre 1908 erinnern kann, wird ermessen, was alles damals dringend notwendig war. Wasserleitung und Kanalisation waren noch nicht vorhanden, und das waren die großen Aufgaben, die er löste, abgesehen von den üblichen kleinen Sorgen, die an einen Bürgermeister fast täglich herantraten. Überschattet wurde aber alles Sorgen und Mühen, als 1914 die Russen Neidenburg besetzten und auch damals bereits die Stadt Neidenburg unter Mord und Brandstiftung zu leiden hatte. Bürgermeister Kuhn blieb auf seinem Posten und versuchte zu helfen und Not zu lindern, wo und wie es nur ging.

Daß die Russen ihn vorübergehend als Landrat einsetzten, zeigt, daß er seine Auffassung vertrat und sich bei den „damaligen“ Russen Anerkennung und Respekt zu verschaffen wußte. Die staatliche Anerkennung seiner Haltung erhielt er durch die Verleihung des EK am schwarz-weißen Band, eine Auszeichnung, die nur wenige „Zivilpersonen“ nachweisen konnten.

Seine Erlebnisse in diesen wirren und auch grauenvollen Tagen legte er in einem Buch „Die Schreckenstage von Neidenburg“ nieder, das heute nicht mehr zu haben, jedoch im Neidenburger Archiv vorhanden ist. v. Bgmstr. P. Wagner

**Als weitere ausführlichere Lebensbeschreibung erschien im Heimatbrief Nr. 109 die von seinem Sohn Bernhard Maxin verfaßte, sie wird hier in leicht gekürzter Fassung wiedergegeben:**

### **Fritz W. Maxin, Hardichhausen, als Alltagschrist,**

#### **Landwirt und Heimatvertriebener**

*Von Bernhard Maxin*

Zu Beginn der fünfziger Jahre befaßte sich mein Vater, Fritz W. Maxin, mit seinen Erlebnissen, faßte masurische Orts- und Kirchspielgeschichten zusammen und fragte nach der Literatur dafür. Er war im Frühjahr 1945 als Mitglied der Bekennenden Kirche (BK) ein „umherirrender“ Fremdling zwischen Stade, Bremen und Hamburg geworden, suchte nach Bekannten und Freunden. Er hinterließ handschriftlich 300 Seiten zu seinem Heimatort Hardichhausen (Wychrowitz), 600 Seiten zum Kirchspiel Muschaken-Windau und ebenso viele Seiten Korrespondenzen von 1947 bis 1958. Seine Frau, vier Söhne und zwei Töchter waren Augenzeugen, als er sich nach dem Verlust seiner geliebten ostpreußischen Heimat seinen Schmerz in Wangersen bei Stade von der Seele schrieb. Leben und Leistung von Fritz W. Maxin zu werten oder nur zu beschreiben, ist nicht

einfach, denn er hat von Jugend an über seinen eigentlichen Lebensbereich hinaus gewirkt und vielfältige Spuren hinterlassen. Er stand — wie kaum ein anderer — viele Jahrzehnte im Spannungsfeld der Grenzlandproblematik. Da bis heute eine ausführliche Würdigung seiner Persönlichkeit nicht unternommen wurde, wird von mir als drittem Sohn ein Entwurf erwartet — aus der Sicht des Alltagslebens.

### *Unvergessenes für Geschichtsinteressierte*

Fritz W. Maxin wurde als viertes Kind des Landwirts Friedrich Maxin und seiner Ehefrau Marie, geb. Sczepannek, am 17. Juli 1885 in Wychrowitz/Hardichhausen geboren, er hatte sechs am Leben gebliebene und fünf früh verstorbene Geschwister. Sein Vater als zweiter Bauernsohn heiratete 1878 in eine Hofstelle mit rund 100 Morgen ein und vergrößerte sie in kurzer Zeit auf 162 Morgen. Das Land grenzte an die ehemals adligen Güter Sachen und Lomno, die moderne Wirtschaftsweise praktizierten und von der er für die eigene Landwirtschaft viel lernte. Ein Versuch, meinen Vater eine höhere Schule besuchen und studieren zu lassen, war wegen der damaligen Mittellosigkeit der Landwirtschaft nicht möglich. Im 17. Lebensjahr erfuhr mein Vater beim Lesen der Bibel das Wort Gottes als eine lebendige Kraft. Als Zwanzigjähriger hegte er den Wunsch, Theologie zu studieren, mußte aber nach der Überprüfung in Neidenburg hören, daß „er bereits eine abgerundete Weltanschauung besitze und sich nicht mehr auf den Hosenboden werde setzen wollen“. Ihm gelang es, als Autodidakt in nächtlichen Stunden und jeder freien Zeit viele der damals zugänglichen theologischen wie geschichtlichen Probleme zu „studieren“, wobei er auch Geld für Bücher ausgab. Das Verhältnis der deutschen Klassiker zur Heiligen Schrift interessierte ihn sehr.

Um 1910 wählte man Fritz W. Maxin zum Kirchenvorsteher der „Doppelgemeinde“ Muschaken-Puchallowen, wo er vor allem in der Neubegründeten Gemeinde Puchallowen tätig sein konnte. Das sprach sich herum, so daß ihn Freunde in den benachbarten Kirchspielen gern zu Vorträgen einluden. Als ältester Sohn übernahm er den väterlichen Hof im Frühjahr 1913 und heiratete im November die tüchtige Bauerntochter Luise Dudda aus Alt Ukta im Kreis Sensburg, deren Vorfahren aus dem Kirchspiel Friedrichshof im Kreis Ortelsburg stammten.

In seiner Soldatenzeit, zunächst im Infanterie-Regiment 129/1 (1904/05), lernte mein Vater Graudenz und Thorn kennen, dann im neu aufgestellten Deutschorden-Regiment 152/1 (1915—18) Nordrußland und Siebenbürgen, wo er oft als Beobachter eingesetzt wurde. Beim Angriff auf Bukarest wurde er am 3. Dezember 1916 an der rechten Hand schwer verwundet und kam in die Lazarette Gotha und Allenstein, ausgezeichnet als Frontkämpfer mit dem Ehrenkreuz II. Klasse. Wie schon bei der Truppe hatte er Gelegenheit, sich durch die politischen Schulungsbriefe für Offiziere weiterzubilden, die ihm vermittelt wurden. Beim Ersatz des Regiments 152 findet man ihn seit 18. April 1918, seine Entlassung folgte zehn Wochen später. Zu Hause versuchte er zunächst seine Landwirtschaft in Ordnung zu bringen, erlebte aber bald die Revolution 1918 mit ihren Arbeiter- und Soldatenräten sowie den Kapp-Putsch mit und bemühte sich, im Kirchspiel Muschaken darauf politisch Einfluß zu nehmen.

### *Die Zwischenkriegszeit mit politischen Konflikten*

In dieser Zeit, als er sich um die Weiterentwicklung des Hofes bemühte, wird er buchstäblich bei der Feldarbeit von zwei führenden Vertretern der konservativen Deutschnationalen Volkspartei (DNVP) aus Neidenburg wegen einer Kandidatur für den Wahlkreis angesprochen. In der Stadt hatten sie niemanden gefunden, der in der Lage gewesen wäre, ihre Positionen wirksam zu sichern. Zusammen mit seiner Frau hat er sich einen Tag Bedenkzeit ausgebeten, fuhr nach Neidenburg, sagte zu und schaltete sich in die



Geschehnisse ein, um für Ostpreußen zu retten, was möglich war. Liest man heute in seinen Niederschriften, so stellt sich seine Befürchtung bezüglich der „kommunistischen Zersetzung der ländlichen Bevölkerung“ als übertrieben dar. Den Wählern wurde (um mit Luther zu reden) nicht nur „aufs Maul“ geschaut, sondern tief in die Seele — in Deutsch und Masurisch, wie Zeitzeugen bestätigten. Er gründete mit einigen Männern den Neidenburger Bauernverband Ost auf nationaldemokratischer Grundlage. Unversehens zog ihn der Landrat (Werner Freiherr v. Mirbach) zur Regelung der Grenzfragen mit Polen heran, die nach Verhandlungen mit polnischen Beauftragten erfolglos endeten. Als Mitglied der DNVP wurde er im Mai 1920 in den Deutschen Reichstag gewählt, hatte häufig in Berlin zu tun und wurde der Friedensdelegation für Versailles zugeteilt, die infolge des „Friedensdiktats“ jedoch nicht tätig werden konnte. Er nahm danach verschiedene Aufgaben wahr, um die Volksabstimmung in Masuren am 11. Juli 1920 im deutschen Sinne „abzusichern“. Im Herbst 1927 erwarb er in der zweiten Versteigerung des damals rund 950 Morgen großen Gutes Sachen 65 Morgen neben seinem Ackerland und hoffte, bald weitere 65 Morgen erwerben zu können.

Bei meiner Befragung 1953, warum er denn nicht über 1924 hinaus Reichstagsabgeordneter geblieben sei, da er doch den Bauernverband hinter sich wußte, beklagte er den Mangel der deutschen Parlamentarier an staatspolitischer Ausrichtung sowie das Desinteresse seiner „eigenen Leute“ an einem Antrag für die Deputatsverbesserung der Gutsarbeiter. Werden diese Vorgänge insgesamt gewertet, so ergibt sich folgendes: Früh war er in den einen und anderen Strudel seiner Zeit geraten, eine Ruhepause war wegen seiner Landwirtschaft und jungen Familie nötig. Die ersten Kinder wurden 1916, 1919, 1921 und 1924 geboren. Seine Eltern waren 1921 und 1924 verstorben. Es mußte eine größere Scheune gebaut werden. Außerdem durfte er die kirchlichen Probleme vor Ort nicht aus den Augen verlieren, zumal dort Pfarrer tätig geworden waren, die die Jugend vernachlässigten und einen Lebenswandel führten, der zu Beschwerden Anlaß gab.

Gemeindevorsteher wurde Fritz W. Maxin 1928, Amtsvorsteher für den Bezirk Roggen nach dem plötzlichen Tod von Franz Fanelsa 1929. Darüber hinaus gehörte er jahrelang dem Kreistag sowie dem Kreisausschuß an. Nach wohlwollender Begrüßung der Nationalsozialisten um 1930 stieß er im Mai 1933 mit ihnen zusammen. Zwei Monate zuvor besprachen im Landratsamt Neidenburg die Amtsvorsteher mit ihrem Landrat die Probleme mit den Vorflutverhältnissen (Meliorationen) und den Einsatz eines Arbeitsdienstes zur Beseitigung der Arbeitslosigkeit. Mein Vater erfüllte als erster die Bedingungen für Gräben- und Wegeausbesserungen durch die Aufnahme eines Zuges von dreißig Mann mit einem Feldmeister in sein neuerbautes Haus für drei Monate. Es wurde von April bis Juni hervorragende Arbeit für die ganze Ortschaft und das Gut Sachen geleistet. Doch als Hitlers Totalitätsanspruch, das Führerprinzip, die neue Rechtsauffassung bekannt geworden waren, erschien ihm die „neue Zeit“ als große Gefahr für Deutschland. Er machte auf die Verantwortung des Menschen vor dem Gott des Alten und Neuen Testaments aufmerksam, das war in jener Zeit ungehörig. Nicht das Kreuz als zentrales Zeichen des christlichen Glaubens war gefragt, sondern das Hakenkreuz.

Im Sommer 1934 wurde er in seinen Ämtern nicht bestätigt und erhielt Redeverbot, was ihn hart traf. Im Bekanntenkreis munkelte man von Verbringung ins KZ. Erhalten geblieben ist eine Anfrage des Landrats von Sensburg vom 18. Dezember 1934 beim Landrat in Neidenburg mit der Bitte um gefl. Äußerung über die Person des Maxin, namentlich in parteipolitischen Hinsicht. Die Antwort vom 28. Dezember 1934 beinhaltet auszugsweise folgendes: Maxin ist ein angesehener, größerer Bauer, der seine masurischen Landsleute zu nehmen weiß und ebenfalls durch seine Tätigkeit als Laienprediger großen Einfluß über den Kreis hinaus hat... Er hat früher lange Jahre der Deutschnationalen Partei

angehört und war sogar im Reichstag Abgeordneter. Vor der Machtergreifung wandte er sich der NSDAP zu. Die letzten Kreistagswahlen führte er mit Genehmigung des Kreisleiters mit einer Sonderliste durch. Seine Propaganda war ganz nationalsozialistisch. Er wurde auch von der Partei unterstützt. Im Kreistag gehörte er der NS-Fraktion an. Später stellte sich heraus, daß sein Aufnahmegesuch nicht weitergegeben und daß er dadurch nicht Pg. geworden war... Maxin hat seine eigenen Ansichten. Infolgedessen konnte es nicht ausbleiben, daß in Kürze ein Konflikt mit dem Kreisleiter ausbrach, der schließlich in diesem Sommer damit endete, daß die Partei die Versagung seiner endgültigen Bestätigung als Amtsvorsteher beantragte und durchsetzte. Hierdurch und ebenfalls durch die kirchlichen Geschehnisse, die ihm sehr zu Herzen gehen, ist er mehr und mehr in die Gegnerschaft zur Partei hineingeraten (Dr. Stein v. Kamienski).“

Den Anschluß an die Bekennende Kirche fand mein Vater bei Superintendent Kurt Stern (Neidenburg). Durch Sterns mutiges Eintreten sowie das einiger Angehöriger des CVJM konnte Schlimmeres verhindert, Strafakten der örtlichen Gestapoaufsicht entzogen und Verfügungen erwirkt werden, wonach das Redeverbot, die Haussperre für Besucher und die Postzensur zwar weiter bestehenblieben, die Aufsicht aber übergeordneten Gestapostellen übertragen wurde mit Meldepflicht und Reisepaßenzug. Von 1936 bis 1938 führte er in seinem Hause Freizeiten mit dem CVJM durch, besuchte BK-Synoden und einige landeskirchliche Missionsfeste, unter anderem in Lehmanen bei Ortelsburg, wo er 1938 als dritter Redner auftrat und Gestapospitzel provozierte, so daß er sich in Allenstein melden und verantworten mußte.

Den Menschen im östlichen Teil des Kreises Neidenburg und im südlichen Teil des Kreises Ortelsburg wußte er sich besonders verbunden. Die Ereignisse sprachen sich bis in die Provinzhauptstadt Königsberg herum, so daß Pfarrer Hugo Linck in seinem Werk „Der Kirchenkampf in Ostpreußen 1933—1945, Geschichte und Dokumentation“ (München 1968) auf sie hinweist. Er recherchierte um 1965. Im Auszug von Seite 196 folgendes:

...Maxin war ein Mann, der seine Kirche und seine Heimat liebte, tief verwurzelt war in der Heiligen Schrift wie auch bewandert in der ostpreußischen Geschichte, voller geistiger Interessen und eingedrungen in die volkswirtschaftlichen Probleme der Landwirtschaft... Nach dem Ersten Weltkrieg war er deutschnationaler Reichstagsabgeordneter; dem Bruderrat der ostpreußischen BK-Synode wurde er ein wertvoller Helfer... Die Angriffe auf Maxin wurden — wahrscheinlich — ausgelöst durch seine Rede auf dem Missionsfest in Lehmanen, Kreis Ortelsburg. Es kann sein, daß er sich zu Darrés „Bauernkalender“ geäußert hat und das aus „Licht und Leben“ ihm bekannt gewordene Wort Karl Barths verwendete: „Europa kehrt unter dem Gelächter der Hölle zum Heidentum zurück“... (Zu den Namen Darré und Karl Barth sei angemerkt: Der eine war NS-Landwirtschaftsminister, der andere Professor der Theologie und Wortführer der BK.)

Geliebter christlicher Glaube war in der Familie spürbar. Fotos zeigen ihn als Menschen inmitten der Kinder, Jugend, Nachbarn und Verwandten. Morgen- oder Abendandachten, Tischgebet mit Besuchern und Dienstpersonal waren selbstverständlich. War er nicht zu Hause, nahm seine Frau Bibel und Gesangbuch zur Hand. Bei der Umbenennung des Ortes 1938 ist sein Einfluß ebenfalls erkennbar: Aus Wychrowitz wurde nicht irgendein Kunstwort, sondern Hardichhausen - nach dem Ortsgründer Nicolaus Hardichen (1571).

### ***Zur öffentlichen Untätigkeit gezwungen — den Untergang überlebt***

Als Schikane erscheinen mehrere Begebenheiten, die hier kurz anzusprechen sind: Die Verzögerungen mit dem Reisepaß, der erst am 4. Juli 1940 durch den Landrat in Neidenburg ausgestellt wurde Die Versagung von Zuschüssen für den Neubau des

Pferdestalles 1937/38. Die Musterung als Wehrpflichtiger am 6. April 1939 für den Landsturm II, die im August zu seiner Einberufung führte. Während jüngere Gestapospitzel zu Hause blieben. Die Entlassung aus dem Heeresdienst erfolgte „auf höheren Befehl“ am 29. August 1939. Die Mitteilung des Wehrmeldeamtes Ortelsburg in Form einer Wehrpaß-Notiz vom 4. Juli 1944 über die „Unabkömmlichkeit im Bedarfsfalle“, die einschüchtern sollte. Die Inanspruchnahme des luftbereiften Acker-schleppers Lanz Bulldog für die Wehrmacht am 9. August 1944 durch die Wehrersatz-Inspektion Allenstein, der eine „Beordnung“ Ende September durch den Bevollmächtigten für den Nahverkehr beim Oberpräsidenten der Provinz Ostpreußen folgte. (Die Dienstverpflichtung bezog sich auf mich als Fahrer. Es war Schnittholz des im großen Forst gelegenen Sägewerks Kaltenborn für die Schichauwerke in Elbing zum Bahnhof Grünfließ zu transportieren.)

Ein schwerer Unfall meines Vaters mit dem Bulldog in Neidenburg vor der Sparkasse am 16. Oktober 1941 erschwerte die Bewirtschaftung des Hofes. In den letzten Kriegsmonaten passierten teils schockierende, teils bis heute ungeklärte Dinge Mehrmals beunruhigten Partisanenaktionen die Bevölkerung. Wachposten mit den 16- bis 60jährigen waren erforderlich. Die Ernte, die unter schwierigen Bedingungen eingebracht worden war, verbrannte mit der Hofstelle am 7. September durch Fahrlässigkeit deutscher Soldaten beim Dreschen. Es folgte der tragische Todesfall des Bruders Gustav Maxin in Pentzken am 9. Dezember, Die Hochzeit seines von einer Verwundung gerade genesenen Sohnes Fritz (\*1916) mit der Krankenschwester Ruth Lehmann fand am 23. Dezember 1944 statt. Während der Trauung in der Kirche Muschaken wurden, nur wenige hundert Meter davon entfernt, Sturmgeschütze auf dem Bahnhof entladen, einige bildeten Spalier und begleiteten dann die Hochzeitskutschen bis Jägersdorf. Am 11. Januar 1945 lautete die Parole der Polizei: „Ostpreußen wird gehalten, eine Räumung kommt nicht in Frage.“ Es war nicht möglich, den Bulldog nach Hause zu bekommen, auch nicht, als unsere besten Zugpferde erkrankten. Sie kamen erst am 7. Januar 1945 zurück. Der Versuch meines Vaters, gleich danach ohne Räumungsbefehl zu fliehen, wurde vom Bürgermeister lautstark untersagt: „Wenn mir Maxin Unruhe ins Dorf bringt und sich auf die Flucht begibt, schieße ich ihn am Ortsschild nieder.“ Der Trecker mit Fahrer traf erst am 18. Januar um 21.00 Uhr in Hardichhausen ein, um 22.00 Uhr fielen die ersten Bomben auf Muschaken.

Die Räumung der Grenzorte begann unter denkbar ungünstigen Bedingungen am 19. Januar 1945 um 7.00 Uhr in Gegenwart verkleideter russischer Aufklärer, die deutsche Uniformen trugen. Der durch den Bürgermeister bekanntgemachte Fluchtweg „Richtung Osterode“ stieß auf Ablehnung. Mein Vater schlug in genauer Kenntnis des Frontverlaufs „Richtung westlich Allenstein nach Mohrungen“ vor, um noch eine Chance für das Durchkommen zu sehen. In abfahrbereiten Fahrzeugen stritten sich die Bauern eine Stunde lang, bis Bauer F. Z. seinen Unmut darüber äußerte, an die Frauen und Mädchen erinnerte, mit der Peitsche knallte und sich an die Spitze in Richtung Ulleschen, Kaltenborn, Gimmendorf in Richtung Mohrungen setzte. Unsere Gespanne waren die letzten. Nach fünf Kilometern entschloß sich mein Vater plötzlich, beide Anhänger abzukuppeln und noch einmal mit mir zurückzufahren, um die drei alten zurückgebliebenen Nachbarn doch noch zur Flucht zu bewegen. Es war vergebens; russische Kampfflugzeuge flogen von Mlawa über uns nach Willenberg, wir eilten dem Treck nach. Ein paar Tage später kam der Bürgermeister unseres Dorfes ums Leben. Auf der Flucht spielte nun meine Kriegsdienstverpflichtung eine Rolle. Die Papiere reichten der Feldgendarmarie aus, um die linke, dem Militär vorbehaltene Fahrbahn benutzen zu können.

Es ging voran, während die Treckwagen sich nur langsam fortbewegten. Bei Eckersdorf holte uns die Rote Armee fast ein. Wir trafen unseren Windauer Pfarrer Siegfried

Sonnenberg, der bei seinen Leuten bleiben wollte, Da Mutter, Schwester, der jüngste Bruder und ich auf der linken Spur fuhr, glaubte uns der Vater in Sicherheit und stieg ab, um den stärker Gefährdeten beistehen zu können. Wir mußten weiterfahren und gelangten in der Abenddämmerung bis Mohrunen, wo wir beim Eintreffen hörten: „Rette sich, wer kann, die Russen greifen an!“ Unsere Flucht gelang über Elbing, Danzig bis vor Stettin — mit dem Bulldog, der vor ein paar Jahren Unglück in unsere Familie gebracht hatte.

Die Flucht des Vaters verlief sehr viel notvoller zunächst ein Stück mit einer bekannten, kinderreichen Familie bis Maldeuten, dann dank erfahrener Offiziere mit ihren Mannschaften, denen es kämpfend gelang, aus dem Kessel auszubrechen. Danach half ein französischer Kriegsgefangener, der einen Lkw unter der Roten-Kreuz-Fahne fuhr, weiter, Der tapfere Franzose kannte sich in Elbing aus, fuhr, ohne ein Wort gesprochen zu haben, zum evangelischen Pfarramt zu Pfarrer Dr. G. Sehmsdorf, einem alten Bekannten von Hardichhausen her, und setzte meinen Vater vor der Tür ab. Das Wiedersehen fand unter Panzerbeschuß statt, unverzüglich wurde er zum Bahnhof gebracht. Der anführende Zug brachte ihn über Danzig und Stettin bis zu seiner Schwester Berta nach Berlin sowie auch zu seiner Tochter Elisabeth, die seit 1941 als Operationsschwester in der Universitätsklinik (Ziegelstraße) tätig war. Er hatte sich dem Volkssturm zu stellen, erlitt dort am 3. Februar bei einem Fliegerangriff einen Mittelhandbruch und wurde am 20. März 1945 dienstunfähig geschrieben. Am 27. März traf er bei seiner Ehefrau in Horneburg/Niederelbe ein, die vier Wochen zuvor mit dem Zug und dem jüngsten Sohn dort zufällig abgesetzt worden war. Dies wurde den Verwandten in Berlin mitgeteilt. Das Informationssystem in der Ziegelstraße diente der Zusammenführung der Geschwister unter dem Stichwort „Eltern in Horneburg“. Tochter Elfriede floh Anfang Mai durch die Frontlinien von Berlin bis Hamburg zu Fuß.

### *Ein kleines Zimmer am 60. Geburtstag — erster Treffpunkt der Familie*

Sein Haus in Ostpreußen mit über 180 qm Wohnfläche stand früher für Besuche und Jugendfreizeiten offen. Nun mußten zunächst drei, dann fünf Personen mit 12 qm vorliebnehmen in einem Ort, wo sich — wie sich bald herausstellte, etliche Partei- und Gestapoleute eingefunden hatten, darunter einige bekannte. Eine Weiterleitung von Flüchtlingen stand im August zur Disposition. In der ersten Septemberwoche traf Sohn Fritz nach einer erneuten Verwundung südlich von Berlin und dem Lazarettaufenthalt in Wittenberg/L. ein. Es war eine Gelegenheit, sich auf die Liste nach Wangersen setzen zu lassen (8. September 1945). Zu Weihnachten gelang den beiden letzten Kindern die Flucht. Sohn Gerhard war in Nordböhmen in Gefangenschaft geraten, konnte fliehen und bei einem sächsischen Bauern unterkommen, bis er im Dezember Berlin und die englische Besatzungsmacht erreichte. Tochter Elisabeth, die in der Chirurgischen Universitäts-Klinik Berlin tätig war, sollte nach Rußland, meldete sich aber in Berlin West beim Internationalen Roten Kreuz und kam als letzte im englischen Militärzug nach Hamburg. Das Wiedersehen der ganzen Familie am Heiligen Abend 1945 in Wangersen empfand man als ein Wunder. Der Untergang Hitler-Deutschlands wurde trotz des Verlustes des Besitzes und der katastrophalen Zustände als gottgegeben empfunden.

In Stade war der englischen Militärregierung bekannt geworden, daß Fritz W. Maxim ein Gegner der Nazis war und unter Gestapoaufsicht gestanden hatte. Sie übertrug ihm das Amt der Flüchtlingsbetreuung und nahm ihn in die Pflicht für die Gründung der CDU in Stade, obgleich er zögerte. Er half Verwandten und Freunden, die insbesondere im Lager Fallingbostal interniert wurden oder unzureichend bei Bauern untergekommen waren. Mit ehemaligen ostpreußischen Deutschen Christen kam es beim Kirchentag in Hamburg 1953 zu einer Aussprache, bei der ich teilweise zugegen sein konnte und danach den Eindruck hatte, daß mein Vater allzuviel Verständnis für das Versagen der „Brüder“ aufbrachte. Kurz zuvor beim Heimattreffen in Hannover hatte er — während von der

Wiedergewinnung der Ostgebiete gesprochen wurde — angeregt, Dorfgeschichten aufzuschreiben. Ein Bauer aus dem Nachbarort ging darauf ein, ein anderer etwas später. Die Niederschriften zur Ortsbegehung des Amtes Muschaken sowie des Amtes Roggen mit den einzelnen Höfen und öffentlichen Einrichtungen von 1939 bis 1945 helfen uns sehr, die alte Heimat heute besser zu verstehen. Bei seinen Niederschriften sah mein Vater seine Enkelinnen und Enkel heranwachsen. Für sie sollte die Geschichte seiner masurischen Heimat bewahrt werden; ein Sohn sollte sie überarbeiten und für alle in Maschinenschrift übertragen. Todesfälle auf der Flucht sowie Aufenthaltsorte der in allen Himmelsrichtungen zerstreut lebenden Nachbarn und Bekannten wurden vermerkt. Die Nachricht über schwere Mißhandlungen seiner Schwester Ottilie durch Polen im Sommer 1945 ging ihm sehr zu Herzen. Vieles war unfaßbar. Er forderte konkrete menschliche Zuwendung nicht nur sonntags, sondern als Grundhaltung des Lebens beziehungsweise als Weg zum Leben miteinander.

Über die Zusammenhänge von Ursache und Wirkung bei den Kriegsvorbereitungen und deren Folgen konnte man lange mit ihm streiten. Fragen nach den extrem nationalkonservativen Positionen der DNVP während seiner Berliner Abgeordnetenzeit sind ihm nicht erspart geblieben. Er wollte weder Handlungsgehilfe der einen und anderen, noch Mitläufer gewesen sein; soziales Engagement nahm er für sich in Anspruch und kritisches Denken, aus dem sich wiederholt Einsprüche zu politischen Ereignissen ergaben. Selbst in seinem Flugblatt „Ein offenes Wort an alle vaterländlich gesinnten deutschen Christen“ (Februar 1933) ist Verantwortung vor Gott und den Menschen erkennbar. Vielfältig waren seine Aufgaben bei den Amtsgeschäften und der Landwirtschaft. Er verstand mit Menschen aller Berufsstände umzugehen. Landrat Dr. Deichmann, mit dem er als Amtsvorsteher wegen der Vorflutverhältnisse im Amt Roggen viel zu tun hatte, erwähnt ihn in seinen Neidenburger Erinnerungen (s. Heimatbrief Nr. 31, S. 29) unter den bewährten Landwirten des Kreises namentlich. Hinsichtlich der polnischen Mägde und Knechte sei gesagt, daß sie der Zeit entsprechend gut behandelt wurden. Zwei davon konnte ich 1976 und 1993 in Masuren befragen, sie bestätigten dies vollauf. Aber es passierte während des Krieges in Polen und Rußland ja auch Schreckliches, was bei Verwandtenbesuchen nicht unbekannt geblieben war und sogar die letzten Kirchenvisitationen am 19. Juli 1942 sowie am 13. Juli 1943 in Muschaken und Windau beschäftigte. Deutsche Christen und bekennende Christen haben gemeinsam um den rechten Weg gerungen.

Fritz W. Maxin hatte sein Feld bestellt, sein Leben neigte sich dem Ende zu, doch das Heimweh blieb. Er starb „alt und lebenssatt“ in Stade, wo sich auch sein Grab befindet. Bei der Beerdigung kamen über 200 Menschen zusammen.

Nach seinem Tode erschien im Heimatbrief (s. Heft 31/1960, S. 20) unter anderem folgendes: „...Am 5. März 1960 starb im 75. Lebensjahr der Mitarbeiter des Kreisheimatpflegers, der Bauer Fritz Maxin... Er hat sich ab 1920 große Verdienste in der Grenzlandarbeit erworben... Der Kreis Neidenburg verliert mit dem überall bekannten und geachteten Fritz Maxin einen treuen Sohn der Heimat, dessen Andenken wir stets in Ehren halten werden. Seine Persönlichkeit werden wir zu gegebener Zeit in einer Biographie würdigen.“ (Gerhard Knieß). August Tadday schrieb: „...Der wuchtig-massive Neubau des Wohnhauses und das wohlgeordnete Inventar zeigen die Größe des Betriebes und die musterhafte Bewirtschaftung. Und Maxin selbst, wem ist er nicht bekannt, der urwüchsige, markante Bauer? Er war aber wohl mehr als das. Er galt sowohl in seiner Gemeinde als auch im Amtsbezirk als Persönlichkeit von Wissen und überragender Fähigkeit und gehörte mit Recht zu den bedeutendsten Köpfen im Kreis, obwohl er bäuerlicher Herkunft war und keine höhere Bildung genossen hatte (s. Heimatbrief Nr. 43, 1966, S. 41).

Der genannte Landrat von Neidenburg, der 1934 zwar helfen wollte, aber nicht immer zutreffend Auskunft erteilte, ist nach dem Zweiten Weltkrieg Universitätskurator in Bonn geworden. Dort fand er Worte der Entschuldigung und versprach, im Überlebensfall einen Nachruf zu schreiben, was im März 1960 geschah. Im zweiten Teil seiner Aussagen heißt es:

„...Wieder ist einer unserer Besten von uns gegangen... Er widmete sich mit Liebe seinem Hof, den er durch kluge, sparsame Wirtschaft vergrößerte und zur Blüte brachte... Nach dem Kriegsende 1918 begann seine bedeutende politische Laufbahn im Bauernbund, seiner Standesvertretung, wie auch im weiteren Kreis des öffentlichen Lebens... Er trat mit Nachdruck und Erfolg für die Interessen seiner Berufsgenossen und seines Heimatkreises ein... So sehr ihn auch die Tätigkeit im öffentlichen Leben in Anspruch nahm, der eigentliche Schwerpunkt seines Wirkens galt der evangelischen Kirche und der Verbreitung des Glaubens... Sein Haus ergänzte er durch einen großen Versammlungsraum für die Jugend. Die unvermeidliche Folge waren Konflikte mit den Mächtigen des Dritten Reiches...“  
(Dr. v. Stein).

*Nachruf auf Fritz W. Maxin aus dem Neidenburger Heimatbrief Nr. 31:*

#### **Fritz Maxin, Hardichhausen / Wangersen**

Am 5. März 1960 starb im 75. Lebensjahr der Mitarbeiter des Kreisheimatpflegers, der Bauer Fritz Maxin, nach schwerem Leiden. Als Reichstagsabgeordneter und Kreisausschußmitglied im Kreis Neidenburg hat er sich ab 1920 große Verdienste in der Grenzlandarbeit erworben. 1929 wurde er Amtsvorsteher des Bezirkes Roggen. In seiner Kirchengemeinde war er Kirchenältester und vertrat den Kreis in der Provinzialsynode der Bekennenden Kirche, weshalb er 1933 Kämpfe mit der Partei durchzustehen hatte. Nach der Vertreibung wohnte er in Wangersen, Krs. Stade, und hinterließ nach 15jähriger Arbeit die Ortsgeschichte von Hardichhausen und Beiträge zur Kirchengeschichte von Muschaken-Windau, die von der Heimatstelle für Schrift und Bild herausgebracht werden sollen. Der Kreis Neidenburg verliert mit dem überall bekannten und geachteten Fritz Maxin einen treuen Sohn der Heimat, dessen Andenken wir stets in Ehren halten werden. Seine Persönlichkeit werden wir zu gegebener Zeit in einer Biographie würdigen.

**In den Heimatbriefen Nrn. 31 – 35 erschienen nachfolgende Kurzbiographien:**

#### **Kreisausschußbürodirektor Dygutsch**

Heer und Berufsbeamtentum, die Schöpfungen König Friedrich Wilhelms I., waren die tragenden Säulen des preußischen Staates. Durch diese Schule war auch Ernst Georg Dygutsch gegangen. Er wurde am 5. 2. 1871 in Borowen, Kreis Sensburg, als Sohn des Land- und Gastwirts Hermann Dygutsch geboren. Nach dem Besuch der Elementarschule trat er als Schreiber beim Landratsamt Sensburg ein. Mit 19 Jahren ging er als Freiwilliger zum Militär und diente in Treue 14 Jahre lang. Als Bezirksfeldwebel wurde er auf seinen Wunsch hin entlassen. Er wandte sich der Verwaltung zu und begann am 1. 10. 1904 seine Laufbahn als Kreisausschußassistent bei der Kreisverwaltung in Ragnit bei Tilsit. Am 1. 4. 1908 wurde er als 1. Kreisausschußsekretär zur Kreisverwaltung Neidenburg berufen und blieb dort bis zu seiner Pensionierung am 1. 10. 1936. Unter den Landräten Bansi, Frhr.

v. Mirbach, Dr. Deichmann und Dr. v. Stein bekleidete er von 1930 bis 1936 das höchste Amt der Kreisverwaltung, das des Bürodirektors.

Nach Kriegsausbruch stellte er sich mit 68 Jahren nochmals der Verwaltung bis zum traurigen Ende zur Verfügung. Nach dem Tode seiner Frau mußte auch er Ende 1944 bei der Räumung Neidenburg verlassen. Er flüchtete mit seiner Tochter nach Salfeld a. d. Saale, seiner früheren Wirkungsstätte als Bezirksfeldwebel - heute sowjetische Zone, wo er am 28. 2. 1947 im 77. Lebensjahr infolge Entkräftung einem Herzschlag erlag. Dort ist er auch zur letzten Ruhe gebettet.

Das war sein Lebenslauf, ein preußischer im besten Sinne, gekennzeichnet durch Pflichterfüllung bis zum Letzten. Der Dienst im alten Heere hatte ihn geformt, aber nicht verhärtet. Die Tätigkeit als Bezirksfeldwebel vermittelte ihm Menschen- und Geschäftskennntnis, die ihm in seiner Beamtenlaufbahn zugute kamen. Die ausgezeichnete Personalauswahl in der Kreisverwaltung - nicht zuletzt sein Werk - ist ein Zeugnis dafür gewesen.

Während nach der Machtübernahme durch die NSDAP im Jahre 1933 sich in manchen Verwaltungen oft häßliche Kämpfe entwickelten, zeichnete sich Neidenburg durch Homogenität und gegenseitiges Vertrauen aus.

Dygutsch war eine harmonische, ausgeglichene Persönlichkeit, die durch vorbildliche eigene Arbeit und Sachkenntnis den Leistungsstand der Verwaltung auf der Höhe hielt. Zahlreiche Ehrenämter zeugten für seine Beliebtheit im Kreis. Gott schenkte ihm auch ein glückliches Familienleben. Allen Ratsuchenden war er ein stets hilfsbereiter Freund. Sein Andenken wird bei der Kreisbevölkerung in Ehren gehalten werden. Dr. G. v. Stein

### **Bürgermeister Dr. Berthold Frost, Neidenburg**

„Bin durch die Alpen gezogen, wo die Lawine rollt,  
sah in des Meeres Wogen tauchen der Sonne Gold,  
aber schöner und besser - lacht mich immer nur aus -  
als die Königsschlösser, dünkt mich mein Vaterhaus.“

Mit diesen Worten schloß am 18. November 1921 der neu erwählte Bürgermeister Dr. Berthold Frost seine Antrittsrede vor den versammelten städtischen Körperschaften in Neidenburg. Eine schwere Arbeit lag vor dem neuen Stadtoberhaupt. Die Ruine des zerstörten Rathauses war 1918 mit dem darauf ruhenden Kriegsschaden an die Konsumgenossenschaft für den Bau eines eigenen Geschäftshauses verkauft worden. Der Neubau des Rathauses in der Marktmitte war wohl begonnen, drohte aber zum Stillstand zu kommen, da die Wiederaufbaumittel des Staates zum größten Teil fehlten. Es galt nun, zunächst den Wiederaufbau sicherzustellen und der städtischen Verwaltung eine neue Unterkunft zu schaffen. Doch die beginnende Inflation machte jede Berechnung und jede Planung zunichte. Jetzt konnte man nur noch mit Staatsmitteln, Sachwerten oder Devisen rechnen, aber alle diese schönen Sachen waren nicht vorhanden.

Da schrieb Dr. Frost an deutsche Freunde in Amerika und schilderte diesen die trostlose Lage der Stadt Neidenburg. Dieser Bericht, der in Kreisen von Deutschamerikanern in Chikago herumgereicht wurde, brachte eine recht erhebliche Dollarpfende in echten Devisen der Stadt Neidenburg, und der Bau des Rathauses war durch den Schritt des

Bürgermeisters und durch die Tat der Deutschen in Chikago sichergestellt, Eine Erinnerungstafel in der oberen Rathaushalle wies auf diese Hilfe hin. Sie hatte folgenden Text:

Dieses Rathaus wurde 1921—1923 erbaut mit Hilfe des Reichs, des Preußischen Staates, der Patenstadt Köln, der Maurermeister Kardinal und Schulz und folgender Paten

aus Chikago:

Alma Mey	Henry Bartholomay und Frau	Emil Wagner
Josie Buhl	Dr. Otto Schmidt und Frau	Harry Rubens
Adna Winston	Albert Madlener und Frau	Paud Tietgens
Emma Theurer	Deutscher Kriegerverein	Esward Uthlein
Catatlina Seipp	von Chicago	Hermann Paepke
Germania Loge Nr. 182	German-Austra-Ungarian	Columbia Damenclub
Gennan Chapter Nr. 532	Relief Society	Chikago Board of Trade
Vereinigung alter deutscher Studenten in Amerika		

Leider war der Name Dr. Frost auf seine Veranlassung hin nicht auf ihr zu finden. In dieser Zeit wurde die Stadt an das Ostpreußenwerk angeschlossen und dadurch mit elektrischem Licht und Kraftstrom versorgt. Nach Beendigung der Inflation, im Jahre 1924, wurde auf Veranlassung des Bürgermeisters, bedingt durch die Abtretung des Soldauer Ländchens an Polen, ein großes Wohnungsbauprogramm entwickelt und Mietshäuser erbaut, die in städtischem Besitz verblieben. Er brachte Staatsmittel für Flüchtlinge (damals Optanten genannt), für Angestellte, Lehrer, Post- Bahn-, Finanz- und Staatsbeamte in die Grenzbezirke. Die Stadt hatte in der Zeit von 1924 bis 1930 etwa 100 eigene Wohnungen gebaut, die einen recht beträchtlichen Vermögenswert darstellten. Die Räume des alten historischen Ordensspeichers wurden von der Stadt angekauft und zu einem städtischen Kinotheater und der Stadtbücherei ausgebaut. Die städtischen Versorgungsbetriebe - Gas, Wasser, Abwasser und Strom - wurden aus der Verwaltung herausgenommen und als Stadtwerke ein selbständiger Betrieb. Die anwachsende Einwohnerzahl bedingte naturgemäß eine Vergrößerung der Schulen, so entstand seitlich von der Friedrichstraße die neue, große, gemeinsame Knabenschule. Das Gymnasium wurde zur Vollanstalt ausgebaut.

In die Zeit seines Wirkens fiel auf seine Initiative der Neubau des Behördenhauses am Bahnhof, der Neubau des Finanzamtes und die Verlegung der Reichsbanknebenstelle, mit Neubau des Reichsbankgebäudes, nach Neidenburg. Die Kanalisierung der Neide innerhalb der Stadt beseitigte nicht nur übelriechende Gräben, sondern schaffte gleichzeitig die Möglichkeit zur Anlage von schönen Promenadenwegen.

Eine besondere Vorliebe besaß Dr. Frost für den Stadtwald. Das alte Försterhaus mit Restaurant war wohl eine liebe Zuflucht der Neidenburger nach schöner Wanderung durch die Wiesen und den schattigen Wald, infolge seiner Baufälligkeit aber kein schöner Anblick mehr. Das neue Waldhaus mit Gaststätte, Saal und Wohnung war ein ureigener Gedanke von Dr. Frost.

Der städtische Grundbesitz wurde aus Ländereien des Gutes Grünfließ bedeutend vergrößert und aufgeforstet. Der Gedanke, den Wald dichter an die Stadt heranzubringen, war wohl in Anfängen bereits vorhanden, konnte aber nur stückweise zur Ausführung gelangen.



Wenn man heute über die Tätigkeit dieses Mannes nachdenkt, muß man, unter Berücksichtigung der Schwere der vergangenen Zeit, der Inflation, der Arbeitslosigkeit, anerkennen, daß während seiner Amtszeit große Veränderungen im Stadtbild geschaffen wurden. 1933 lief seine Wahlzeit ab. Die politische Umwälzung vereitelte eine evtl. Wiederwahl.

Dr. Frost wurde am 19. 3. 1881 als Sohn eines Hauptlehrers in Rastenburg geboren. Das Gymnasium in Bartenstein verließ er nach Ablegung des Abiturs. Es folgten Reisen und Wanderjahre in die Schweiz, an die Riviera, nach Frankreich und durch Italien. Das Studium der Rechtswissenschaft und der Kunstgeschichte war sein Ziel, der Lehrstuhl an einer Universität sein Endziel. Der erste Weltkrieg unterbrach sein weiteres Studium. Der Ausgang des Krieges war für eine Dozentenlaufbahn wenig aussichtsreich, und der Gedanke, nunmehr Beamter zu werden, war für den so vielseitig veranlagten Menschen ein schwerer Entschluß. Die Stadtverwaltung Potsdam und die Leitung des Wohlfahrtsamtes Perleberg waren Stationen seiner weiteren Tätigkeit.

Mit der einstimmigen Wahl zum Bürgermeister der Stadt Neidenburg war sein stiller Wunsch, einmal in seiner alten ostpreußischen Heimat wirken zu können, somit in Erfüllung gegangen.

Nach seiner Pensionierung 1933 zog Dr. Frost nach Potsdam und 1944 nach Werder, um hier in einem Häuschen seinen Lebensabend zu verbringen. 1945 wurde er auch von hier durch die Russen vertrieben. Seine Angehörigen und Freunde begleiteten ihn 1954 zur letzten Ruhestätte.

Wenn von Bürgermeistern der Stadt Neidenburg einmal Geschichte geschrieben wird, wird Dr. Frost neben den Bürgern zu finden sein, denen die Stadt Neidenburg viel zu verdanken hat. Er selbst hinterließ im Manuskript die Arbeit seiner Pensionsjahre „*Die Geschichte Ostpreußens*“.

Otto Pfeiffer

### **Bürgermeister Paul Weiß, Soldau**

Die 600jährige Geschichte der Stadt Soldau erlebte viele Bürgermeister. Wer die Chronik durchblättert, findet Namen, die längst vergessen sind. In guter Erinnerung ist aber noch der Name des letzten deutschen Bürgermeisters, Paul Weiß. Eine große stattliche Erscheinung, die vielen Landsleuten noch in guter persönlicher Erinnerung ist.

Am 22. 5. 1877 in Krossen, Krs. Pr. Holland, geboren, nahm Paul Weiß im Jahre 1909 die Geschicke der Stadt Soldau in seine Hand. Soldau war damals ein typisch kleines ostpreußisches Landstädtchen, dessen Bürger ein ruhiges, bescheidenes Leben führten. Die Zeit stand still. „Stillstand ist Rückgang.“ Aus dieser Erkenntnis heraus faßte der neue Bürgermeister seine Pläne. Nach kurzer Zeit des Sichhineinfindens ging er ans Werk. Das große Planen begann, und unterstützt von einem weitsichtigen Stadtparlament, welches die Tragweite der vorgesehenen Maßnahmen erkannte, ging es auch bald an die Ausführung. Was für eine Tatkraft Bürgermeister Weiß entwickelte, spiegelt sich in den paar nüchternen Zahlen wider:

Im Jahre 1911: Gründung der Stadtparkasse,

am 24. 4. 1911: Einweihung des erbauten Krankenhauses,

am 27. 11. 1911: Einweihung des neuen Schulgebäudes an der Bahnhofstraße.

Im Jahre 1913 wurde nach sorgfältigem Planen die Wasserleitung und Kanalisation in Arbeit genommen. Im selben Jahre wurde das Gymnasium gegründet, die sogenannten Offiziershäuser fertiggestellt. Der Stadtpark wurde erweitert. Das Schlachthaus erfuhr einen Umbau und wurde erweitert. Das waren die hauptsächlichsten größeren Vorhaben, die er vollendete. Nebenher liefen aber auch noch die kleineren Arbeiten, Ausbau von Straßen (Neue Straße), Badeanstalt usw. In dieser kurzen Zeit seit dem Amtsantritt im Jahre 1909 wahrlich ein gewaltiges Stück Arbeit. Weitere Planungen warteten auf ihre Vollendung, Da kam der erste Weltkrieg, Alles Schaffen wurde unterbrochen. Die Stadt, zu 60 Prozent kriegszerstört, mußte wieder aufgebaut werden. Ein besonderes Problem war die Trümmerbeseitigung. Die Stadt stellte das Gelände zur Verfügung, noch fehlendes wurde hinzugekauft, eine Lorenbahn wurde gebaut, und die Trümmer verschwanden. Wenn die Stadt noch während des Krieges wieder aufgebaut worden ist, so ist es einzig und allein dem rastlosen Schaffen des Bürgermeisters Weiß zu verdanken. Die äußere sichtbare Anerkennung für sein Geschick und seine Verdienste in der Kriegszeit war die Verleihung des Eisernen Kreuzes am weiß-schwarzen Bande.

Der Magistrat urteilte über Weiß:

„Er ist ein äußerst berufstüchtiger, unermüdlich tätiger Verwaltungsbeamter, ausgerüstet mit praktischem Blick, besonderem Organisationstalent und mit fühlendem Verständnis für die Bedürfnisse aller Kreise der Bürgerschaft.“ Der Bericht schließt mit den Worten: „Die gute Entwicklung unseres Gemeinwesens in den letzten zehn Jahren haben wir in erster Linie der erfolgreichen Tätigkeit des Herrn Weiß zu verdanken.“

Sämtliche Bemühungen, Soldau vor einer Abtretung an Polen zu bewahren, blieben erfolglos. Das Versailler Diktat war stärker. Als letzter deutscher Bürgermeister verließ Weiß erst nach der Abtretung an Polen die Stadt. Er übergab seine Amtsgeschäfte dem ersten polnischen Bürgermeister mit Namen „Weiß“.

## **Ein Lebenswerk - Pfarrer Ebel, Muschaken**

Pfarrer Johannes Ebel wurde am 26. 9. 1859 als Sohn des Pfarrers Dr. Johannes Ebel in Bischofsburg, Ostpr., geboren. Nach dem Besuch des Gymnasiums und der Universität in Königsberg wurde er am 25. 11. 1883 ordiniert. Seine erste Pfarrstelle war Ostrokollen, wo er seine spätere Ehefrau kennenlernte. Von 1894 bis zu seinem Tode am 23. 8. 1920 war er Pfarrer in Muschaken. Nach einem Pfarralmanach vom Jahre 1911 gehörten zum Kirchspiel Muschaken noch 21 politische Gemeinden mit insgesamt 4800 Seelen. Nach seinem Tod widmete ihm Ökonomierat Friedrich Lembke in der Zeitschrift „Das Land“ einen Nachruf, in dem das Lebenswerk dieses ostpreußischen Pfarrers von neutraler Stelle gewürdigt wurde. Darum soll im folgenden dieser Nachruf, der am 15. 11. 1920 erschien, wortgetreu wiedergegeben werden; denn umfassender kann niemand von den heute noch Lebenden diese starke Persönlichkeit schildern: (P. Grabowski)

*„Unser Leben, wenn's köstlich gewesen ist,  
so ist's Mühe und Arbeit gewesen.  
Es fährt schnell dahin, als flögen wir davon.“*

Diesen Spruch fand ich auf der Anzeige, die uns von dem Hinscheiden unseres Freundes Nachricht gab, und ich wüßte kaum ein anderes Wort, das so auf den Verewigten zutreffen könnte wie dieses Wort von der Arbeit, der der Tag nimmer lang genug ist.

Obgleich Muschaken und sein Pfarrer durch die segensreiche und rührige Arbeit von Pfarrer Ebel in Kreisen der Wohlfahrtspflege schon längst zu einer gewissen Berühmtheit gelangt waren, hatte ich doch nie das Glück, diesen vorbildlichen Wohlfahrtspfleger kennenzulernen, bis unser Lehrgang in Hohenlychen uns mit ihm zusammenführte. Der damals Neunundfünfzigjährige trug freilich schon unverkennbar Spuren des Alters und der abnehmenden Lebenskraft, war aber doch in seiner kurzen gedrungenen Gestalt, in seinem ganzen Wesen so sehr der Ausdruck eines kräftigen Arbeitswillens und einer zuversichtlichen Lebensbejahung, daß man sich kaum denken konnte, dieser Lebensquell werde schon in zwei Jahren versiegt sein.

Arbeit war's, was Muschaken not tat, als J. M. Ebel vor mehr als 25 Jahren dort als Pfarrer einzog. Das Getreideland brachte nur etwa zwei bis drei Zentner vom Morgen und eine 14 Morgen große Wiese nur ein Fuder Heu. Da kann man verstehen, wenn man den neuen Pfarrer dazu beglückwünschte, daß 250 Morgen von seinem Pfarrlande an den Forstfiskus verkauft seien. Der Kaufpreis von zehn Mark für den Morgen ist ein beredtes Zeugnis dafür, wie man das Land einschätzte und wie trostlos die wirtschaftliche Lage in Muschaken sein mußte. Pfarrer Ebel wünschte sich nicht Glück und brachte es fertig, daß der Forstfiskus 100 Morgen wieder herausrückte. Auch unter schwierigen Verhältnissen wollte der neue Pfarrer mit seiner Gemeinde die gleiche Last tragen, auch auf schlechtem Land wollte er Bauer unter Bauern sein, sich selbst emporarbeiten und seine Gemeindeglieder nach sich ziehen.

Damit war ein Anfang gemacht zu einem Lebenswerk, dessen Größe einen fast überwältigt.

Da wurde zunächst eine Raiffeisengenossenschaft gegründet, die das still in den Häusern verborgen liegende Geld herausholte und mitarbeiten ließ, die aber noch mehr die Leute ermunterte, Geld auszuleihen und in ihren Betrieb zu stecken, um dadurch um so größeren Nutzen herauszuwirtschaften, und nach wenig mehr als 20 Jahren hatte diese Genossenschaft in der armseligsten Bauerngegend es auf ein arbeitendes Kapital von mehr als einer Million gebracht.

Die Hilfsmittel moderner Landwirtschaft wurden studiert und probiert, und die Leute wurden für die Benutzung neuer Hilfsmittel gewonnen. Künstliche Dünge- und Futtermittel wurden durch eine Waren-Genossenschaft vermittelt, Erzeugnisse durch sie verkauft, und in kaum einem Vierteljahrhundert hatte diese Genossenschaft einen Jahresumsatz von etwa 30 Millionen Mark, eigene Silospeicher und Ladegeleise.

Aber nicht nur für den Besitzer sorgte der neue Pfarrer, sondern nicht minder für die Kleinen und Schwachen. Mit Stolz konnte schon im Jahre 1909 berichtet werden, daß fast sämtliche Landarbeiter des Kirchspiels Muschaken Besitzer seien und daß mancher Arbeiter sich emporgearbeitet hatte zu einem Kleinbauern. Und der Schwachen gedachte er; er nahm ihnen ihre Schuldenlast ab oder gestaltete sie doch so, daß sie erträglich wurde und von Jahr zu Jahr sich verringerte.

Schnell entschlossen war dieser Mann der Tat. Als einst ein Windbruch verheerend in den Forsten hauste, brachte er es durch schnelles Eingreifen fertig, daß seine Gemeindeglieder das Holz zu mäßiger Taxe bekamen und daran in einem Jahr etwa 7000 Mark verdienten. Und als im Jahre 1900 fast das ganze Dorf Muschaken niederbrannte, da hatte der tatkräftige Pfarrer in zwei Tagen es zuwege gebracht, daß sein Dorf das gesamte Bauholz zu zwei Drittel der Taxe hatte und daß schon in vier Wochen, noch rechtzeitig vor der Ernte, die meisten Scheunen wieder standen.

Wer nach diesem aber denken wollte, daß der Pfarrer doch wohl mehr Bauer, Kaufmann und Bankbeamter gewesen sei denn Pfarrer, der sei darauf verwiesen, wie nach und nach

die Bevölkerung auch in geistlichen Dingen zu ihrem Seelsorger Vertrauen fand und das Sektenwesen, das einst dort blühte, allmählich wieder zurückging, wie ein Gemeindehaus für die geselligen und Bildungsbedürfnisse der Gemeinde errichtet wurde, wie das Büchereiwesen sich kräftig entfaltete, Gemeindeschwestern in den Dienst der Gemeinde gestellt wurden und besonders für die Behütung und Pflege der Kleinkinder sorgten, wie Fortbildungsschulen und Haushaltungsschulen entstanden, Gesangvereine und Turnvereine sich bildeten, wie überhaupt ein reges geistiges Leben im Kirchspiel Muschaken entstand, das an Höhe der Entfaltung dem wirtschaftlichen Leben durchaus nicht nachstand.

Dann kam der schreckliche Weltkrieg, der gerade für die Grenzkirchspiele, zu denen Muschaken auch gehört, gleich zu Anfang furchtbar wurde. Und auch Muschaken hat die volle Last des Krieges tragen müssen. Daß es nicht darunter zusammenbrach, ist nicht zuletzt das Verdienst der Einrichtung, die Pfarrer Ebel geschaffen hatte, und sein rein persönliches Verdienst, der trotz seines Alters auch bei Überwindung der Kriegsschäden seine volle Tatkraft noch entfaltete.

Und bei all dieser Arbeit, die in der Gemeinde geleistet wurde, wirkte Pfarrer Ebel weit über die Grenze seiner Gemeinde hinaus. Wie er in der Wohlfahrtspflege sich einen Namen erworben hat, so gehörte er mit zu den führenden Leuten in der Raiffeisenorganisation, so versuchte er den Evangelisch-Sozialen Kongreß für seine Arbeit zu begeistern, so ist sein Name verbunden mit der Siedlungsarbeit in Ostpreußen und mit vielen anderen Dingen mehr.

Das war das Große an diesem arbeitsfreudigen Mann, daß er seine ganze Arbeit unter großen Gesichtspunkten betrieb, ohne den Blick für die Bedürfnisse seiner Gemeinde und des einzeln Menschen zu verlieren, ohne selbst die kleinsten Mittel außer acht zu lassen. Er sagte selbst von seiner Arbeit einmal, daß es sich bei der ländlichen Wohlfahrtspflege nicht um ein Mittel oder um das Mittel handele, sondern um das organische Ineinandergreifen vieler in den ländlichen Lebensverhältnissen begründeter Mittel. „Eins muß in das andere greifen, eins durchs andere blühn und reifen!“

Nach dem Erfolg in solcher Arbeit fragt in unserer materiellen Zeit so mancher. Zum Teil konnten die Erfolge schon angedeutet werden, z. Teil sprechen sie sich auch darin aus, daß in einer Gegend, in der die Bevölkerung durch die verheerende Landflucht immer weiter hinuntersank, das Kirchspiel Muschaken von 4500 auf 5200 Einwohner stieg. Aber nicht diese Erfolge sind es eigentlich, die gemeint sind und die Ebel suchte. Man muß tiefer schürfen. Wer die Menschen kennt, weiß doch, daß fast niemals auch nur eine Gemeinde vorbehaltlos ihrem Führer folgt und daß selbst dort, wo sie ihm folgt, sie sich mehr beugt vor der überragenden Kraft der führenden Persönlichkeit als aus eigener Überzeugung. Wie war's nun in Muschaken? Gab's dort auch solche Widerstände? Wurden sie überwunden oder traten sie nur vorübergehend zurück, um bei günstigerer Zeit sich geltend zu machen?

Oder wie war's mit einer anderen schweren Sorge, die heute auf unserem ganzen Volke lastet? Hat dies Mitreißen der Bevölkerung zu immer erfolgreicherer Wirtschaft nicht neben Strebbarkeit im guten Sinne auch eine Förderung materialistischen Sinnes gebracht?

Das sind Fragen und Bedenken, die keinem Wohlfahrtspfleger erspart bleiben. Und wer ehrlich sich und seine Arbeit prüft, der wird neben Licht auch Schatten mancherlei Art entdecken können. Es ist eben so, daß führende und begeisternde Persönlichkeiten die Verhältnisse ruckweise vorwärtsschieben und daß dann erst langsam in Jahrzehnten und Menschenaltern der Volksgeist sich den neuen Verhältnissen anpaßt. Wohlfahrtspflege ist immer eine Saat auf Zukunft.

Und deswegen soll denen, die immer in fürwitziger Weise fragen und die immer leicht Schatten entdecken können, auch keine Antwort gegeben werden auf die aufgeworfenen Fragen. Ich selbst war nicht in Muschaken und weiß nicht, ob sie dort überhaupt berechtigt sind. Daß aber durch die Seele des Entschlafenen hin und wieder ähnliche sorgenvolle Gedanken gingen, das weiß ich aus einer Frage, die er selbst aufwarf. Sie sei deswegen hier mitgeteilt und seine Antwort darauf dazu:

„Man hört oft sagen“, so sagte Pfarrer Ebel einmal, „der Raiffeisenverein bringt viel Ärger und macht viel Arbeit. Arbeit hat er mir viel gebracht. Wer bei seinen Wohlfahrtsbestrebungen die Arbeit scheut, soll die Hand davon lassen. Er ist nicht geschickt dazu. Ärger habe ich nie gehabt. Nennen Sie das Ärger, den Unverstand der Leute zu überwinden? Was können denn die Leute dafür, wenn der Schöpfer ihnen den Unverstand mit auf den Weg gegeben hat. Und Gott hat in seiner Weisheit den Unverstand gleichmäßig auf alle Stände verteilt. Wir aber sind dazu berufen, auch den Verstand der Leute zu bilden.“

Das sind Gesichtspunkte von einer Größe, daß man wünschen möchte, wir fänden sie weiter verbreitet unter den Wohlfahrtspflegern. Das sind Gedanken von einer Tiefe, die die Gewähr dafür bieten, daß die Arbeit, die aus ihnen hervorspringt, nicht Eintagsarbeit ist. Über die Wohlfahrtsarbeit in Muschaken ist der Krieg hereingebrochen und hat sie nicht zu zertrümmern vermocht. Und wenn neue Stürme kommen sollten, sie wird sich durchsetzen können. Dazu hat ihr Vater sie zu fest verankert, indem er sie eingefügt hat in große Bewegungen, die die ganze Provinz umfassen und noch weiter gehen. Mögen Stürme kommen, sie werden nicht imstande sein, das Werk von Pfarrer Ebel zu zerstören, und in der Geschichte der Gemeinde wird sein Name leuchten.

Wir aber, die wir noch mitten in der Arbeit stehen, wollen uns in Tagen, die schwer sind, aufrichten an dem Beispiel des Mannes, der Arbeit nicht scheute, auch wo sie einmal keinen greifbaren Erfolg hat, und dessen Vertrauen auf eine bessere Zukunft nicht zu unterdrücken war, mochten auch Widerstände und Mißstände das Bild trüben. Die ländliche Wohlfahrtspflege nennt mit Stolz den Pfarrer Ebel in Muschaken als einen ihrer Freunde und hervorragendsten Mitarbeiter; sie wird sein Andenken stets in Ehren halten.

Friedrich Lembke

## **Nachwort**

Die Persönlichkeit des Pfarrers Ebel kann kaum umfassender und treffender gewürdigt werden, als es in dem Nachruf des Ökonomierats Lembke geschehen ist. Und doch sollte, so scheint mir, ein Zeugnis seines Wirkens nicht unerwähnt bleiben. Ich meine das Knaben-Erziehungsheim „Emmaus“ in Muschaken.

Gegen vielerlei Widerstände ist es dank seiner Initiative im Jahr 1903 mit Provinzialmitteln erbaut worden. Es wurde bis zu seinem Tode unter Aufsicht der Provinzialverwaltung von ihm geleitet. Das gesamte Pfarrland wurde an die Anstalt verpachtet und von dort aus bewirtschaftet. Neues Land wurde hinzugekauft. fünf Pferde, acht bis neun Kühe und rund 100 Schweine standen in den Stallungen. So war die Anstalt in bezug auf landwirtschaftliche Produkte nahezu autark. Für 80 Kinder war sie gebaut worden, 60 bis 80 beherbergte sie laufend. Es handelte sich teils um Kinder, deren Eltern in zerrütteten Familienverhältnissen lebten, teils auch um schwer erziehbare Knaben im Alter von 6—14 Jahren. Nach Abschluß der Schule kamen die Jungen in die Lehre oder wurden in eine Arbeitsstelle in der Landwirtschaft vermittelt, standen aber bis zu ihrer Volljährigkeit unter Aufsicht der Anstalt. So haben nicht wenige Menschen, die durch die Schule dieses Heims gegangen sind, dem segensreichen Wirken dieses Mannes den Aufbau ihrer Existenz zu danken. Wohlfahrtspflege ist eben eine Saat auf Zukunft.

Nach dem Ableben des Pfarrers Ebel hat der derzeitige Hausvater und Lehrer, Herr Gustav Will, die Leitung des Heims übernommen und bis zum Zusammenbruch 1945 ausgeübt. Er ist mit einem Teil der Jungen im Januar 1945 auf die Flucht gegangen und nach vielen Mühen und Wirren im Stephanstift in Hannover gelandet. Hier wirkte er als Lehrer bis zu seiner Zuruhesetzung und starb im Frühjahr 1953. Der letzte Leiter des Erziehungsheims „Emmaus“ fand damit fern der Heimat auf dem Friedhof des Stephanstifts in Hannover seine letzte Ruhestätte.

Zwei Weltkriege sind über Ostpreußen dahingebraust. Tod, Verwüstung, Vernichtung und der Verlust unserer geliebten Heimat waren ihre Folge. Das Knabenerziehungsheim „Emmaus“ in Muschaken aber hat beide Kriege überdauert. Es steht heute noch als steinerner Zeuge des Wirkens von Pfarrer Ebel. Dem Vernehmen nach haben die Polen eine landwirtschaftliche Schule darin untergebracht.

Franz Fanelsa

**Im Heimatbrief Nr. 32 von 1960 erschien eine Biographie zu Walter Kollo; an ihrer Stelle soll hier eine umfassendere Darstellung der KOLLOS erfolgen, wie sie in der Festschrift zur 40jährigen Patenschaft mit Bochum 1993 erschienen ist.**

### **Drei Generationen Kollo**

Wer kennt sie nicht, die unvergänglichen Titel: „Was eine Frau im Frühling träumt“, „Warte, warte nur ein Weilchen“, „Kleine Mädchen müssen schlafen geh'n“, „Immer an der Wand lang“, „Komm hilf mir mal die Rolle drehn“, „Max, du hast das Schieben 'raus“, „Solang noch Untern Linden“ und viele andere mehr, die in fröhlich frechen Melodien das Leben der aufstrebenden Weltstadt Berlin, die Liebe zu Berlin, das Milljöh von Vater Zille so trefflich widerspiegeln, Melodien, die auf Anhieb zündeten und bis heute von Generationen gesungen und gepfiffen wurden und werden. Doch wer weiß, daß alles dieses fern von Berlin, *in* der Provinz, in Ostpreußen, im kleinen Landstädtchen *Neidenburg* seinen *Anfang nahm?*

Walter Kollo, so sein Künstlername, unter dem er weltberühmt wurde, erblickte,<sup>3</sup> wie es so schön heißt, am 28. Januar 1878 in Neidenburg als Sohn des Kaufmanns Karl Kollodziyski und seiner Frau Hedwig, geb. Senger, einer Konzertpianistin, das Licht der Welt. Über seine Kindheit heißt es im Neidenburger Heimatbrief Nr. 32 (S .67) liebevoll: „Das ist der kleine Walter, der eine Gerte schwingend, die Grünfließer Straße hereinkommt, durch die Brückenstraße geht, stehen bleibt, in die Neide hinunterspuckt, über die Neue Straße zum Neuen Markt schlendert, respektvoll den schnauzbärtigen Stadtpolizisten vor dem Rathaus anschaut, in die Schulstraße wandert und sich freut, daß er heute nicht zum Unterricht muß, weil Kaisers Geburtstag ist. Die Klavierstunde am Nachmittag wird er auch zu umgehen wissen. Er hat frei, die Welt ist schön, er ist vergnügt, er pfeift. Irgendwo wird ein Fenster geöffnet, ein paar Takte Musik dringen heraus, beschwingt, taktfest, übermütig. Walter steht und träumt, unbewußt nimmt seine Hand den Rhythmus auf und bewegt die Gerte wie einen Taktstock“. So oder ähnlich wird die Kindheit von Walter Kollo in Neidenburg ausgesehen haben.

Walter Kollo heiratete Mizzi Josetti (Marie Preuß). Aus dieser Ehe stammt der 1904 in Königsberg geborene Sohn Willi Kollo, der nach einer äußerst erfolgreichen Zusammenarbeit mit seinem Vater selber als Komponist und Textdichter äußerst erfolgreich wurde. Aus seiner Feder sind Evergreens wie „Lieber Leierkastenmann“ oder „Zwei in einer großen Stadt“ entsprungen.

Über den äußerst erfolgreichen Weg des Komponisten Walter Kollo schreibt Claus-Dieter Schaumkell im Begleittext zu „Walter Kollo. Ein Komponisten-Porträt“: „... Sein umfassendes Musikstudium absolvierte er in Sondershausen/Thüringen. Anschließend wurde er als Korrepetitor an das Operettentheater in Königsberg und nach Stettin engagiert. Sein weiterer künstlerischer Weg führte ihn nach Berlin an das Linden-Kabarett, wo er als Begleiter und Komponist erstmals nachhaltig auf sich aufmerksam machen konnte und wo ihm erste Arbeiten für die bis heute unvergessene Claire Waldorff bereits so etwas wie Popularität verschafften. Das „Berliner Theater“ in der Charlottenstraße sicherte sich Walter Kollo als Hauskomponist. Ab 1910 schrieb er die Musik zu den Possen mit Gesang und Tanz „Große Rosinen“, „Filmzauber“ und „Wie einst im Mai“. Die Lieder daraus wie „Das war in Schöneberg“, „Die Männer sind alle Verbrecher“ und andere waren auf Anhieb echte Ohrwürmer und haben sich bis heute im Repertoire der Unterhaltungsmusik halten können. 1912 folgte das Volksstück „Immer feste druff“ im neueröffneten Theater am Nollendorfplatz in einer Vorstellungsserie von mehr als 1.000 Aufführungen,

1917 erlebte dort Walter Kollo sein Meisterwerk „Drei alte Schachteln“ seine höchst erfolgreiche Uraufführung mit dem ebenso originellen wie unverwüstlichen Dauerbrenner „Ach Jott, was sind die Männer dumm“. In diese Zeit fallen auch bereits seine Aktivitäten als Mitbegründer der GEMA, der größten Urhebergesellschaft der Welt. 1921 berief ihn Hermann Haller als Hauskomponist in sein „Theater im Admiralspalast“, wo die berühmten Haller-Revuen mit den Tiller-Girls Furore machten.

1923 kommt es bei der erfolgreichen Uraufführung seiner Operette „Manetta“ im Berliner Metropoltheater zu einer ersten, künstlerisch außerordentlich ergiebigen Zusammenarbeit mit seinem damals erst 19jährigen Sohn Willi Kollo, der für die Gesangstexte (z. B. „Was eine Frau im Frühling träumt“ oder „Warte, warte nur ein Weilchen“) verantwortlich zeichnete.

Es folgte 1924 am Berliner Schillertheater das musikalische Lustspiel „Die Frau ohne Kuß“, das als Vorläufer und Vorlage für die späteren Benatzky-Operetten gelten darf. Ein Schlager daraus, „Das ist der Frühling von Berlin“, gehört auch heute noch zu den meist gespielten Operetten-Märschen.

Vater Walter und Sohn Willi Kollo schrieben fortan Operette auf Operette, darunter auch die 1927 im „Theater am Nollendorfplatz“ uraufgeführte „Drei arme kleine Mädels“ mit der unvergessenen Grete Mosheim. Das Stück lief unter seinem englischen Titel „Three poor little Girls“ ein Jahr vor ausverkauften Häusern am Broadway und begeisterte zwanzig Jahre lang auch das skandinavische Publikum. Als „Maytime“ hatte Walter Kollo „Wie einst im Mai“ mit dem amerikanischen Leinwand-Duo Nelson Eddie und Jeanette MacDonald einen echten Welterfolg.

1928 trennten sich die Wege der beiden Autoren Walter und Willi Kollo, da die Ufa Willi Kollo sozusagen erfolgreich abwerben konnte. Walter Kollo kompositorischer Schaffensdrang hielt zwar noch unvermindert an, es fehlten seinen weiteren Bühnenwerken jedoch die auf Anhieb zündenden Texte seines Sohnes und dessen librettistische Beratung.

Walter Kollo starb 1940 und wurde auf eigenen Wunsch auf dem Berliner Sophien-Friedhof unweit des Grabes von Albert Lortzing und des Klavierbauers Bechstein beigesetzt. Seine Musik hat ihm bis heute ein ehrendes, ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Wir Neidenburger sind stolz auf den berühmten Sohn unserer Stadt.

Bei dieser Familientradition hätte es nahegelegen, daß auch der 1937 in Berlin geborene Enkel René Kollo einen ähnlichen Weg der leichten Muse gewählt hätte.

Erste Ausflüge in diese Richtung zum Beispiel „Hello Mary Lou“ gibt es. Nach seinem Studium bei Elsa Varena wurde dann aber aus dem Schlagersänger ein inzwischen weltberühmter Tenor mit einer großartigen Sängerlaufbahn.

Klaus Zehe

### Hotelier **August Knüffel, Soldau**

Wer Soldau kennt, dem ist auch das Hotel Masovia bekannt, und wer einmal im Hotel Masovia, Soldau, war, hat auch bestimmt seinen Eigentümer und Besitzer August Knüffel kennengelernt. Knüffel, eine Persönlichkeit in guten und schlechten Tagen der Stadt Soldau, wurde 1871 in Groß Groeben im Kreis Osterode geboren und erlernte nach der Schulentlassung den Kaufmannsberuf. Später trat er in einen Hotelbetrieb in Danzig ein. 26 Jahre war Knüffel alt, als er in Graudenz, in der Festung Courbiere, den Kantinenbetrieb übernahm. Kurz darauf heiratete er. 1910 erwarb er das Appoltsche Hotel in Soldau. In den wenigen Jahren seines Wirkens, bis zur Zerstörung seines Hotels im Zuge der Kriegshandlungen 1914, war es ihm gelungen, sich das Vertrauen der Bürgerschaft Soldaus zu erwerben. So half ihm die Bürgerschaft im August 1914, in einem Nachbargebäude seinen Hotel- und Gaststättenbetrieb behelfsmäßig weiterzuführen. In weiser Voraussicht war es ihm dann beim Wiederaufbau, bzw. Neubau seines Hotels möglich, seinen modern eingerichteten Hotelbau sofort nach Kriegsende zu eröffnen. Doch die Losreißung des Soldauer Gebietes vom deutschen Mutterland durch Polen warf ihn in seinen Planungen weit zurück. Trotz schwerer Bedenken blieb er aber der Stadt Soldau treu und teilte das Los mit vielen anderen Deutschen, die nunmehr unter polnischer Hoheit in Soldau leben mußten. Wenn der polnische Staat nur polnische Unternehmungen förderte und unterstützte, so war es trotzdem Knüffel auf Grund seiner Beharrlichkeit möglich, sich zu behaupten und, trotz seines Bekenntnisses zum Deutschtum, sein Hotel „Masovia“, das er bei Wiedereröffnung 1914 so benannt hatte, als das erste und repräsentativste Lokal von Soldau zu halten. Keller und Küche waren weithin bekannt, und so nimmt es dann auch nicht wunder, wenn die Polen sich dazu bequemten, ihre Empfänge und Veranstaltungen im deutschen Hotel „Masovia“ zu geben. General Haller, Pilsudski, Minister Skladkowski u. a. m. waren so Gäste in diesem deutschen Hause, und im Buch von Nitram „Polen haben heute Nacht die ostpreußische Grenze überschritten“ spielte das Hotel Masovia mit Knüffel eine Rolle. Im polnisch-russischen Krieg 1920 verschmähten die in Soldau einmarschierten Bolschewikies es nicht, beim „Kapitalisten“ ihr Stand- und Hauptquartier aufzuschlagen.

So war Knüffel mit zu einem Drehpunkt des Deutschtums im Soldauer Gebiet geworden. Als Vertreter des Deutschtums gehörte er der Stadtverordnetenversammlung an. Dieses Bekenntnis zum Deutschtum brachte für ihn aber dann doch wieder viele wirtschaftliche Schwierigkeiten, wie die Entziehung des Konzession für Alkohol und das Verbot der polnischen Behörden an Militär und Beamte, sein Lokal zu besuchen. Als 1939 die deutschen Truppen in der, trotz polnischer Verwaltung, deutsch gebliebenen Stadt Soldau wieder einrückten, konnte Knüffel sein Hotel in altgewohnter Weise wieder führen. Im Jahre 1938 übergab er dann den Betrieb, der sich seit 1939 „Hotel Reichshof“ nannte, seinem einzigen Sohn Kurt. Die Einberufung seines Sohnes zur Wehrmacht zwang ihn jedoch wieder zur Übernahme des Betriebes, dem er trotz seines hohen Alters und seiner Alterskrankheiten bis zur Vertreibung 1945 vorstand. Fern von der Heimat starb August Knüffel 1955, 83 Jahre alt, in Waldkirch im Breisgau, während sein Sohn als vermisst gemeldet

Wagner.



## Kaufmann und Hotelbesitzer **Eduard Zorawski**

Eduard Zorawski lebte durch seine Tatkraft, Aufgeschlossenheit allem Neuen gegenüber, durch sein Vorwärtstreben das Leben eines ehrbaren Kaufmannes. Er wurde am 6. März 1872 in Grodtken, Kreis Neidenburg, Bezirk Soldau, geboren. Nach seiner Schulentlassung trat er in die kaufmännische Lehre. In Allenstein machte er sich später selbständig mit einem Lebensmittelgeschäft und konnte im Laufe der Jahre nach unvermeidlicher Aufbauarbeit dieses um zwei Filialen erweitern.

Im Jahre 1895 heiratete er Auguste Mathilde Jakobus aus Muschaken, die ihm ein ganzes Leben lang in allen Zeiten treu zur Seite stand. Im Jahre 1900 kam das junge Kaufmannshepaar nach Neidenburg, um das von seinem Schwager und Vorgänger Jakobus käuflich erworbene Kolonialwarengeschäft mit anliegender Gaststätte und Destillation am „Kleinen Markt“ zu übernehmen. Stets auf Verbesserungen und Aufbau des Geschäftes bedacht - niemals Stillstand, sondern Fortschritt war seine Devise - konnte er in den folgenden Jahren sein Lebensmittelgeschäft zum führenden Delikatessen- und Feinkostgeschäft ausbauen. Er erwarb dann die während des ersten Weltkrieges zerstörte Landmaschinenfabrik und Eisengießerei A. Gruenke (später Firma Albert Schmiedt, Osterode) mit dazugehörigem Gelände an der Burgstraße (später Neue Straße) und ein der Walzenmühle Max Schultze gehörendes, an sein Grundstück grenzendes Gartengelände. Auf diesem Gelände entstand nach seinen Plänen 1920/21 das allen Neidenburgern bekannte und beliebte Schloßhotel, das weit hinaus einen guten Ruf besaß. Das Schloßhotel wurde, wenn ich mich recht erinnere, im Jahre 1923 eröffnet. Neben seinem Geschäfts- und Hotelbetrieb, dem er mit seiner Frau in vorbildlicher Weise vorstand und den er immer vorausschauend leitete, bekleidete E. Zorawski in der Geschäftswelt Neidenburgs noch viele Ehrenämter. So war er u. a. im Vorstand der Schloßbrauerei e.G.m.b.H. tätig. Als Vorstands- und Aufsichtsratsmitglied der Neidenburger Spar- und Darlehenskasse (Raiffeisen) lag ihm deren Werden und Wachsen am Herzen. Sein Rat und sein kaufmännisches Urteil waren überall gern gehört. Der erste Weltkrieg, die Inflationszeit mit nachfolgender, sich immer steigender Arbeitslosigkeit brachten auch ihm, wie der Neidenburger Geschäftswelt, schwere Zeiten. Mit seiner Zielstrebigkeit, seiner Zähigkeit, verbunden mit gutem Geschäftssinn, überwand er diese Notzeit.

Bis kurz vor seinem Lebensende (er starb im 68. Lebensjahr, am 30. Januar 1940) war er in seinem Betrieb stets der Erste und der Letzte. Sein Arbeitstag begann meistens um 5 Uhr morgens, um mit als Letzter den Tag zu beschließen. Menschenfreundlichkeit und Zuvorkommenheit allen seinen Kunden und Freunden gegenüber — niemals war er überheblich - war ein besonderer lieber Charakterzug. So erfreute er sich allseitiger Beliebtheit und Wertschätzung. Wer hat Eduard Zorawski nicht als Hausherrn und liebenswürdigen Gastgeber kennengelernt? War er im Kreise seiner Geschäftsfreunde und Bekannten, so war er es gern mit einem guten Tropfen, seinem so geliebten Mosel. Wenn er seinen besonders bevorzugten „Erdener Herrenberg“ oder eine wirklich alte Flasche „Zeller schwarze Katz“ über seine Zunge gehen ließ — dann kam seine Redewendung beim Absetzen: „Meine Herren, das ist das Beste vom Besten!“ Wer so den alten „Zo“ in fröhlicher Runde unter seinen Gästen erlebt hat, wird ihn nie vergessen.

Während des Russeneinfalls im ersten Weltkrieg hat er mit seiner Frau Haus und Geschäft nicht verlassen. Während der schlimmsten „Russentage“ hielt er sich in den katakombenähnlichen Kellerräumen des Geschäftshauses auf, in denen er einen erheblichen Teil seines Warenlagers lagerte. So gelang es ihm, große Mengen an Lebensmitteln dem Zugriff der plündernden Russen zu entziehen, die er nach der Vertreibung der Neidenburger Bevölkerung zur Verfügung stellen konnte.

Viel zu früh für seine Familie, für seine vielen Freunde, für seine ihn verehrenden Angestellten starb Ed. Zorawski. Seine Gattin folgte ihm ein Jahr darauf. Beide ruhen nebeneinander auf dem evangelischen Friedhof in Neidenburg in heimatlicher Erde, wenn auch derzeit ohne Möglichkeit, die Gräber von deutscher Hand pflegen zu lassen.

### **Eduard und Auguste Zorawski, Neidenburg**

Es ist keine Überheblichkeit, wenn man heute sagt, daß der Bürgersinn früher viel stärker ausgeprägt war und daß sich aus diesen Bürgern Menschen durch Besonderheiten, sei es Fleiß oder ihr verbindliches Wesen, aus der Vielzahl abhoben.

Zu den ortsverbundenen Bürgern der Stadt Neidenburg gehörte das Ehepaar Zorawski. Neidenburg. Vor allen Dingen als „Onkel Eduard“ war er im engsten Bürgerkreis bekannt.

Man kann wohl mit Fug und Recht annehmen, daß alle Bürger des Kreises nicht nur das Geschäft, sondern auch das Schloß-Hotel und das Ehepaar Eduard Zorawski kannten, und so soll hier schriftlich festgelegt werden, wer und was die „Zorawskis“ waren.

Eduard Zorawski stammte aus Soldau, wo er am 7. März 1872 geboren wurde. Mit dem Schulabgangszeugnis der „mittleren Reife“ begann er die kaufmännische Lehre im Geschäft Kiekul in Willenberg und war später in verschiedenen bekannten Geschäften der Heimat tätig. Das Jahr 1895 brachte für ihn die wirtschaftliche Selbständigkeit als Geschäftsmann, denn er eröffnete in Allenstein ein Kolonialwarengeschäft und heiratete aus der Familie des Landwirtes Jakobus, Abbau Muschaken, die Tochter Auguste.

Fleiß und Unternehmergeist brachte das Ehepaar dazu, sich bereits 1901 um einen größeren Wirkungskreis umzusehen, und so übernahmen sie in Neidenburg ein Grundstück, eröffneten ein Kolonialwarengeschäft und verstanden es bald, das Geschäft zu einem renommierten Feinkostgeschäft mit Wild- und Geflügelhandlung zu entwickeln. Aber das nicht genug. In eigener Fabrikation werden Limonaden und Selterswasser hergestellt und in eigenem Vertrieb im ganzen Kreis an Wiederverkäufer abgesetzt. Damit war Gewähr dafür gegeben, daß die Firma Eduard Zorawski überall bekannt wurde, zumal Zorawski neben einem Restaurant mit Ausspannung und Speicheranlagen auch hier der Landkundschaft dienen konnte.

Kaufmännische Fähigkeiten, eine glückliche Hand brachten durch Grundstückskäufe und Verkäufe bald ein Vermögen ein, das Zorawski ermöglichte, 1912, das angrenzende Fabrikgebäude von Ing. Alfred Gruenke (landw. Geräte - Eisengießerei) käuflich zu erwerben.

Kriegseinwirkung in den Augusttagen von 1914 vernichtete die Fabrik bis auf die Grundmauern, und ein evtl. Wiederaufbau machte insofern Schwierigkeiten, weil ein Fabrikbau in den Wiederaufbauplan der teilzerstörten Stadt nicht paßte und nicht genehmigt wurde.

1920/21 war der Plan Zorawskis ausgereift, auf dem Fabrikgelände ein Hotel zu erbauen. Die Auflagen der Baugenehmigung, Erhaltung der Stadtmauer und andere historische Sicherungen, zwangen Zorawski, auch noch Nachbargrundstücke zu erwerben, und so entstand nach vielen Sorgen und Mühen das weit über die Kreisgrenze hinaus bekannte „Schloßhotel“ Neidenburg mit dem herrlichen Garten und der breiten Terrasse mitten in der Stadt. Vollständigkeitshalber sei noch bemerkt, daß Zorawski auch zeitweise eine Lebensmittelfiliale am Fuße des Schloßberges und in der damaligen Bahnstraße betrieb.

Man kann sich fragen, wie es Zorawski möglich wurde, sich so zu entfalten. Die Lösung ist schnell gefunden, wenn man sich auch das stille, aber doch eifrige Bemühen seiner Frau in Erinnerung ruft. Sie war eine stets liebenswürdige Geschäftsfrau, die auch bei dem Großbetrieb durch Umsicht und Tüchtigkeit ihren Mann stand. Hier hatten sich zwei Menschen zusammengefunden, die sich über Tagesnöte, Schicksalsschläge und sonstige Mißlichkeiten nicht unterkriegen ließen, die nebenbei noch drei Söhne und eine Tochter großzogen. Daß sie das Erreichte übersehen konnten, das gönnte ihnen das Schicksal - einen geruhsamen Lebensabend, frei von Arbeit und Sorgen, versagte es ihnen.

Eines schenkte es ihnen aber zusätzlich. Sie brauchten nicht die Heimat mit Hab und Gut verlassen und erleben, wie das Geschaffene verlorenging. Sie dürfen in Heimaterde ruhen.

Eduard Zorawski verstarb am 4. Februar 1940. Auguste Zorawski am 30. Juli 1941. Von den Kindern lebt nur noch die Tochter, Frau Cläre Bohlmann.

Wagner - Kreisvertreter

### **Franz Hennig (Hotel Neureiter), Neidenburg/Ostpr.**

Um die Jahrhundertwende, als die Kreisstadt Neidenburg einige Tausend Einwohner zählte, befand sich auf dem Marktplatz zwischen Kaufhaus Kurella (Eltern von Alvin Kurella) und dem Eingang der Windgasse zum Ordensschloß das „Hotel Neureiter“, das von dem damaligen Besitzer Gottlieb Neureiter und seiner Ehefrau Lenchen, geb. Schulz, Tochter des am Kleinen Markt wohnhaften Fleischermeisters Carl Schulz (zuletzt Lawrenz), bewirtschaftet wurde. Die im alten Stil gebaute Gaststätte hatte in der Mitte eine Rundbogeneinfahrt, die zur Ausspannung nach dem Hofraum führte. Etwa um 1905 brannte das Hotel ab und konnte nach kurzer Zeit wieder neu aufgebaut werden. Durch die solide und gediegene Bauweise und seine für damalige Verhältnisse großzügig angelegten behaglichen Gast- und 30 Fremdenzimmer mit Saal und Ausspannung galt das Hotel im Regierungsbezirk und darüber hinaus als Gaststätte ersten Ranges.

Franz Hennig kam aus Marienburg, nachdem er als Bäckermeisterssohn am 4. 8. 1860 in Papahren, Kreis Stuhm, geboren war und das Kellnerhandwerk erlernte. Nach Beendigung der Lehrzeit war er über zehn Jahre in verschiedenen Gaststätten und Städten Westpreußens in der Gastronomie tätig und kam 1889 wieder nach Marienburg zurück, wo er die Stelle als Oberkellner im Gesellschaftshaus übernommen hatte. Kurze Zeit danach heiratete er, aus dessen erster Ehe vier Söhne, Franz, Erich, Heinz und Fritz, hervorgegangen sind. Nachdem er hier zehn Jahre mit Erfolg gewirkt hatte, konnte er durch Fleiß und Tüchtigkeit das Gesellschaftshaus käuflich erwerben. 1911 verkaufte er sein Geschäft, um das Hotel Neureiter in Neidenburg käuflich zu übernehmen. Damit war sein vielbegehrter Wunsch, selbständiger Hotelwirt zu werden, in Erfüllung gegangen. Kurz zuvor war er eine zweite Ehe eingegangen, aus der zwei Söhne, Kurt und Willi, hervorgingen. Bald nach der Übernahme der mit modernen Einrichtungen erstandenen Gaststätte, der mit großer Sorgfalt gepflegten Getränke und einer von seiner Ehefrau Elise anerkannt vorzüglich geführten Küche hatte das Unternehmen einen erheblichen Aufstieg genommen und war das „Hotel Neureiter“ unter seinem Besitzer Franz Hennig bald zu einem Begriff geworden. In dem bald zu kleinen, gut eingerichteten Saal mit Bühne wurden Versammlungen, Theateraufführungen des Landestheaters und Veranstaltungen aller Art abgehalten, die zur Erholung und Entspannung dem Gemeinwohl der Bürgerschaft dienten. Die im Kreis Neidenburg in großem Umfange vertretene Land- und Forstwirtschaft mit ihren Bauern- und Rittergütern und den umfangreichen Staatsforsten

mit den vielen Forstämtern pflegte bei ihren Zusammenkünften hier einzukehren und von der gebotenen angenehmen Gastfreundschaft Gebrauch zu machen.

Bei Kriegsausbruch 1914 hatte das Haus unter feindlichem Artilleriebeschuß stark gelitten, konnte jedoch von einer Zerstörung erhalten bleiben. Hier in Neidenburg hatte der russische Heerführer der Narew-Armee, General Samsonow, während der Tannenbergschlacht Quartier aufgeschlagen, und da Hennig und seine Frau nicht geflüchtet waren und das Haus hüteten, mußten sie für den Stab das Essen kochen. Alle Gerichte wurden in dem „Roten Zimmer“ eingenommen und mußten an der Tafel zuerst von Hennig probiert und abgeschmeckt werden, ob sie nicht vergiftet waren. Durch den siegreichen Vormarsch unserer Truppen mußte der Feind das Quartier bald räumen. Bis zum Ausgang der Schlacht hatte alsdann der deutsche Heerführer General der Inf. von François Quartier bezogen. Eine Gedenktafel am Eingang zum Hotel zeugte von den „hohen Gästen und Persönlichkeiten“, die in den bewegten Kriegsjahren in und um Neidenburg hier gewohnt hatten.

Im Gesellschafts- und Vereinsleben spielte das „Hotel Neureiter“ auch durch seine zentrale Lage eine nicht unerhebliche Rolle. Hier befand sich das Vereinslokal des Männergesangsvereins „Liedertafel“, in welchem die Sangesbrüder ihre wöchentlichen Übungsabende abhielten. Franz Hennig ließ es sich nicht nehmen, gelegentlich mitzuwirken, wobei ihm oft an seinem Geburtstag sein Lieblingslied „Ännchen von Tharau“ zu Gehör gebracht wurde. Auf besonderen Wunsch hatte ihm der Verein das Lied bei seiner Trauerfeier am Sarge als letzten Gruß gesungen. Als weiterer Verein pflegte hier die seit 1881 bestehende, aus der Bürgerschaft hervorgegangene Schützengilde ihre Versammlungen und Schützenbälle abzuhalten.

Franz Hennig war über 20 Jahre Aufsichtsratsmitglied bei der Schloßbrauerei eGmbH gewesen und an dem Aufstieg und dem Vertrieb des heimischen Produkts maßgeblich beteiligt. An Schwurgerichtstagen, die im Remter des Ordensschlosses oft mehrere Tage in Anspruch nahmen, nahm der von außerhalb kommende Gerichtshof bei ihm Wohnung. In der Regel wurden die Speisen und Getränke im „Roten Zimmer“, im Volksmund Bleikammer genannt, unter strenger Aufsicht von „Onkel Franz“ serviert, in dessen Raum sich im Laufe der Jahre so manche gemütliche Stammtischrunde gebildet hatte.

Er starb am 5. März 1941. Heute ist das „Hotel Neureiter“ zerstört und teilt das Schicksal vieler Neidenburger Gebäude.

Kurt Kurek

## **Forstmeister i. R. Wolfgang Rahm, Kaltenborn**

Während eines Erholungsaufenthaltes in Reit im Winkel verschied unerwartet im 70. Lebensjahr Forstmeister i. R. Wolfgang Rahm.

Geboren am 17. 1. 1890 im Forstamt Mentz, Krs. Ruppín, aus alter Forstmannsfamilie väterlicher- und mütterlicherseits stammend, blieb er sein Leben lang Wald und Wild getreu. Sein Lebensweg führte über das Viktoria-Gymnasium in Potsdam und das Studium der Forstwissenschaft in Eberswalde in den ersten Weltkrieg, den er als Reserveoffizier des Gardejägerbataillons von Anfang bis Ende an der Front mit Auszeichnung mitmachte. Nach dem Krieg bestand er das Assessorexamen und erhielt bereits 1921 wegen seiner

guten Leistung das Forstamt Kaltenborn, Krs. Neidenburg. In diesem forstlich und jagdlich hervorragenden Revier verlebte er die schönsten Jahre seines Lebens, nur unterbrochen vom Polenfeldzug 1939, an dem er als Bataillonsführer teilnahm. 1942 wurde er, wie die anderen Forstmeister der Neidenburger Heide, von Gauleiter Koch vertrieben, der die vier Forstämter als sein privates Jagdrevier einrichtete. Rahm übernahm das Forstamt Borntuchen in Pommern. Als die Russen einrückten, verteidigte er die Heimat als Kommandeur eines Volkssturmbataillons und geriet in russische Gefangenschaft, aus der er im November 1946 entlassen wurde. Wahrscheinlich waren diese Strapazen Ursache der Herzkrankheit, der er jetzt erlegen ist.

Da sein Können bekannt war, erhielt er 1948 das schöne Solling-Forstamt Nienover, das er bis zur Pensionierung im Jahre 1955 verwaltete. Sein Ruheheim war in Kassel-Wilhelmshöhe am Rande des Habichtswaldes.

Als Forstmann hatte er einen festgegründeten Ruf. Er war ein Meister des Waldbaues in ostdeutschen Kiefernrevieren. Ebenso gelang ihm in späteren Jahren die auf den etwas trägen Verwitterungsböden des Sollings schwierige Buchenwirtschaft. Leitende Verwaltungsstellen schlug er mehrmals aus. Er erreichte so das erstrebenswerteste Ziel des passionierten Forstmannes, nämlich Revierverwalter bis zum 65. Lebensjahr zu bleiben.

Als Jäger war er ebenfalls ein Vorbild. Besinnliche Pirsch war die liebste Jagdart dieses echten Waidmanns, der stets die Verantwortung vor dem Geschöpf Gottes fühlte. Durch die langjährige Praxis in guten Rotwildrevieren wurde er ein hirschgerechter Jäger, dem kein falscher Abschluß unterlief, wie seine Trophäensammlung zeigte.

Ein hochbegabter, lauterer, liebenswerter Mensch ist mit ihm von uns gegangen. Er war ein Künstler auf dem Klavier. Umgang mit den Meisterwerken großer Komponisten rundete die Persönlichkeit. Die andere Komponente seines Wesens war echte Herzengüte. So führte er mit seiner Gattin die glücklichste Ehe, der eine Tochter entsproß. Er war verehrt und geliebt, besonders bei seinen Beamten, aber auch von der Bevölkerung seines Tätigkeitsgebietes. Darum gehörte er zu den wenigen Menschen, von denen man sagen konnte, sie hätten keine Feinde.

Seine alten Freunde gedenken seiner in Trauer und legen in Gedanken einen grünen Bruch auf sein Grab.

Dr. G. v. Stein

### **Frau Margarethe Franckenstein, geb. Meyer, Sagsau**

Das große Gut Sagsau bei Neidenburg zu bewirtschaften stellte an einen Mann schon erhebliche Anforderungen, um wieviel mehr mußte die letzte Besitzerin von Sagsau, Frau Margarethe Franckenstein, bemüht bleiben, ihr Gut so zu bewirtschaften, daß es mit zu den bestbewirtschafteten des Kreises Neidenburg gehörte. Aus einer Landwirtschaftsfamilie entstammend, wurde sie am 5. 10. 1883 als Tochter des Landwirts Paul Meyer und seiner Ehefrau Selma, geb. Lange, in Rottmansdorf, Krs. Danziger Höhe, geboren; sie verlebte ihre Jugend- und Schulzeit in Danzig. Mit 18 Jahren verlobte sie sich mit dem Landwirt Otto Franckenstein aus Wiese, Krs. Pr. Holland, der damals Beamter in Rottmansdorf war.

Am 11.10.1902 wurde das Paar getraut. Die ersten Ehejahre verbrachte sie mit ihrem Mann in Hirschfeld, das damals mit Wiese, Bodeck und Bardeleben ihrem Schwiegervater gehörte. Nach Ableben desselben wurde der gesamte Besitz verkauft bzw. in einzelne Güter aufgelöst.

Otto Franckenstein kaufte das Gut Sagsau und nahm dort mit seiner jungen Frau Wohnung, bis er am 22. 10. 1922 verstarb. Die Kriegsjahre 1914/18 hatten Frau Franckenstein bereits gezwungen, Gut Sagsau selbst zu bewirtschaften, so daß sie nach Ableben ihres Ehemannes sofort die gesamte Wirtschaft übernehmen konnte. Trotz verschiedener wirtschaftlicher Sorgen und den Schicksalsschlägen, die sie in der Familie erleben mußte, war ihr Blick immer auf die Verbesserung des Gutes, die Fürsorge für ihre Arbeiter gerichtet. So hat sie es bis zur Flucht verstanden, das Gut Sagsau so vorwärtszubringen, daß sie mit jedem anderen Gut konkurrieren konnte.

Von ihren Kindern starb der älteste Sohn Horst 1928, Otto fiel 1939 bei Graudenz, Walter, der sich 1945 auf der Suche nach seiner Mutter befand, wurde von polnischer Miliz und sowjetischem NKWD totgeschlagen. Erhalten blieb ihre Tochter Eva, die zur Zeit in Wetter/Ruhr wohnhaft ist.

Während des ersten Weltkrieges 1914/18 blieb sie mit ihren Gutsleuten in Sagsau. Hier mußte sie miterleben, wie ihr Vater, der sie nach Rottmansdorf holen wollte, von den Russen verschleppt wurde.

In den Januartagen 1945 blieb ihr, wie allen anderen ostpreußischen Frauen, nichts anderes übrig, als mit einem Treck ihres Gutes Sagsau zu verlassen. Als sie bei Lichteinen, Krs. Osterode, keinen Ausweg aus der Umklammerung der Russen sah, schied sie freiwillig aus dem Leben.

Ein Landsmann und selbst Landwirt schreibt:

Den Treck von Sagsau habe ich am 19.1.1945 morgens in Hornheim beobachtet. 18 vier-spännige und drei Kutschwagen. Hernach im Jagdwagen Frau Franckenstein, hinten zwei Kutschwagen mit alten Personen und dem Kämmerer. Pferde und Wagen vorbildlich gepflegt, aufgehende Sonne, blendend weiße Schneenatur. Wie ein Leichentuch kam es mir vor. Ich stand mit meinem kleinen Motorrad und wartete auf den Viehtreibtransport von Struben. Daß dieser schwerfällige Zug bei den Schneestraßen nicht durchkommen konnte, empfand ich damals schon.

So endete ein Leben voller Arbeit und Schicksalsschlägen wiederum fern der Heimat. All die Liebe und all die Hilfsbereitschaft, die sie als Gutsherrin ein Leben lang übte, konnten ihr nicht einmal an ihrem Grabe abgegolten werden. Sie hat den Namen Franckenstein mit dem Gut Sagsau unlöslich verknüpft.

Wagner

Was Frau Franckenstein nun geleistet hat, verdient näher hervorgehoben zu werden. Sagsau war ca. 3000 Morgen groß. Der einzige Bahnhof, Neidenburg, war 7 km entfernt. Sagsau hatte guten Mittelboden, der aber kalkgrundig war und eine sehr aufmerksame Bearbeitung erforderte. Der ausgedehnte Kartoffelanbau benötigte erheblichen saisonmäßigen Einsatz an Arbeitskräften und Kapital.

Die Brennerei verarbeitete bei 150 000 l Brennrecht ca. 25 000 Zentner Kartoffeln. Die Kartoffelflockenanlage trocknete die nicht absetzbaren Kartoffeln zu wertvollem haltbarem Futter. Dadurch wurde eine große Rinder- und Schweinemast ermöglicht.

Wer als Fachmann in der Getreideernte in Sagsau drei Zugmaschinen vor breiten Bindermähern täglich 120 Morgen Getreide ernten oder Hunderte von Menschen Kartoffeln ausnehmen oder die gepflegten vier Pferdegespanne mit je zwei großen Kastenwagen zum Bahnhof fahren sah, der ahnte, welche vielseitige genaue fachmännische Planung geleistet wurde, um bei dem kurzen ostpreußischen Sommer Bestellungen- und Erntearbeiten rechtzeitig zu schaffen. Diese hervorragende Leistung von Frau Franckenstein in Sagsau trifft gleichfalls für die von Witwen mustergültig geleiteten Betriebe in Kniprode (Salusken); Frau Nehbel, Orlau; Frau Schwanke, Taubendorf; Frau Kautz, Logdau; Frau Haedge-M. zu und verdient, bei dieser Gelegenheit festgestellt zu werden.

Wargalla

## **Frau Ökonomierat Martha Schwanke, geb. Schwanke, Orlau**

Wenn die Glocken des alten Kirchleins Lahna ihren ehernen Mund öffneten, brach sich ihr Schall an den Forsten des Gutes Orlau und brachte der Stifterin der Glocken, Frau Martha Schwanke in Orlau, seinen ehernen Gruß.

Sie war es, die nicht nur die Glocken ihrer zuständigen Kirche gestiftet hatte, sondern die auch sonst der Kirche und dem Friedhof Lahna jederzeit hilfreich zur Seite stand. Der Wunsch, in der eigens von ihr geschaffenen Begräbnisstätte bei ihren Angehörigen einmal ruhen zu können, ist ihr leider versagt geblieben. Wie fast alle Ostpreußen, trat auch sie am 19. 1. 1945 mit ihrem Gutstreck die Fahrt in eine Ungewißheit an. In Littfinken (Jablonken), Krs. Osterode, wurde bereits ihr Treck von den Russen eingeholt und zerschlagen. Hier sollte sich ihr Leben vollenden, das bisher für alle Menschen hilfsbereit gewesen war. Zweimal mußte sie ihre Nachtunterkünfte verlassen, weil russische Soldaten die Häuser, in denen sie Schutz gesucht hatte, in Flammen aufgehen ließen.

Völlige Erschöpfung und seelischer Zusammenbruch infolge des tagelangen Umherirrens, teils zu Fuß, teils auf Rodelschlitten oder kleinen „Hi-wi“-Wagen, hatten ihre Gesundheit restlos untergraben. Zusammengedrängt auf engstem Raum, in einer kleinen Kate wurde sie von ihren Sorgen und Nöten erlöst. Auf dem Friedhof in Littfinken, Kreis Osterode, fand sie, gemeinsam mit zwei erschossenen Soldaten und einer erschlagenen deutschen Frau, ihre letzte Ruhestätte.

Frau Martha Schwanke wurde am 7. 6. 1864 in Wolla, Kreis Gnesen, geboren und kam mit vier Jahren zu ihrem Onkel, dem Ökonomierat Wilhelm Schultz, nach Orlau, wo sie ihre Kindheit und Jugend verlebte. Aus dieser Zeit entstammt wohl ihre große Liebe, nicht nur für Orlau, sondern für die Landwirtschaft überhaupt, und die starke Persönlichkeit ihres Onkels war ihr stets ein Vorbild. Am 1.1. 1890 heiratete sie ihren Vetter, den Ökonomierat Ernst Schwanke in Groß Koslau, den sie jedoch bereits im Jahre 1913 verlor. Sie selbst übernahm ohne Zögern die Bewirtschaftung der nun beiden Güter Groß Koslau und Orlau. Letzteres war in der Zwischenzeit zu dem Besitz ihres Mannes hinzugekommen.

Der Ausbruch des ersten Weltkrieges brachte sie nur für einige Tage mit dem Fuhrwerk und ihren Gutsleuten in die Gegend von Löbau, um bald wieder zurückzukehren, um die Kriegsschäden auszumerzen.

Nach der Schlacht bei Tannenberg, die ja ihre Ausgangskämpfe im Alletal bei Orlau genommen hatte, lagen viele verstreute Gräber von deutschen und russischen Soldaten auf ihrer Feldmark. Frau Schwanke wurde mit eine der treibenden Kräfte, daß diese Gefallenen zusammengetragen und am Dorfeingang von Orlau auf einem Ehrenfriedhof beerdigt wurden. Das Land für den Friedhof, der einer der schönsten Friedhöfe wurde, war von ihr

unentgeltlich zur Verfügung gestellt worden; ebenso hatte sie die neue und ständige Bepflanzung übernommen.

1923 übergab Frau Schwanke Groß Koslau ihrer Tochter und widmete sich nunmehr mit voller Kraft ihrer Aufgabe als Gutsherrin von Orlau. Sie war auch Neuerungen zugetan, und daher fanden auch die Probebohrungen nach Braunkohlen auf ihrem Gutsland Verständnis und Unterstützung. Landwirtschaftlich zeugen die großen Meliorationen der Alle-Wiesen von einer zielbewußten Schaffenskraft. Mit Orlau war sie auch die Verwalterin des „Orlauer Forstes“ und gab so manchem Jäger Gelegenheit, den Hirsch oder den Bock seines Lebens zu strecken. Überall, wo im öffentlichen Interesse Hilfe nötig war, war Frau Schwanke zur Hilfe bereit, und sie hat nicht nur ihrem Gutspersonal, sondern auch gegenüber den Gemeinde-Angehörigen des Dorfes Orlau immer ein mitfühlendes Herz oder eine offene Hand bewiesen. Wenn auch das Leben der Frau Schwanke im 81. Lebensjahr, fern ihres Wirkungsortes und der Heimat, verlöschen mußte, so wird mit dem Namen Orlau immer ihr Name, ihre Persönlichkeit und ihr Wirken verbunden bleiben.

W a g n e r

### **Emil Franckenstein**

In nächster Umgebung Soldaus lag das Gut Niederhof mit seinem Vorwerk Pruschinowo. 6000 Morgen war es groß, als Emil Franckenstein es im Jahre 1899 übernahm. In diesem Jahre führte der junge Gutsbesitzer auch Eleonore Rogalla v. Biberstein als seine Gattin heim.

Emil Franckenstein wurde am 23. 11. 1866 in Niederhof geboren. Er besuchte das Gymnasium in Hohenstein, später in Danzig. Umständlich war damals der Schulbesuch. Nach Hohenstein fuhr noch keine Eisenbahn. Mit dem Pferdefuhrwerk ging es in und von den Ferien zum jeweiligen Ort. Als Einjährig-Freiwilliger diente er seine Militärzeit bei den 2. Garde-Ulanen in Berlin ab. Nur kurz war die Ausbildungszeit als Landwirt. Nach dem frühen Tode des Vaters übernahm der junge Franckenstein zusammen mit seiner Mutter die Bewirtschaftung des Gutes. Es war nicht gleich das Mustergut, wie es viele noch aus eigener Anschauung her kennen. Viel, viel Arbeit lag darin. Auf dem Gebiete der Viehzucht ist vor allen Dingen die Merino-Stammherde hervorzuheben. Weit über die Grenzen der engen Heimat hinaus war die Zucht bekannt. Die Abstammung der Herde konnte auf Böcke zurückgeleitet werden, die in den 1870er Jahren direkt aus Frankreich eingeführt wurden. Bekannte Hochzuchten aus Ostpreußen kauften vor dem ersten Weltkriege in Niederhof ihre Böcke. Die guten Wiesen ermöglichten auch einen hohen Rindviehbestand.

180 bis 200 rotbunte Wilstermarschkühe bevölkerten im Sommer die üppigen Wiesen. Die anfallende Milch wurde in der eigenen Privatmolkerei verarbeitet. Die großen Mengen Magermilch wurden in der Schweinemast verwertet. Auch eine Kartoffelbrennerei verwandelte die Knollen in Alkohol. Die Kartoffelzucht war auch ein bedeutender Faktor dieses musterhaften Gutsbetriebes. „Niederhöfer Modell“ war ein Begriff als Speise- und Fabrikkartoffel.

Seine besondere Liebe zeigte Emil Franckenstein der Jägerei. Niederhof hatte die größte Fasanerie Ostpreußens. Bis 1000 Fasanenhähne betrug die jährliche Strecke, während die Hasentreibjagden 600 bis 700 Hasen pro Strecke brachten. So war Niederhof bis zum Jahre 1914 ein in jeder Hinsicht hervorragend bewirtschaftetes Gut, weit über die engere Heimatgrenze hinaus bekannt.



Der erste Weltkrieg brachte die ersten Schicksalsschläge. Zweimal von den Russen besetzt, erlitt der Betrieb die ersten materiellen Verluste. Doch noch im Kriege (1916/17) wurden die zerstörten Ställe und Scheunen wieder aufgebaut. Der unglückliche Ausgang des ersten Weltkrieges brachte die Abtretung des Soldauer Gebietes an Polen. Die deutschen Arbeiter wanderten aus. Als Ersatz mußten notgedrungen polnische Leute eingestellt werden. Immer schwieriger wurde die Arbeit. Der Deutschtumskampf begann. Angebote, das Gut Niederhof an einen Polen zu verkaufen, wurden von Emil Franckenstein stets abgelehnt. Im Jahre 1930/31 wurden 600 Hektar (2400 Morgen) besten Bodens ohne jede Entschädigung auf Grund des polnischen Agrargesetzes enteignet. Dieses alles zehrte an der Gesundheit. Im Frühjahr 1939 begab sich Franckenstein zur Auffrischung seiner Gesundheit zur Kur nach Deutschland. Am 18. April 1939 machte ein Herzschlag seinem Leben in Baden-Baden ein Ende. Die sterblichen Überreste wurden in die Heimat übergeführt und im Familienerbbegräbnis in Niederhof beigesetzt. Jagdhörner bliesen ihm das letzte Halali.

Mit Emil Franckenstein ging einer der markantesten Landwirte des Kreises Neidenburg dahin. In seinem persönlichen Wesen war er anspruchslos, sparsam und einfach. Sein Leben galt der ihm anvertrauten Scholle. Aber auch im öffentlichen Leben war Emil Franckenstein zu finden. Viele Jahre war er Mitglied des Kreistages und des Kreis Ausschusses des Kreises Neidenburg, Gutsvorsteher, Amtsvorsteher. Im Kriege war er Pferdemusterungskommissar. Vier Kinder entsprossen seiner Ehe. Der jüngste Sohn Hans verunglückte im zweiten Weltkrieg tödlich in Rußland.

Emil Franckenstein war Inhaber des Kriegsverdienstkreuzes und der seltenen Auszeichnung des Eisernen Kreuzes am weiß-schwarzen Band.

F. Z.

## **Paul Thimm**

Die An- und Verkaufsgenossenschaft in Soldau begann ihren Betrieb in einem ganz kleinen Gebäude in der Röhrenstraße, Ecke Niederhöfer Straße, hinter Kaufmann Krüger. Ihr Leiter war Paul Thimm.

Paul Thimm, Sohn des Gastwirts Michael Thimm, wurde am 4. April 1873 in Biesellen geboren. Er war ein Sohn unserer Heimat. Nach Beendigung der Handelsschule in Elbing arbeitete er als kaufm. Angestellter u. a. in Elbing, Nakel, Barth (Pommern), trat dem Raiffeisen-Verband bei und bekam 1903 den Auftrag, in Soldau eine Raiffeisengenossenschaft zu gründen. Durch seine Umsicht und sein kaufmännisches Geschick nahm der Betrieb von Jahr zu Jahr immer größeren Umfang an. Die bisherigen Räume reichten bald nicht mehr aus. Es wurde beschlossen, neu und größer zu bauen. Ein Platz war bald gefunden, und der Bau des neuen, großen Getreidesilos wurde begonnen. Dann war es soweit. Im Jahre 1912 (?) wurde das neue Gebäude in Benutzung genommen. Dem Handel mit landw. Produkten und landw. Bedarfsartikeln wurde der Handel mit Landmaschinen angegliedert. Der neue Silo gestattete auch, dank seiner Einrichtung mit dementsprechenden Maschinen, eine Getreidereinigungsanlage sowie die Aufstellung einer Schrotmühle. 1914 bei Kriegsausbruch meldete sich Paul Thimm freiwillig zum Militärdienst. Sein Einsatz war an verschiedenen Fronten. 1918 kam der Feldwebel Thimm wieder auf seinen alten Posten zurück.

Nach dem Versailler Vertrag wurde im Januar 1920 das Soldauer Gebiet an Polen abgetreten. Die Liegenschaften gingen nun in den Besitz der Landw. Großhandelsges. Danzig, ebenfalls eine Raiffeisen-Organisation, über. Die bisherigen Geschäftsverbindungen zerrissen, neue mußten geknüpft werden. Hier bewies Paul Thimm sein

kaufmännisches Können. Es gelang ihm, nicht nur den bisherigen Geschäftsumfang beizubehalten, sondern darüber hinaus konnte er den ganzen Betrieb bedeutend erweitern. Und dieses alles als deutsches Unternehmen in einem deutschfeindlichen Lande. Ja nicht nur die deutsche Landwirtschaft, sondern auch viele polnische Bauern wurden Kunden der deutschen Raiffeisengenossenschaft. Es entbehrt nicht einer gewissen Komik, daß in einem polnischen Lande der polnische Betrieb („Rolnik“ die polnische Genossenschaft) nicht gedieh, weil der Deutsche Raiffeisen tätig war. Viele deutsche Landwirte verdankten durch ihre Geschäftsverbindung mit der Raiffeisen-GmbH., daß sie wirtschaftlich nicht ganz vor die Hunde gingen. Paul Thimm fand stets Zeit und hatte ein offenes Ohr für die Sorgen und Nöte und konnte manchen guten Rat geben, was von vielen noch heute dankbar anerkannt wird.

Im Jahre 1928 konnte Paul Thimm sein 25jähriges Raiffeisenjubiläum feiern. Nach Ableben des Bankdirektors Meißel übernahm Paul Thimm im Jahre 1932 die Leitung der Soldauer Vereinsbank. Durch Beschaffung und Gewährung von günstigen und langfristigen Krediten hat er manchen der deutschen Einwohner, sei es Landwirt, Handwerker, Kaufmann oder Hausbesitzer, vor dem wirtschaftlichen Ruin bewahrt.

Aber auch den Ärmsten der Armen galt seine Aufmerksamkeit. Als Vorstand des deutschen Wohlfahrtsbundes in Zusammenarbeit mit Herrn Kozay, Frau Bandow und Frl. Zdunek konnte so manche bitterste Not gelindert werden.

Als Mitglied des evangelischen Gemeindegemeinderates war Paul Thimm auch am Wiederaufbau der evangel. Kirche beteiligt und dem Superintendenten Barczewski eine wertvolle Hilfe.

1939 erhielt Paul Thimm mit vielen anderen Deutschen den Ausweisungsbefehl nach Lublin. Zurückgekehrt, nahm er seine Tätigkeit bei der Bank wieder auf. Seine besondere Verbundenheit galt dem Kyffhäuserbund, dessen Vorsitzender er war.

Mit 72 Jahren mußte er seine Heimat verlassen. In Barth/Pommern fand er seine Zuflucht. Hier ist Paul Thimm am 9. April 1954 im Alter von 81 Jahren in aller Abgeschiedenheit verstorben. Sein Leben lang diente er dem Genossenschaftsgedanken und damit vielen, vielen Landsleuten, denen er ein uneigennütziger Helfer war. Paul Thimm lebt in diesem Sinne in unserer Erinnerung weiter.

F. Zbikowski

## **Max Rautenberg**

Ein Mann, dessen geschäftliche Erfolge auf Arbeitsfleiß und persönlicher Tüchtigkeit beruhten und der trotzdem am glücklichsten war, wenn er in seinem Geschäft schaffen oder in Gottes freier Natur seinem einzigen Vergnügen, der Jagd, nachgehen konnte, war Max Rautenberg.

Der Name Rautenberg war nicht nur durch das Geschäft Rautenberg im Kreis Neidenburg bekannt und ein Begriff geworden, sondern durch die Persönlichkeit von Max Rautenberg, der kurz und präzis stets seine Meinung zu sagen wußte und der auf der anderen Seite kurz und ohne Zögern half, wenn die Hilfe an den richtigen Mann kam.

Und wer Max Rautenberg in kleiner, fröhlicher Runde oder als Jagdgastgeber kennengelernt hatte, der wußte, daß er mit einem Menschen zusammen gewesen war, der peinlich darauf bedacht war, seinen Gästen und Freunden frohe und schöne Stunden zu bereiten, ohne dabei sich oder seinen Namen besonders herausstellen zu lassen. Für ihn

war immer alles, was er tat, von dem einen Gedanken beseelt, niemals in der Öffentlichkeit zu brillieren oder zu schillern.

Max Rautenberg war ein Neidenburger Kind. Das verleugnete er nie und war stolz, wenn er seinen Lebenslauf schilderte und auf das zurückschaute, was er persönlich mit Hilfe seiner Gattin geschaffen hatte.

Er wurde am 13. 3. 1883 als Sohn des Gastwirts August Rautenberg in Talhöfen im Kreis Neidenburg geboren und besuchte auch dort die Schule. Nach der Schulentlassung brachte ihn sein Vater bei seinem Onkel, dem Kaufmann Emil Mossakowski in Neidenburg, in eine gute und strenge Lehre. Sein Bestreben, nach der Lehrzeit sich den Wind der Welt um die Nase wehen zu lassen, wurde nach dreijähriger Tätigkeit in Konitz und Friedrichshof unterbrochen, da er infolge Krankheit seines Vaters das väterliche Geschäft in Talhöfen übernehmen mußte. Seinen kaufmännischen Fähigkeiten entsprechend wurde der Umfang des Geschäftes seines Vaters für ihn bald zu klein, und er erwarb das Geschäft seines Onkels Emil Mossakowski in Neidenburg, zumal er bereits 1908 sich mit Fräulein Martha Szech aus Salleschen verheiratet hatte.

In die Zerstörungen der Augusttage 1914 in Neidenburg wurde auch sein Geschäftsgrundstück hineingezogen, so daß Max Rautenberg erst 1920 nach Rückkehr vom Wehrdienst in das wieder neu aufgebaute Geschäftsgrundstück einziehen konnte. Von hier aus entwickelte er bis zur Vertreibung seinen Einzelhandel weit über die Grenzen Neidenburgs hinaus; denn die Landbevölkerung kaufte gerne bei Rautenberg ein; zumal er infolge des angegliederten und groß aufgezogenen Großhandels gut kalkulierte. Diese kaufmännische Tüchtigkeit erkannten nicht nur die Behörden an, sondern auch die Bevölkerung der Stadt Neidenburg, so daß seine Kenntnisse im Vorstand der Kreissparkasse, im Aufsichtsrat der Schloßbrauerei und in anderen Ehrenämtern in Anspruch genommen wurden.

Wie sehr Rautenberg bei der Neidenburger Bevölkerung beliebt war, ist wohl am besten daraus ersichtlich, daß seine Enthebung aus allen Ämtern im Jahre 1933, weil er Logenbruder im 3. Grad war, keinen Einfluß auf seinen Kundenkreis hatte und Rautenberg nach wie vor mit einer der Kaufleute Neidenburgs blieb. Der Großhandelsbetrieb Max Rautenberg, der sich zum größten Geschäft im Kreis Neidenburg entwickelt hatte, mußte 1939 nach Ausbruch des Krieges im Rahmen der Wirtschaftsbestimmungen die Versorgung des Kreises übernehmen. Daß dieses eine große Belastung wurde, ergab sich aus der Lage und dem Zeitablauf. Mit seinen kaufmännischen Fähigkeiten und seiner Verbindlichkeit konnte auch hier Max Rautenberg viele Schwierigkeiten überwinden helfen.

1945 traf Max Rautenberg und seine Familie das gleiche Schicksal wie alle Landsleute unserer Heimat. Das, was an Waren in Neidenburg zurückgelassen werden mußte, was aber vorher nicht an die Bevölkerung verkauft werden durfte, war unermesslich. Rautenberg und Frau Rautenberg trugen ihr Schicksal mit Fassung, und wer sie kurz nach dem Zusammenbruch besuchte, fand trotz der eingetretenen Verarmung das gastfreie Haus, so wie es Rautenbergs gewohnt waren. Erst einige Jahre nach der Vertreibung war es Max Rautenberg möglich, sich an der Neugründung eines Lebens- und Genußmittelgroßhandels seiner Tochter Wally, verheiratete Küster, deren erster Ehemann Böttcher seit dem Bombenhagel auf Dresden verschollen ist, helfend zu beteiligen. Sein Sohn Kurt Rautenberg gründete sich Hausstand und Geschäft in Stuttgart, und auch die zweite Tochter Charlotte, verheiratete Jander, jetzt Stuttgart, konnte am Ende des Krieges ihren Ehemann gesund begrüßen.

Leider konnte das Ehepaar Rautenberg in seiner zweiten gewählten Heimat in Sulzbach-Rosenberg seine Goldene Hochzeit am 9. 6. 1958 nicht mehr feiern; denn am 22. 3. 1957

schloß Max Rautenberg seine Augen für immer fern von der Heimat, in der er groß geworden war und sich einen guten Namen, Achtung und Liebe erworben hat.

Wagner

### **Carl Rettkowski, Soldau**

Ein Firmenschild mit großen Goldbuchstaben hing über dem Eingang zum Geschäft von „C. Rettkowski“ in Soldau. Der Eigentümer dieses weit über die Grenzen der Stadt und des Kreises bekannten Unternehmens war der Kaufmann Carl Rettkowski.

Am 2. Oktober 1856 wurde Carl Rettkowski in Omulle, Krs. Löbau, Westpr., geboren. 1862 zogen die Eltern nach Soldau und erwarben das am Markt gelegene Eckgrundstück Nr. 34, in dem sie ein Kolonialwarengeschäft eröffneten. 1865 verstarb der Vater, und die Mutter führte das Geschäft weiter. Der junge Carl, der in Elbing eine Kaufmannslehre beendet hatte, half nun der Mutter mit seinen erworbenen Kenntnissen. 23jährig übernahm Carl Rettkowski nach dem Tode der Mutter im Jahre 1879 das väterliche Geschäft. Es war für ihn nicht leicht, doch für ihn waren Schwierigkeiten dazu da, überwunden zu werden. Ausdauer, Fleiß, Strebsamkeit nebst kaufmännischem Wissen und Weitblick waren ihm zu eigen. Aus dem kleinen Krämerladen entwickelte sich im Laufe der Jahre das große Kolonialwarengeschäft „en gros - en detail“ C. Rettkowski.

Es blieb aber nicht nur beim Kolonialwarenhandel allein. Die Nähe der deutsch-russischen Grenze brachte zwangsläufig auch Geschäftsverbindungen nach Rußland. Ein guter Verdienstartikel nach Rußland waren Räucherfische. Eine Fischräucherei wurde gebaut. Frischfische wurden aus Danzig bezogen, in Soldau nun verarbeitet und als Fertigware nach dem damaligen Rußland weiterverkauft.

Obwohl am Orte die bestens bekannte und renommierte Schnapsfabrik M. Buetow's Söhne bestand, nahm Rettkowski auch noch die Schnaps- und Likördestillation auf. Sie entwickelte sich soweit, daß im Jahre 1923 eine Dampfdestillation eingebaut werden konnte.

1913 wurde eine damals moderne „Kaffeerösterei mit Motorbetrieb“ aufgestellt.

So wuchs ständig das Unternehmen. Die bisherigen Räume wurden zu eng. Eine Erweiterung der Gebäude war unumgänglich. Daher wurde im Jahre 1914 der Bau eines den Verhältnissen entsprechenden Gebäudes in Angriff genommen. Große zweckmäßige Lagerräume und ein großer Verkaufsraum entstanden, so daß sich jetzt erst der Betrieb richtig entwickeln konnte.

Der erste Weltkrieg brachte in der Aufwärtsentwicklung eine Unterbrechung, der unglückliche Ausgang desselben die Abtretung des Soldauer Gebietes an Polen. Nun mußte Carl Rettkowski sein kaufmännisches Können beweisen; denn ein Teil des Kundenkreises und der Bezugsquellen ging durch die Grenzziehung verloren. Neue Einkaufsquellen und Absatzgebiete mußten gefunden werden. Dies gelang ihm vorerst zwar, aber mit der Zeit kam dann zwangsläufig der Rückgang, gegen den selbst bestes kaufmännisches Geschick nichts ausrichten konnte, weil der Kampf gegen alles Deutsche von den Polen behördlich gesteuert und mit allen Mitteln betrieben wurde. Stück um Stück seines Betriebes wurde ihm genommen, die Konzession für den Verkauf von Alkohol entzogen, die Dampfdestillation stillgelegt, der Großhandel mit den hauptsächlichsten Artikeln monopolisiert. Der Umfang des Geschäftes war damit eingeengt. Aber trotz aller polnischen Konkurrenz und Unterdrückung behielt das Unternehmen seinen ersten Platz

am Orte. Im Jahre 1936 übergab Carl Rettkowski (80jährig) seinen Betrieb seinem Sohn Herbert.

Obwohl die Zeit mit beruflicher Tätigkeit voll und ganz ausgefüllt war, fand Carl Rettkowski immer noch Zeit, sich öffentlich im Gemeinwesen zu betätigen. Er war einer der Mitbegründer und Vorstandsmitglied des Turnvereins von 1879. Auch unter den Gründern des Vorschuß-Vereins (spätere Vereinsbank) war er zu finden. Sein reiches Wissen, seine Urteilsfähigkeit machten ihn zu einem unentbehrlichen Ratgeber bei Institutionen und Körperschaften. Viele, viele Jahre war er Magistratsmitglied. Er war beteiligt beim Bau des Krankenhauses, der Schule, der Wasserleitung und Kanalisation. Als Magistratsmitglied war Rettkowski Dezernent für Forst- und Waldwirtschaft, ein Gebiet, das ihm besonders lag. Er war ein großer Naturfreund. Auch als Ornithologe war er tätig, und verschiedene Artikel aus seiner Feder sind in den diesbezüglichen Fachschriften erschienen. Der Vereinsbank, dem Kirchenrat und vielen anderen Körperschaften gehörte er ebenfalls an. Sein Rat und sein Urteil fanden überall Beachtung.

In seiner gütigen, hilfreichen Art hat Carl Rettkowski manche Sorge und Not seiner Soldauer ohne Aufsehen gelindert und oft auch ganz behoben.

Aus seiner Ehe mit der aus Soldau stammenden Bäckermeisterstochter Auguste Bandow entsprossen fünf Söhne und eine Tochter. Zwei Söhne fielen im ersten Weltkrieg. Seine Frau starb im Jahre 1916.

Fürwahr ein Leben reich an Arbeit, Erfolg, Vertrauen, Ehre und Achtung. Jeder, der ihn kannte, wird es bestätigen: Carl Rettkowski war ein königlicher Kaufmann.

F. Zbikowski

### **Leopold Lackner, Neidenburg**

Es war am 4. April 1957, da standen wir auf dem Friedhof der mecklenburgischen Kreisstadt Teterow am offenen Grab eines Mannes, der wohl unser aller besondere Wertschätzung genossen hat und der es sicher verdient hat, als „königlicher Kaufmann“ gerühmt zu werden: es war dies unser Landsmann Kaufmann Leopold Lackner, Neidenburg. Derselbe war am 18. Oktober 1875 in dem kleinen Grenzstädtchen Schirrwindt im Kreise Pillkallen (später Schloßberg) geboren worden. Dort hat er auch die Schule besucht, um alsdann nach Beendigung der Schulzeit in Stallupönen (später Ebenrode) in die kaufmännische Lehre einzutreten. Nachdem er später auch seine Militärzeit bei dem Inf.-Rgt. Nr. 1 (Regiment Kronprinz) in Königsberg hinter sich gebracht hatte, eröffnete er bereits im Jahre 1905 ein eigenes Kolonial- und Eisenwarengeschäft in Pillkallen, das sich bald sehr gut entwickelte. Leider kam bereits 1914 der erste Weltkrieg dazwischen und bereitete dem günstigen Fortgang des Geschäfts ein jähes Ende. Der Inhaber selbst wurde zum Wehrdienst einberufen, den er im Landsturm-Bataillon Gumbinnen ableistete. Das Geschäft selbst wurde durch die Kampfhandlungen auf dem Boden Ostpreußens völlig zerstört.. So war Kaufmann Lackner gezwungen, wieder ganz von neuem anzufangen, als er schließlich nach dem Ende des Krieges wieder nach Pillkallen zurückkehrte. Indes ließ er sich nicht entmutigen, sondern baute mit großer Tatkraft und in echter ostpreußischer Zähigkeit, was der Krieg zerstört hatte, wieder auf. Ja, seiner Schaffenskraft genügte es nicht, sich mit dem wieder Erreichten zufriedenzugeben. Sein Wunsch ging dahin, noch auf einem größeren Arbeitsfelde tätig zu sein. So übernahm er dann 1925 zusammen mit seinem Schwager Walter Kloß das neu ausgebaute weiträumige ehemals Gunthersche Eisenwarengeschäft am Kleinen Markt, Ecke Deutsche Straße, in Neidenburg. Nach dem im Jahre 1930 erfolgten Tode seines Schwagers wurde er dann Alleininhaber des mittlerweile sehr gut

gehenden Geschäfts, das sich auch noch zur Baumaterialien- und Kohlenhandlung erweitert hatte. Das außerordentlich solide Geschäftsgebaren des Inhabers, seine gewinnende Freundlichkeit und seine nimmermüde Hilfsbereitschaft bewirkten es, daß sich der Kundenkreis des Geschäftshauses Jahr um Jahr vergrößerte und daß Kaufmann Lackner selbst immer mehr um seine Mitarbeit in der Öffentlichkeit gebeten wurde. So gehörte er unter anderem dem Vorstand der Kreissparkasse an, war auch, ohne der NSDAP anzugehören, Mitglied der Stadtverordneten-Versammlung und zählte zu den regsten und treuesten Mitarbeitern im Gemeindegemeinderat der ev. Kirchengemeinde Neidenburg. Dazu war er in vielen Häusern der Stadt und des Kreises ein sehr willkommener Gast; so ganz besonders bei Gutsbesitzer Balk in Sbyluten (später Billau) und bei Oberförster Christoleit in Trabower (später Hasenheide). Letzterer hat die herzliche Freundschaft mit ihm auch hernach in Mecklenburg treulich aufrechterhalten. Leider warf jedoch der zweite Weltkrieg bald sehr dunkle Schatten auch über das Leben von Leopold Lackner. Sein ältester Sohn fiel auf dem Schlachtfeld. Der zweite Sohn Hans geriet in Kriegsgefangenschaft, aus der er erst 1947 zurückkehren durfte. Kaufmann Lackner selbst mußte am 19. Januar 1945 Neidenburg verlassen, um als heimatloser Flüchtling in unbekannter Ferne eine Bleibe zu suchen. Auf seinem eigenen Rollwagen durchfuhr er bei winterlicher Kälte ungezählte Dörfer und Städte unseres Vaterlandes, bis er schließlich nach vierwöchiger Fahrt in Teterow landete. Dort fand er mit seiner treuen Lebensgefährtin, Frau Maria Lackner, geb. Belitz, die mittlerweile auch schon, und zwar am Wohnort des Sohnes Hans in Wolfsburg, verstorben ist, ein bescheidenes Unterkommen, bis er im gesegneten Alter von 81 Jahren, am 31. 3. 1957, seine Augen zum letzten Schlummer geschlossen hat.

Es ist mir persönlich vergönnt gewesen, unseren einstigen treuen Kirchenältesten in Teterow noch recht oft aufzusuchen. Es war mir jedesmal bitter schmerzlich, den Mann, der in seinem Leben so viel gearbeitet hat und der in der Heimat über ein so großes Haus verfügt hat, im Alter in einem kleinen, bescheidenen Stübchen anzutreffen. Und doch habe ich Kaufmann Lackner niemals klagen oder über sein Schicksal murren gehört. Im Gegenteil: er trug den Verlust seiner Habe mit großer Geduld und war überaus dankbar für alle Freundlichkeit, die ihm unter den so veränderten Verhältnissen zuteil ward. Die Kraft dazu schöpfte er aus seinem festen Glauben und seiner tiefen innerlichen Frömmigkeit. Wenn er zusammen mit seiner von ihm so innig geliebten Gattin in Teterow keinen Gottesdienst versäumte, dann war das nur der Ausdruck seiner tiefen Ehrfurcht vor dem Walten Gottes, aus der heraus er es allezeit mit dem Zeugnis des Apostels gehalten hat: „Von Gott und durch Gott und zu Gott sind alle Dinge, und ihm sei Ehre in Ewigkeit!“

Kurt Stern, Superintendent a.D.

### **Hans Briken, Albrechtsau**

Es gehörte zum täglichen Bild von Neidenburg, daß das Scheckengespann von Albrechtsau die Straßen durchfuhr oder am Marktplatz Halt machte. War dieses der Fall, dann war Hans Briken, der Besitzer von Albrechtsau, entweder „in der Stadt“ zu einer Sitzung im Rahmen seiner vielen Ehrenämter - oder wenn es nach der Essenszeit war, zu einem Doppelkopp bei Neureiter. Wir alten Neidenburger kennen den unermüdlichen Hans Briken, auf den wohl die Feststellung zutrifft: Er war sachlich, immer bemüht um Gerechtigkeit, immer bemüht, sich in seinen Leistungen zu steigern, und immer bereit, für alles einzustehen, was er mitgewollt oder veranlaßt hatte.

Wer war nun dieser Mann, der erfüllt war vom besten Bürgersinn und der fast von jedem Menschen im Kreis Neidenburg gekannt wurde?

Hans Briken wurde 1870 in Altsorge, Krs. Filehne, geboren. Als Sohn eines Landwirtes erlernte auch er die Landwirtschaft, und zwar in dem sehr gut bewirtschafteten Betrieb des Herrn von Modrow. Der frühe Tod seines Vaters zwang ihn, schon mit 21 Jahren die elterliche Landwirtschaft zu übernehmen. Die in dem Lehrbetrieb erworbenen Kenntnisse konnte er jetzt erfolgreich anwenden.

Nach seiner Heirat mit Valeska Lange aus dem Kreis Meseritz kaufte er 1906 das Gut Nipter, Krs. Meseritz. 1911 wurde Briken im Kreise Neidenburg durch den Kauf des 2 km von Neidenburg gelegenen Gutes Albrechtsau ansässig. Hier mußte er zeigen, daß er gute Fachkenntnisse als Landwirt besaß und auch den leichteren Boden gut zu bestellen verstand. Er vermied möglichst jedes Risiko in Tierzucht und Pflanzenanbau, und durch allmähliche tiefere Bodenkultur und stärkere Düngung steigerte er die Ernteerträge erheblich. Albrechtsau gehörte bald zu jenen Gutsbetrieben im Kreise Neidenburg, die die höchsten Hektar-Erträge verzeichneten. Die Nähe von Bahnhof und Kreisstadt erleichterte den Absatz.

1916 war Hans Briken in der Lage, das Restgut Berghof mit Brennerei zu kaufen. Letztere verbesserte die Rentabilität von Albrechtsau erheblich.

1925 kaufte er Palicken für eine Tochter und 1929 die 650 Morgen große Landwirtschaft Borken im Kreise Rastenburg für einen Sohn.

Durch den Zukauf war das Gut Albrechtsau besser arrondiert, die Bearbeitung leichter und die Rentabilität besser.

Diese erstaunliche Ausdehnung des Besitzes war nur durch Fleiß, Glück und somit ständig hohe Überschüsse und sparsame Lebenshaltung möglich.

Die ruhige, immer gleichbleibende Art des Hans Briken sowie sein stets sachliches, objektives Urteil und der nahe Wohnsitz an der Kreisstadt führten zu reicher Mitarbeit im öffentlichen Leben. So war er nicht nur in den landwirtschaftlichen Berufsvertretungen, sondern auch in den Raiffeisen- Genossenschaften im Vorstand oder Aufsichtsrat tätig. Er gehörte auch dem Vorstand des landw. Kreisvereins an, war im landw. Zentralverein im Vorstand, Kreisdeputierter für die Landschaft in Neidenburg, Stadtverordneter der Stadt Neidenburg u. a. m. Aufzuzählen wären seine Ehrenämter zu umfangreich.

Im ersten Weltkrieg erhielt er das Verdienstkreuz 1. Kl.

Vom Landratsamt, Finanzamt, Amtsgericht und anderen Behörden wurde Hans Briken immer wegen seiner Kreis- und fachlichen Kenntnisse als Sachverständiger zu Rate gezogen und befragt. Stets hatte Briken Zeit für die vielseitigen Anforderungen, trotzdem er seine Landwirtschaft selbst leitete und erst in den letzten Jahren Entlastung durch seinen jüngsten Sohn hatte. Dieser ständige Einsatz für die Allgemeinheit war nur möglich, weil die Arbeiter in Albrechtsau zufrieden und deshalb zuverlässig waren.

Die Vertreibung vernichtete auch hier das erfolgreiche Lebenswerk. Briken wurde 1944 bei einem Besuch seiner früheren Heimat verhaftet (Anklage wegen des 20. Juli) und erst nach einigen Wochen entlassen.

Nach der Flucht im Januar 1945 - auch 1914 war er mit seiner Familie vor den Russen aus seinem Besitz geflohen - fand er Unterkunft bei Bekannten in Markkleeberg bei Leipzig. Der Verlust der Heimat, des gesamten Besitzes und der Tod des Sohnes Walter sowie die Verschleppung von dessen Frau mit zwei Enkeln beschatteten das Lebensende.

Am 8. 5. 1947 starb Hans Briken, fast 78 Jahre alt. Seine Ehefrau, die in diesem Jahr 85 Jahre alt wird, wohnt mit ihren Töchtern in Markkleeberg.

## **Oberschullehrer und Kantor Julius Volker**

Fr. Mateoschat

Herr Julius Volker, geboren am 21. 8. 1893 als Sohn des Lehrers und Kantors Julius Weßolowski und seiner Ehefrau Marie, geb. Winkler, in Kandien, Kreis Neidenburg, entstammte einer der ältesten Lehrer- und Organistenfamilien Ostpreußens, die der Schule und der Kirche durch fünf Generationen gedient hat. Sie war gewissermaßen erblich belastet, als er wie zwei seiner Brüder der Familientradition folgte und zur Berufsausbildung das Lehrerseminar in Hohenstein/Ostpr. besuchte. Schon bei seiner ersten Beschäftigung als Schulamtsbewerber verwaltete er eine Lehrerstelle, die mit einem Organistenamt verbunden war. Nachdem er an verschiedenen Orten der Kreise Rößel, Osterode, Neidenburg und Sensburg als Lehrer und Kirchenmusiker amtiert hatte, wurde er am 1. 11. 1922 an der Evangelischen Knaben- und Mädchenschule in Neidenburg als Lehrer und am 1. 4. 1923 vom Gemeindegemeinderat als Kantor an der evangelischen Kirche angestellt.

In den nun folgenden 22 Jahren seiner Neidenburger Zeit entfaltete er als Lehrer, Kirchenmusiker und Chorleiter eine außerordentlich vielseitige und erfolgreiche Tätigkeit. Seine Schülerinnen und Schüler gewann er durch seine pädagogische Tüchtigkeit und seinen Humor. Den Schülerchor führte er durch konsequente Schulung und sehr geschickte Leitung zu in unserem Bezirk beispielhaften Leistungen. Bei allen Schulfesten, öffentlichen Schulfesten und Elternabenden, bei Darbietungen des Schülerchors in der Kirche, auf öffentlichen Plätzen, im Krankenhaus und Altersheim erfreute er die Zuhörer und trug viel dazu bei, das Ansehen der Schule in der Eltern- und Bürgerschaft zu heben. Es war darum zu verstehen, daß die Stadt Herrn Volker als Musiklehrer an die Neidenburger Oberschule für Jungen holte. Seine Kollegen von der Volksschule sahen ihn mit Bedauern scheiden, freuten sich aber aufrichtig über seine Beförderung und hofften, daß er als Musiklehrer reiferer Schüler noch ersprißlichere Arbeit leisten und das Musikleben der Stadt noch erfolgreicher würde fördern können. Leider hat der Zusammenbruch im Jahre 1945 auch diese Hoffnung zunichte gemacht.

Die Schularbeit war aber nur ein Teil seiner weitgespannten Tätigkeit. Noch bekannter in der Öffentlichkeit wurde Herr Volker als Kantor, also als Organist und Leiter des Kirchenchors, und als Dirigent der Liedertafel, eines Männerchors im Sängergau Tannenberg, die er beide zu gut geschulten Klangkörpern erzog, so daß sie auch größeren Anforderungen gewachsen waren. Das bewiesen die mit großem Erfolg gegebenen Konzerte in der Kirche und den beiden großen Sälen der Stadt, von denen hier nur genannt werden mögen: der 115. Psalm von Mendelssohn mit Orgel- und Orchesterbegleitung, das Lied von der Glocke nach Romberg, die Schöpfung von Haydn und Rorate coeli, alle mit Orchesterbegleitung.

„Ich hatte die Freude und die Ehre“, schrieb Herr Volker seinem ehemaligen Rektor, „meine Chöre zu führen vom einfachsten Choral zu Choralsätzen und Motetten von H. Schütz, Joh. Seb. Bach, Johann Christian Bach, H. Kaminski, Distler und anderen über alle Mendelssohnschen Psalmen zu den Anthems von G. F. Händel, sehr vielen Kantaten von Johann Sebastian Bach hin zu den großen Oratorien von Joseph Haydn (Schöpfung - Jahreszeiten), Mendelssohn (Paulus), G. F. Händel (Judas Makkabäus - Messias), Joh. Seb. Bach (Weihnachtsoratorium, Matthäus- und Johannespassion) und Joh. Brahms (Ein



deutsches Requiem)... Aus Programmen und Aufzeichnungen, die mir teilweise noch erhalten sind, ersehe ich, daß ich an 150 große Aufführungen geistlichen und weltlichen Inhalts selbstverantwortlich geleitet habe, nicht gerechnet die unzähligen Chorgesänge an Sonn- und Feiertagen.“

Wie gewaltig diese Leistung auf musikalischem Gebiet ist, wird wohl nur der ausübende Musiker und Dirigent recht zu würdigen wissen.

So stand Herr Volker 22 Jahre lang anregend und führend im Musikleben unserer Grenzstadt. Doch beschränkte sich seine Tätigkeit nicht allein auf Neidenburg. Das ev. Konsistorium in Königsberg ernannte ihn zum Kirchenmusikwart von Südostpreußen. In den Jahren des Nationalsozialismus legten viele Lehrer und Organisten ihr Kirchenmusikamt nieder und mußten durch Laien ersetzt werden, die von Herrn Volker gesammelt und in besonderen Kursen in Orgelspiel, in den Grundzügen der Harmonielehre und der Chorleitung ausgebildet wurden.

Seine Musik öffnete ihm sogar die Grenze zu Konzerten in Neidenburgs Schwesterstadt Soldau, die 1920 an Polen abgetreten werden mußte. Hier gestaltete er mit seinen Chören den musikalischen Teil bei der Einweihungsfeier der wiederaufgebauten ev. Kirche und gab auch in den folgenden Jahren oft Konzerte in Soldau, die selbst von polnischen Musikfreunden und -kennern gern besucht und geschätzt wurden.

Als er dann im Jahre 1945 als Flüchtling nach Merseburg kam, setzte er hier seine Arbeit im Dienst der edlen Musika als Musiklehrer an der Oberschule und Domkantor fort. Wieder hat er bis zum Zusammenbruch seiner schon in Neidenburg geschwächten Gesundheit gearbeitet, und das mit anerkanntem Erfolg. Doch in Merseburg war seines Bleibens nicht lange. Er hat das schwere Los der Heimatvertriebenen bis zur Neige auskosten, zweimal Heim und Habe im Stiche lassen und sein Heil in der Flucht suchen müssen. Als er endlich hoffte, in Bad Dürkheim den sicheren Hafen gefunden zu haben, in dem er mit seiner treuen Lebensgefährtin für die Dauer vor Anker gehen könnte, nahm ihm am 11. Dezember 1956, wenige Tage vor seiner Pensionierung, der Tod den Taktstock aus der Hand.

Seine großen Erfolge als Schulmann, Kirchenmusiker und Chordirigent sind ihm nicht von ungefähr in den Schoß gefallen, sondern er hat keine Mühe und Kosten gescheut, um seine musikpädagogische Ausbildung zu vervollkommen. Er nahm an Kursen bei Professor Jöde, Berlin, E. Pfannenstiel, Frankfurt/Oder, W. Hensel und Professor Paul Firchow, Königsberg, teil, besuchte das Institut für Kirchen- und Schulmusik in Königsberg i. Pr., an dem er durch eine Prüfung die Befähigung zur Erteilung des Musikunterrichts an höheren Schulen erwarb, und hospitierte bei Thomaskantor A. Straube, Leipzig.

Neben seinen großen Fähigkeiten als Pädagoge und Musiker verdankte Julius Volker seine Erfolge vor allem seinen rein menschlichen Qualitäten. Es wurde schon erwähnt, daß seine Schüler und Schülerinnen mit großer Verehrung, ja mit Liebe an ihrem Lehrer hingen und sich nach ihrer Schulentlassung dazu drängten, in seine Chöre aufgenommen zu werden. Seine Kolleginnen und Kollegen, unter denen er viele nähere Freunde besaß, die gern in seinem gastlichen Hause verkehrten, schätzten ihren „Jul“ als humorvollen, freundlichen und stets hilfsbereiten Kameraden, dessen aufrechte Haltung auch verschiedenen Parteibonzen gegenüber allgemeine Achtung verdiente, und wäre er nicht ein charakterlich einwandfreier, ja vorbildlicher Mensch gewesen, dann hätten seine musikalischen Verdienste allein nie ausgereicht, ihm das hohe Maß an Autorität zu erwerben, dessen er sich bei den Männern und Frauen seiner Chöre bis zuletzt erfreuen konnte und das ihm in den Wirren der Nazizeit den Rücken stärkte.

Als Herr Volker sich durch seine Krankheit gezwungen sah, vorzeitig in den Ruhestand zu treten, konnte er mit Befriedigung auf seine Lebensarbeit zurückschauen. Er hatte mit dem ihm anvertrauten Pfunde gewuchert und überall, wohin Beruf und Leben ihn stellten, den Menschen die Herzen und Sinne für Werte geöffnet und empfänglich gemacht, die über das im Leben Notwendige und Nützliche hinausgehen, dem Leben einen höheren Inhalt und Sinn geben. Durch seine Arbeit und seine Leistungen hat er den guten Ruf seiner Heimatstadt Neidenburg bis nach Mittel- und Süddeutschland verbreitet und sich in den Herzen seiner vielen Schüler, Schülerinnen, Sänger, Zuhörer und Kollegen ein dankbares Gedenken gesichert.

Wir Neidenburger trauern um unseren zu früh von uns gegangenen Freund.

**Wieder eine voluminösere Lebensbeschreibung – sie erschien im Heimatbrief Nr. 42 und befaßt sich mit einem heimischen „Original“:**

## **Robert Budzinski**

**1874 — 1955**

Vor zehn Jahren ist er gestorben. Ein Nachruf im „Ostpreußenblatt“ nannte ihn damals in der Überschrift „Künder und Schilderer unserer Heimat“. Das war richtig und gut geschrieben, aber zugleich auch unrichtig, denn Robert Budzinski ist mehr gewesen. Anders ausgedrückt: Dieser Maler, Graphiker und Schriftsteller war nicht zu den großen Künstlern zu zählen, weil er das Lied der Heimat sang, weil er sie immer wieder mit dem Zeichenstift und mit der Schreibfeder schilderte, sondern er stellte sie dar und verkündete das Lob der Heimaterde, weil er ein großer Mensch gewesen ist.

Ein Blick auf sein Leben ist zugleich ein Blick auf Ostpreußen, auf Deutschland und auf die letzten hundert Jahre.

Als er am 5. April **1874** in Klein Schläfken, Krs. Neidenburg, **geboren** wurde, war das neue **Deutsche Reich** drei Jahre alt, als er starb, hatten **zwei Weltkriege** es **zerstört**. Sein **Tod** am 27. Februar **1955**, fern der Heimat, war nicht nur für ihn ein Schlußpunkt.

Wenn man die Geschichte dieser Zeit überblickt und sich in Erinnerung ruft, was alles kam und ging, wird einem erst bewußt, was man alles selbst schon erlebt hat. In diesem Betracht ist auch das Leben Robert Budzinskis Gleichnis und Abbild für viele Lebensläufe geworden, alles hat seinen Niederschlag auch im Leben von Robert Budzinski gefunden. Und weil er ein Künstler war, hat es Gestalt und Gesicht angenommen, ist in Zeichen und Bildern und im Wort schaubar und hörbar geworden.

Darum ist es auch besser, ihm zuzuhören und zuzuschauen als über ihn zu schreiben oder zu reden. Nur eins soll vorweg noch gesagt werden:

Es war ein unauffälliges Leben und ist bald erzählt. Die Erlebnisse geschahen nicht außen, sondern innen. Der als Sohn eines Lehrers Geborene ist selber nach Beendigung seiner Ausbildung auf den Kunstakademien Königsberg und Berlin eine Zeitlang Lehrer gewesen, ehe er als freischaffender Künstler lebte. Aber es müssen wohl nicht nur Herkunft und erster Lebensweg gewesen sein, sondern auch Veranlagung und innerster Trieb, die den Maler, Graphiker und Schriftsteller Budzinski ab und zu den mahnenden Finger heben ließen. Nicht aus Schulmeisterei und Besserwissen, sondern weil er tiefer sah

als viele um ihn herum. Er hat etwas davon erfahren und gewußt, wie hochfliegende Ideale enden.

Daß er dem Humor trotzdem sein Recht ließ, zeichnet ihn darum vornehmlich aus. Dafür ein paar Proben. Wir entnehmen sie dem Buch, durch das unser Landsmann berühmt wurde,

### **der „Entdeckung Ostpreußens“:**

„Ich hatte erfahren, daß man zu einer Reise nach diesem fernen Lande sehr viel Humor, Pelze und Eishacken gebraucht, Lebensmittel dagegen sollten dort zu finden sein. Da ich von Natur ein mutiger Mann bin, hatte ich auch keine Furcht vor Wölfen, Bären und Ostelbiern; von den letzteren sagt man ja doch, daß sie eine Art von Menschen wären. Ich ließ deshalb auch meine Flinten zu Hause; und weil ich im Hochsommer dort anzukommen hoffte, nahm ich nur meinen gewöhnlichen Winterpelz mit und zwei Dutzend Wollstrümpfe, für den Humor einige Bände Bonsels, dazu 50 Pfund Seife und ebensoviel Stearinlichte sowie reichlich Desinfektions- und Ungeziefermittel. Dann steckte ich mir einige Pfund Papierschnitzel in die Tasche für den Fall, daß ich mich verirren und gesucht werden sollte.“

\*

Was den Charakter und das Wesen der Eingeborenen anbelangt, so habe ich deswegen vielfach Nachfrage gehalten, das Ergebnis teile ich hier mit:

Der Landwirt sagt: „Der Ostpreuße ist, sofern er auf dem Lande wohnt und über tausend Morgen hat, sehr genügsam, klug, sozialdenkend und bescheiden. Die Städter dagegen sind verschwenderisch, frech und dumm.“

Ein Städter: „Der Ostpreuße ist, wenn er in der Stadt wohnt und eine Villa besitzt, klug, einfach, bieder; die Landbevölkerung dagegen ist unsozial, dumm und anmaßend.“

Ein Arbeiter: „Der Ostpreuße ist, sofern er zu dem wichtigsten Teil, der Arbeiterbevölkerung, gehört, nüchtern, elend, unterdrückt, bildungshungrig, arbeitsam, die besitzenden Klassen sind einfach reif zum Untergang, dumm, faul, genußsüchtig, trunkenboldig.“

Das Mitglied einer religiösen Gemeinschaft: „Es sind alle Sünder, und ich bin der größte.“

Ein Pferdezüchter: „Die Ostpreußen sind rassig, ausdauernd, gute Arbeitstiere, aber auch erstklassige Renner, die Kruppe häufig zu kräftig.“

Ein Kaufmann: „Wir Ostpreußen sind ehrlich, bieder, treu, rechtschaffen, die Angestellten dagegen sind unehrlich, faul, niemals zufrieden.“

Ein Bauer sagt nur: „Rindvieh verfluchtes“ und spuckte sich in die Hände, das weitere verstand ich leider in der Entfernung nicht mehr.

Und ein Künstler schließlich murmelt nur: „Mensch, Mensch, pfui Teufel! Prosit!“ Er war aber betrunken.

Ich stelle wahrheitsgetreu über Charakter und Wesen des Ostpreußen folgendes zusammen: „Der Ostpreuße ist genügsam, klug, sozialdenkend, bescheiden, frech, verschwenderisch, dumm, einfach, bieder, unsozial, anmaßend, elend, unterdrückt, bildungshungrig, reif zum Untergang, faul, genußsüchtig, trunkenboldig, nüchtern, jeder ein Sünder und einer der größten, rassig, ausdauernd, gute Arbeitstiere, erstklassige Renner, in der Kruppe oft zu kräftig, ehrlich, bieder, treu, unehrlich, niemals zufrieden, Rindvieh verfluchtes, Mensch, Mensch, pfui Teufel, prosit.“

\*

Hat Robert Budzinski seine Landsleute gekannt?

Er hat ihnen jedenfalls „aufs Maul geschaut“ wie Martin Luther, hat ihnen auf den Zahn gefühlt und hat sie mit dem unbestechlichen Auge des Künstlers festgehalten.

Wenn es kein Foto eines Ostpreußen gäbe, kein Gemälde nach der Wirklichkeit, aus seinen Worten allein schon könnte man diese kräftige, gesunde Rasse rekonstruieren. Wie er sie schildert, so haben sie Fleisch und Blut und Leben gehabt, und sogar die rasch hingeworfene Skizze noch läßt den Menschenschlag erkennen, wie er leibte und lebte und noch immer leibt und lebt.

Wie viele Kinder aus Lehrerfamilien ist der junge Robert nicht an einem Ort aufgewachsen und als aufgeweckter Junge in der Wandervogelzeit auf Schusters Rappen weit herumgekommen. Er kannte Klein Schläfken, wo er geboren ist, Mühlhausen bei Elbing, wo er aufwuchs, aber genau so gut zum Beispiel Allenstein, Angerburg, Elbing, Königsberg, die masurischen Seen, die Kurische Nehrung, wo er malte, kurz das ganze Land und die Leute dazu.

Er kannte seine Heimat, wie nur ein Mensch sie kennen kann, der sie als Liebender (in jedem Sinn) durchwandert und an manchem nächtlichen Lagerfeuer mit der Jugend gesungen und geschwärmt hat. Man kann sich gut vorstellen, wie in ihrem Kreis Texte gleich dem folgenden entstanden sind:

„Gleich von Anfang will ich der Meinung entgegentreten, die ziemlich allgemein verbreitet zu sein scheint, daß Ostpreußen jenseits Sibiriens liegt. Meinen gewissenhaften und mühseligen Messungen ist es gelungen festzustellen, daß das keineswegs der Fall ist. Ich sah auch, daß es den größten Teil des Jahres eisfrei ist; und das nördliche Eismeer stößt zwar an das Land, aber vermittelt des Skagerraks, des Kattegatts und der Ostsee. Eisberge habe ich nur in Konditoreien getroffen, und die dazu gehörigen Bären mußte ich mir extra aufbinden lassen. Von Wölfen sind nur die auch sonstwo gebräuchlichen zu finden: Leo Wolf, Loeser & Wolff, Heinrich Wolff u. a.“

Oder diese Beschreibung:

„Die Küste der Ostsee, die Samlandküste, ist an einzelnen Stellen bis 9000 cm hoch. Leider wird sie von dem Meere fortgesetzt abgetragen. In tausend Jahren frißt sich die See um 0,5 cm ins Land. Ich wollte mich davon durch den Augenschein überzeugen, aber es dauerte mir zu lange. Sicher ist es jedoch, daß in ein paar kurzen Jahrhunderttausenden jede Königsberger Hausfrau ihre Wäsche am Meeresstrand wird waschen können.“

„Die Tierwelt ist äußerst reichhaltig... Besonders bemerkenswert ist noch ein Tier, das in der Entfernung wie eine Kuh, in größerer Nähe wie ein Hirsch, ganz nahe aber gar nicht aussieht, sondern wegläuft. Das ist der Elch. Aber auch dieser ist schon im Aussterben begriffen, weil er zu viel gemalt worden ist und sich darüber zu sehr geärgert hat.“

„Die Bewohner. — Sie ähneln äußerlich den Kulturmenschen. Durchschnittliche Größe 165 cm, Behaarung wie üblich, bei den Männern in verschiedenen Lebensaltern verschieden gefärbt, bei den Frauen je nach der Mode. Augen und Bauch öfters sehr ausdrucksvoll, Gesichtsausdruck sehr einnehmend, besonders auf dem Lande. Die Frauen genießen sehr hohe Achtung und Ehrfurcht. Man sieht in den Schaufenstern und Modesalons der größeren Städte sehr häufig weibliche Götterbilder, die bewundernd angeschaut werden. Die Ehe halten sie heilig, zu ihrem Schutze dienen viele Vorrichtungen, namentlich die Heiratsbüros. Kinder sehr zahlreich, der größere Teil der Bevölkerung besteht aus ihnen, namentlich in politischer Beziehung.“

An solchen Stellen tritt eine Verwandtschaft hervor, die Budzinski in unmittelbarem Zusammenhang mit dem bayerischen Dichter Ludwig Thoma bringt. Wer dessen

„Agricola“ oder den „Filsler-Briefwechsel“ kennt, wird die gleiche liebevoll-ironische Art der Beschreibung bei unserem Ostpreußen zu genießen wissen.

Auch Fritz Reuter und Wilhelm Busch fallen einem ein. Von dieser Sorte gibt es nicht viele, und wir können es uns nicht leisten, auf einen zu verzichten. Schon aus diesem Grund sollte die „Entdeckung Ostpreußens“ immer wieder aufgelegt und wenn möglich auch in einer billigen Taschenbuchausgabe verbreitet werden.

Dieses herrliche Stück Literatur endet mit der Geschichte vom „unsterblichen“ Onkel August, der 140 kg wog, 186 cm in der Höhe und um den Bauch 201 cm maß. Die letzten Worte lauten:

„Das eine aber ist gewiß, daß Ostpreußen, das Land der Nehrungen und Seen und ihrer Ebenbilder im Menschentum, des Immanuel Kant und des E. T. A. Hoffmann, unsterblich ist.“

Aus diesem Werk noch zwei Kostproben:

### **Der Bärenfang**

„Dieses ist ein wohlschmeckendes und gut bekömmliches Getränk, in der Wirkung etwa ähnlich dem Zyankali. Man nehme einen Liter reinsten Fusels und ein Pfund reinsten Lindenblütenhonigs und schüttele beides in einer Flasche um. Man trinke aber nicht selber davon, sondern gebe es guten Freunden und Besuchern, auch sei man vorsichtig den Haustieren gegenüber. Die Wirkung äußert sich vorzüglich durch Betäubung der im allgemeinen überflüssigen Fortbewegungs- und der nur schädlichen Denkgorgane...“

### **Die Sage - von der Erfindung der Sage**

„Es war einmal vor vielen tausend Jahren ein Schulrat Meerkatz. Der sagte: Ostpreußen hat zu wenig Sagen, und diese sind dazu noch ganz veraltet. Er setzte sich hin, nahm ein alphabetisches Verzeichnis der ostpreußischen Ortsnamen und fing an:

„Allenstein: -Hier wohnte mal vor vielen hundert Jahren eine schöne Fee, die hieß Allensteina - usw. ...“

„Bartenstein: „ Es war einmal ein Ritter, der hieß Bartus Steinus - usw. ...“

So machte er das ganze Alphabet durch. Dafür wurde ihm ein Denkmal gesetzt in der schönen Stadt Neidenburg.“ ---

Wenn man Robert Budzinski mit anderen zeitgenössischen Künstlern vergleichen will, so denkt man neben seinem Landsmann Lovis Corinth vor allem an Max Slevogt. Mit beiden gemeinsam hat er die Leichtigkeit des Strichs und die überquellende Fülle der Phantasie. Er war, möchte man sagen, der geborene Illustrator.

Kein Wunder, daß er zahlreiche Bücher mit graphischen Arbeiten geschmückt hat. Aber es scheint, daß er nie den rechten Dichter oder Erzähler fand, der seiner Art entgegengekommen wäre. So ausgeprägt er als Zeichner war, ebenso eigenwillig war sein Verhältnis zum Wort, sofern man nicht gleich sagen sollte: seine dichterische Ader.

Kurz und gut: Budzinski schrieb sich seine Texte lieber selbst. Und sie zeigen seine Art, sich auszudrücken, gleich vollendet. Wir meinen hier in erster Linie den Roman „Kehr um“, der 1930 im Verlag „Der Bücherkreis“ erschien. Daß der Schriftsteller so angriffslustig wie der Graphiker war, haben schon die „Geister und Gespenster“ (Verlag E. Matthes, Hartenstein, 1921) gezeigt. Und mancher mag ihm in gewissen Zeiten manches übelgenommen haben.

Aber was dahintersteckte und alle Zeiten und Wandlungen überdauert, das sind die ewigen, großen Sinnbilder des Lebens und des Suchens, der menschlichen Niederlagen und Hoffnungen bis in die fernste Zukunft.

Es hat engherzige Geister gegeben, die dem Künstler sein offenes Bekenntnis zur Schönheit des nackten menschlichen Leibes übelnahmen, aber die gehören vermutlich zur gleichen Sorte wie jene Zeitgenossen vor einigen hundert Jahren, welche den großen Gestalten Michelangelos Schürzen um die Hüften binden wollten, und die Leute von heute, die kein Bild von Rubens anschauen können, ohne zu grinsen oder dumme Witze zu machen. Für solche haben die großen Meister des Altertums und des Barock ebenso wenig gelebt wie Lovis Corinth oder Robert Budzinski.

Wenn man von einem Künstler nicht viel sagen kann, sondern seine Werke für sich selber sprechen lassen darf, ist eigentlich das Höchste erreicht. Und auf dieser Stufe dürfen wir auch unseren Landsmann erblicken, der mit über 80 Jahren in Marburg starb, bis zuletzt in ungebrochener Kraft und immer an der Arbeit.

Die Schätze seines Werkes sind ungehoben, es ist an der Zeit, daß ihm ein Biograph erstet, sein Oeuvre darstellt und das gesammelte und treu Bewahrte der breiten Öffentlichkeit zugänglich macht als Zeugnis einer großen Seele und eines genialen Könnens.

Wir Neidenburger wollen ihn immer lebendig unter uns wissen und seinen Namen in Ehren halten.

*In den Heimatbriefen Nr. 40 – 45 erschienen nachfolgende Lebensbeschreibungen:*

### **Studienrat Otto Grast**

Zu den bekanntesten und erfolgreichsten Lehrerpersönlichkeiten, die am Realgymnasium unserer Heimatstadt Neidenburg tätig gewesen sind, zählte ein Mann, dessen Gedächtnis wert ist, der Nachwelt erhalten zu werden: Es ist der schon vor drei Jahren heimgegangene Studienrat Christoph Otto Grast. Er war am 21. September 1891 als Sohn eines Postsekretärs in Rastenburg geboren und hat dort auch das Gymnasium besucht. Nach in seiner Vaterstadt im Jahre 1911 bestandener Reifeprüfung bezog er die Albertus-Universität in Königsberg, um klassische Philologie und evang. Theologie zu studieren. Sein Studium wurde jedoch durch den ersten Weltkrieg unterbrochen, den Otto Grast vom Anfang bis zum bitteren Ende mitgemacht hat und von dem er seinen Schülern in mancher Stunde äußerst spannend zu erzählen wußte. Nach seiner Entlassung aus französischer Gefangenschaft wurde er zum Oberleutnant der Reserve ernannt. Unmittelbar nach seiner Heimkehr beendete Grast sein Studium und wurde schon 1921 als Studienreferendar bei dem Friedrichs-Kollegium in Königsberg beschäftigt. Seine Lehrfächer waren Latein, Griechisch, Religion und Turnen. Nach bestandener Staatsprüfung wurde er am 1. April 1923 bei dem Realgymnasium in Neidenburg als Studienrat angestellt. An dieser Lehranstalt ist er dann auch bis zu ihrer Auflösung 1945 tätig gewesen. Verheiratet hat er sich bald nach seiner Anstellung mit Margarete Gräbner aus Königsberg, die ihm bis zu seinem Heimgang eine treue Stütze und liebevolle Lebensgefährtin gewesen ist. In Neidenburg war Otto Grast nicht nur im Schuldienst tätig, er bekleidete auch mancherlei Ehrenämter, die ihn mit der Bürgerschaft der Stadt und des Kreises Neidenburg auf das engste verbunden haben. So war er bis 1933 der sehr beliebte Führer des Männer-Turnvereins in Neidenburg; außerdem betätigte er sich jahrelang am Grenzschutz, arbeitete

mit in der Bismarck-Jugend und war Schriftführer des Verbandes deutscher Offiziere. Im zweiten Weltkrieg wurde er von 1939 an als Adjutant des Kommandeurs der Bautruppe 107 eingesetzt, indes am 1. August 1944 seines Alters wegen als Major der Reserve aus dem aktiven Heeresdienst entlassen. Daher erlebte er den Zusammenbruch 1945 wieder in seinem Lehramt an der Schule, die von Neidenburg nach Schloß Plöhn in Sachsen verlegt worden war. So verlebte Grast diese Zeit und die nächsten Jahre in Sachsen und hat es dort wie alle Vertriebenen naturgemäß sehr schwer gehabt. Als Bau- und Straßenarbeiter mußte er seinen Unterhalt erwerben, bis ein schwerer Unfall ihn hinderte, noch länger körperliche Arbeit auszurichten. Es gelang ihm schließlich, nach Westdeutschland zu gelangen, wo ihm durch die Hilfe des früheren Landrats des Kreises Neidenburg, Herrn Dr. von Stein, die Möglichkeit gegeben wurde, wieder Dienst an höheren Lehranstalten zu tun. So war er von 1948 bis 1959, also noch elf Jahre lang, am Gymnasium Essen-Steele tätig, bis er in den wohlverdienten Ruhestand trat. Seine Ruhejahre gedachte er schließlich in Bad Salzuflen in Lippe zuzubringen; doch wurden seine Pläne gar bald durchkreuzt. Er erkrankte in Salzuflen bald sehr schwer und hat schon am 12. Februar 1962 im Krankenhaus in Herford unter den Augen seiner Gattin sein Leben beendet. Ein ehrendes Andenken wird diesem pflichttreuen und charaktervollen Manne bei allen, die ihn gekannt und wertgeschätzt haben, für die Dauer erhalten bleiben.

Kurt Stern

### **Frau Martha Mehl, Neidenburg**

Eine in Stadt und Land bekannte Kaufmannsfrau war Frau Mehl. Sie wurde am 2. 6. 1876 in Neidenburg/ Ostpr. geboren, als Tochter des Kanzleirats Conrad, des Gründers der Vereinsbank in Neidenburg. Ihr Bruder war der Amtsgerichtsrat Georg Conrad, der eine Biographie von Ferdinand Gregorovius und die Geschichte der Stadt Neidenburg schrieb.

Frau Mehl war Mitbegründerin des Vaterländischen Frauen-Vereins vom Roten Kreuz. Durch ihr Interesse an dessen vielfältigen Einrichtungen wurde sie schon vor dem ersten Weltkrieg in den Vorstand gewählt und blieb in ihren Ämtern bis 1940. Neben der Leitung ihres Geschäftes, dem sie durch ihre Umsichtigkeit und ihr zuvorkommendes Wesen einen großen Kundenkreis sicherte, fand sie immer noch Zeit, sich um die Belange des Vaterländischen Frauenvereins zu kümmern. Wertvoll war ihre Mithilfe bei der Einrichtung der Gemeindepflegestation Neidenburg, die in den bewährten Händen der Diakonissin Meta Simanowski lag, und des Kindergartens, in dem die Kleinen von der Diakonissin Auguste Kühn liebevoll betreut und geleitet wurden.

Unermüdlich war Frau Mehl in der Vorbereitung und Durchführung der Wohltätigkeitsbasare, die dem Verein stets große geldliche Mittel einbrachten. Alle Veranstaltungen, soweit sie mit Theater oder Tanz verbunden waren, standen unter ihrer bewährten Leitung. So stellte sie auch alle Kostüme selbst mit geringen Mitteln her. Kaum eine Veranstaltung war ohne ein von Frau Mehl verfaßtes besinnliches Gedicht denkbar.

Zusätzliche große Anforderungen stellte der erste Weltkrieg an sie. Viele Einrichtungen mußten mitbetreut werden: die Verpflegungsstelle am Bahnhof für die durchziehenden Truppen, die verschiedensten Beratungsstellen, Herstellung von Lazarettwäsche, Verteilung der Spenden, die aus Köln und Hamburg für die durch Kriegshandlungen wohnungslosen Einwohner kamen. Überall waren helfende Hände am Werk, und überall war Frau Mehl zu finden. Als Anerkennung für diese stete Hilfs- und Einsatzbereitschaft erhielt sie die Rotkreuz-Medaille III. Klasse.

Sie hatte 1898 den Kaufmann Ottomar Mehl (geb. 12. 1. 1871 in Gilgenburg) in Neidenburg geheiratet. Im gleichen Jahre wurde das Geschäft, das 1830 von F. E. Buttler,

einem Vorfahren Mehls, gegründet worden war und Eisen, Eisenwaren, Werkzeuge, Baustoffe, Baubeschläge, Haus- und Küchengeräte, Kolonialwaren und Restauration führte, von einem Onkel, Frz. Gehrke, übernommen.

Auch ihr Ehemann, Ottomar Mehl, hatte viele Ehrenämter, er war Mitglied der Industrie- und Handelskammer Allenstein, Kreis- und Ortsvorsitzender des Einzelhandels, Vorstandsmitglied der Schloßbrauerei und Vorstand des Vorschussvereins der späteren Vereinsbank Neidenburg, bis zu seinem Tode. Er starb im September 1924.

Aus der Ehe gingen zwei Söhne hervor, Erich Mehl (geb. 8. 8. 1901; er wurde 1919 von den Spartakisten erschossen) und Herbert Mehl, geb. am 9. 4. 1907, mit welchem sie seit 1924 nach dem Tode ihres Mannes das eingangs erwähnte Geschäft in Neidenburg am Markt als O. H. G. bis zur Vertreibung führte.

Am 19. 7. 1954 starb Frau Mehl in Bad Harzburg.

Erika Matthes, Neidenburg

### **Revierförster a. D. Paul Freitag, Adlershorst**

Am 27. 9. 1963 verstarb in Kiel im Alter von 88 Jahren Revierförster a. D. Paul Freitag. Mit ihm ist, nachdem vier Jahre vorher der in gleichem Alter stehende wohl allen Neidenburgern bekannte Revierförster Paul Christoleit aus Hasenheide (Grabowo) seine Augen für immer schloß, der letzte der alten Beamtengeneration des Forstamtes Grünfließ in die ewigen Jagdgründe gewechselt.

Paul Freitag wurde am 10. 9. 1875 als Sohn eines Landwirts in Hüttchen, Kr. Czarnikau/Westpr., geboren. Er besuchte die Schule in Schneidemühl, trat dann in die Forstlehre ein und leistete seine militärische Dienstpflicht bei den 11. Jägern in Marburg ab. Bis zu seiner Einberufung in den preußischen Staatsdienst, die zu damaliger Zeit infolge Überfüllung der Beamtenlaufbahn viele Jahre auf sich warten ließ, war er in verschiedenen Privatverwaltungen und auch einige Jahre im Dienst der Stadt Thorn tätig, wo er die städt. Försterei Barbarken innehatte. Im Jahr 1903 heiratete er die Tochter des Försters Stelter aus dem staatl. Forstamt Lindenberg, Westpr. 1907 wurde er in den preußischen Staatsdienst in den Regierungsbezirk Allenstein berufen, und war dort in verschiedenen Forstämtern tätig. Am 1. Juli 1916 wurde er unter Verleihung der Försterstelle Adlershorst im Forstamt Grünfließ im Kreis Neidenburg zum Förster ernannt. Auf dieser Stelle blieb Freitag bis zur Vertreibung im Januar 1945, d. h. länger als 28 Jahre.

Wer Revierförster Freitag nur flüchtig kannte, hätte in seiner schmächtigen, hageren Gestalt niemals die Energie vermutet, die er besaß. Er war ein außerordentlich pflichtgetreuer Beamter und unermüdlicher Jäger. Persönlich anspruchslos, jederzeit hilfsbereit seinen Mitmenschen gegenüber und von nie erlahmendem Fleiß sowohl in seinen Dienstgeschäften als auch in seinem Privatleben. Aus dem sehr armseligen Boden des zu seiner Stelle gehörenden Wirtschaftslandes holte er in rastloser Arbeit alles nur Mögliche heraus, um seiner Familie eine bessere Lebenshaltung zu schaffen.

Alle Beamten und Waldarbeiter, die mit Revierförster Freitag beruflich zusammengearbeitet haben, werden ihm stets ein ehrendes Andenken bewahren.

B a e h r, Forstmeister i.R.



*In den Heimatbriefen Nr. 36, 38 u. 39 erschien eine ausführliche Beschreibung über das Leben und Wirken eines der bemerkenswertesten Unternehmer der sogenannten „Gründerzeit“ in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, nämlich über:*

## ***Strousberg - der Eisenbahnkönig aus Neidenburg***

Von Rudolf Stockert

### **Barthel Heinrich Strousberg**

**20. 11. 1823 — 31. 5. 1884**

So stand über ihn im Lexikon zu lesen, fünfzehn Jahre nach seinem Tod. Strousberg, Bethel Henry (ursprünglich Strausberg), Finanzmann, geb. 20. Oktober (in Wirklichkeit: November) 1823 zu Neidenburg, ging nach dem Tod seiner Eltern als zwölfjähriger Knabe nach England, ließ sich dort taufen und legte dabei die früher von ihm geführten Namen (nach seiner Angabe Barthel Heinrich) ab. Er trat dort in das Geschäft seiner Oheime, begann für Journale zu schreiben und wurde Eigentümer von Sharpe's „London Magazine“, welches ihm einen erheblichen Gewinn abwarf. Auch war er für Lebensversicherungsgesellschaften tätig.

Später siedelte er nach Berlin über und fand hier 1861 Gelegenheit, als Vertreter englischer Häuser die Tilsit-Insterburger und die Ostpreußische Südbahn auszuführen. Dann übernahm er für eigene Rechnung die Ausführung folgender Bahnen: der Berlin-Görlitzer, der Rechte-Oderuferbahn, der Märkisch-Posener, der Halle-Sorauer und Hannover-Altenbekener Bahn, ferner der Brest-Grajewo-Bahn, der Ungarischen Nordostbahn und der rumänischen Eisenbahnen, zusammen 400 Meilen.

Er wandte, da ihm zur Ausführung so gewaltiger Unternehmungen weder Kapital noch Kredit auch nur annähernd ausreichend zu Gebote standen, das System an, als Generalunternehmer die Lieferanten der Bahn durch Aktien zu bezahlen. Er kaufte ferner die ausgedehnte Herrschaft Zbirow in Böhmen, die Egstorffsche Lokomotivenfabrik zu Linden bei Hannover, viele Gruben, Hütten etc. Als 1870 die Koupons der rumänischen Bahnen nicht eingelöst werden konnten, begann das Kartenhaus seiner Unternehmungen zusammenzufallen. Er geriet 1875 in Preußen, Österreich und Rußland in Konkurs, wurde in Moskau verhaftet, nach langem Prozeß verurteilt und konnte erst im Herbst 1877 nach Berlin zurückkehren. In der Haft schrieb er seine Selbstbiographie „Dr. Strousberg und sein Wirken, von ihm selbst geschildert“, Berlin, Verlag von J. Guttentag (D. Collin) 1876. Auch veröffentlichte er „Fragen der Zeit, 1. Teil. Über „Parlamentarismus“, Berlin 1877, und eine Denkschrift über den Bau des Nordostseekanals, Berlin 1878. Er starb in großer Dürftigkeit am 31. Mai 1884 in Berlin.“

### **Zwischenbemerkung**

Wer sich noch an den Geschichts- und Geographie-Unterricht zu erinnern vermag, weiß, daß der fast 100 Kilometer lange Nordostseekanal nach langer Planung erst im Jahre 1887 begonnen wurde. Kaiser Wilhelm I. legte den Grundstein.

Daß Strousberg das Projekt schon neun Jahre vorher aufgegriffen hatte, ist nicht weiter verwunderlich, denn er hatte viele Pläne. Ebensowenig ist es erstaunlich, daß er nicht dazu kam, ihn auszuführen. Er war nur einer von vielen Unternehmern, die das gleiche wollten,

und er hatte nicht genügend Geld. Der Nordostseekanal war auf 156 Millionen Mark veranschlagt.

Aber war es nur das?

Man hört aus dem Ton der Lexikondarstellung deutlich zwei Dinge heraus: „ . . . ließ sich dort taufen . . .“ und „Kartenhaus seiner Unternehmungen“. Damit ist - ohne daß die Worte selbst fallen - unmißverständlich gesagt, was der Verfasser des Textes meinte (und das war 1889 vielfach die Meinung über Strousberg): Jüdischer Emporkömmling. - „Hochstapler, Schwindler oder typischer Vertreter der Gründerzeit“ wagte man nicht zu sagen, doch man dachte es.

In Wirklichkeit war Strousberg fast eine tragische Figur. Er ist nicht gescheitert, weil er Jude war, nicht weil er ein Emporkömmling war, sondern weil er zu spät kam.

Die große Entwicklungszeit der Eisenbahnen war bereits vorbei. Die erste Eisenbahnlinie von Nürnberg nach Fürth (1835) und die Stammbahn des Eisenbahnnetzes, die Strecke Leipzig—Dresden (1837—1839) hatten unzählige Staats- und Privatbahnen nach sich gezogen. Zwischen 1846 und 1855 breitete sich die Eisenbahn sprunghaft aus. Nach dieser Zeit ging es langsamer und vor allem immer mehr den Weg der Vereinheitlichung und Verstaatlichung.

In diese Entwicklung noch einmal das Moment der freien Initiative bringen zu wollen, hieß so viel, wie den Versuch machen, eine Lokomotive mit Menschenkraft aufzuhalten. Aber es hätte Strousberg trotzdem gelingen können, sein Leben in verdienter Ruhe und Wohlhabenheit zu beschließen, denn die Verstaatlichung wurde, wie Ritter-Zahony in seiner „Geschichtlichen Entwicklung des deutschen Eisenbahnwesens“ feststellt, großzügig betrieben.

Aber nur in Preußen! In Ungarn, Rumänien und vor allem in Rußland ging es anders zu, wenn verschiedene Interessen zusammenstießen. Außerdem war Strousberg schon in einem derartigen Gewirr von Prozessen, daß kein Ausblick mehr möglich schien, als die ersten Rückschläge kamen. Er mußte den Sündenbock spielen, den man brauchte, bis zum bitteren Ende in Armut.

### **So sah er sich selbst**

Am Ende seiner ebengenannten 1876 veröffentlichten Selbstverteidigung schreibt Strousberg:

„Der menschenfreundlich gesinnte Leser wird nicht umhin können, mir seine Sympathie zu schenken; denn wie ich auch sonst verkannt worden bin, in einer Sache hat man mir Gerechtigkeit widerfahren lassen, man hat nie an meiner Ehrlichkeit gezweifelt oder vermuthet, daß ich im Falle des Unglückes auf Kosten meiner Gläubiger für mich sorgen würde. Waren meine Berechnungen falsch, so waren sie in bester Absicht und im guten Glauben gemacht.

An Mühen und Ausdauer habe ich es sicher nicht fehlen lassen, und wenn ich zuletzt erlegen bin, so kann ich mir selbst eingestehen, daß mich ein böser Zufall getroffen, daß ich aber gekämpft, wie wenige es hätten thun können, und daß ich im Moment des Falles einer Regelung meiner Verhältnisse vielleicht näher als je seit 1870 gewesen bin.

Man muß meine Hoffnungen nicht nach heutigen Anschauungen, nach den Ergebnissen einer höchst unglücklichen Abwicklung im Wege des Concurres beurtheilen, und man darf mich überhaupt nicht nach dem gewöhnlichen Maßstab messen.

An mir selbst, an dem, was ich geleistet und womit ich dasjenige geschaffen habe, welches mir seine Existenz verdankt, muß man den Vergleich anstellen, und so gemessen behaupte

ich, daß das, was mir im Moment des Concurses an Arbeiten und sonst zu Gebote stand, von mir ausgeführt worden wäre, und daß ich damit die Mittel geschafft hätte, größer als je dazustehen, daß ich aber jedenfalls im Hinblick auf meine Vergangenheit und Leistungen berechtigt war, an mich insoweit zu glauben und darum moralisch gerechtfertigt dastehe. Letzteres allein ist mir von Wichtigkeit; der Verlust meines Vermögens, ja jedes Eigenthums läßt mich kalt. Ich erschrecke nicht vor dem Gedanken, im 54. Lebensjahre mittel-, ja selbst obdachlos und ohne jeden Anhalt, eine zahlreiche unversorgte Familie, die im Wohlstand erzogen ist, zu ernähren. Hier baue ich auf Gott und meinen guten Willen; nur möchte ich den einen Trost in die vorläufig öde erscheinende Zukunft mit mir nehmen, daß es mir gelungen ist, zu schildern, was ich bin — ein ehrlich denkender und rechtlich trachtender Mensch, dessen Streben mißglückt, aber eines guten Endes würdig war.“

„Strousberg“; so schreibt Karl Ottmann im Archiv für Eisenbahnwesen (1960) Heft 2, S. 188, „war eine Journalistennatur.“ Das unterstreicht seine Leistung und Eigenschaften, auf die der Eisenbahnkönig aus Neidenburg zeit seines Lebens stolz gewesen ist. Er hielt es auch als großer Kaufmann und Unternehmer ebensowenig für eine Schande, daß er als kleiner Zeitungsschreiber angefangen hatte, selbständig zu sein, wie der große Altertumsforscher Schliemann, daß er als Kaufmannsgehilfe die Grundlage für seinen Aufstieg gelegt hatte.

Er blieb aber, und das ist charakteristisch für ihn, niemals bei einer Tätigkeit, wenn sie ihn nicht weiterbrachte. Strousberg hatte viele Interessen und erstaunliche Kenntnisse auf den verschiedensten Gebieten. Er wollte sie verwerten, er wollte sie sich und anderen zunutze machen, weil er gesehen hatte, was ein einfallreicher und willensstarker Kopf erreichen kann. „Für jemand“, schreibt er selbst, „der das Bedürfnis hat und die Fähigkeit in sich fühlt, etwas Großes, welches fortleben soll, zu leisten, ist . . . eine journalistische Tätigkeit auf die Dauer fast unerträglich, weil man, abgesehen von der Oberflächlichkeit, die die Behandlung von Tagesfragen in Zeitungen bedingt, in der Wahl der zu bearbeitenden Gegenstände gezwungen ist, den Tagesereignissen zu folgen, ohne Rücksicht, ob die Themata behagen und ob man dafür speziell qualifiziert ist.“

#### **„...etwas Großes zu leisten ...“**

Das ist in der Tat sein Stichwort gewesen, und Strousberg war mit ganzer Seele dabei. Groß, das hieß: auf das Gesamte einer Entwicklung sehend, großzügig, ja sogar großartig; aber niemals bedeutete es für ihn hochmütig. Der Eisenbahnkönig war gastfrei und gab mit vollen Händen, doch hing er es nicht, wie man zu sagen pflegt, an die Glocke. Wohltun macht nicht arm, das glaubte er, und er richtete sich nach diesem Glauben. Vielleicht tat er es nicht, weil er mitleidig war, weil er „sozial“ fühlte. Möglicherweise dachte er dabei an sein Ansehen. Auffällig ist, daß er klug genug war, viele Gaben heimlich zu geben. Er mag gewußt haben, wie schnell das bekannt ist.

Es macht diesen merkwürdigen „Emporkömmling“ aus Neidenburg geradezu sympathisch, daß er kein hartherziger Geizhals war, daß er - bei aller persönlichen Bedürfnislosigkeit - groß lebte und leben ließ. Strousberg strebte nicht nur nach Geld, er hatte auch Sinn für die Kunst und, was das Schönste ist, er konnte auf allen Glanz und jede Bequemlichkeit verzichten, wenn es sein mußte. Er dachte wie alle wirklich Großen nicht nur räumlich und zahlenmäßig in außerordentlichen Dimensionen, er lebte auch zeitlich „in großem Stil“: mit 53 Jahren fühlte er sich noch jung genug, nach seinem großen Zusammenbruch ein zweites Mal von vorn anzufangen. Strousberg hatte den echten Sinn für Größe, die nicht auf Augenblickserfolge aus ist. Er hat oft gewartet, lange gewartet und war bereit, Geld und Arbeit mehrere Jahre lang an eine Sache zu wenden, die zunächst nichts abwarf.

Sein großer tragischer Fehler war nur, daß er anscheinend keinen Begriff vom eigenen Wesen und davon hatte, daß auch er nur menschliche Kräfte und Fähigkeiten einsetzen konnte.

## **Die Neidenburger Zeit**

### **Erinnerungen an die ersten zwölf Jahre**

Strousberg hat seine große Verteidigungsschrift mit einem Kapitel eingeleitet, in dem er seine Herkunft schildert und einiges über seine Vergangenheit berichtet. Das geschieht offenbar in der Absicht, den zahllosen Gerüchten entgegenzutreten, die nach dem Unglück im Umlauf waren. Aber sie sind darüber hinaus so aufschlußreich, daß das Wesentliche daraus wörtlich wiedergegeben werden soll.

Er schreibt: „Mein Leben ist ein sehr bewegtes gewesen, und es würde dessen Schilderung zweifellos viel Interessantes darbieten, wenn ich, dasselbe als abgeschlossen betrachtend, ohne Rückhalt und mit Darlegung aller Empfindungen und mich leitenden Motive schildern könnte und wenn ich annehmen dürfte, daß der Leser trotz des ungünstigen Ausgangs meiner Bestrebungen das Bild meines inneren Lebens nach meiner Schilderung akzeptieren würde.

Meine Verhältnisse sowohl als auch mein Selbstgefühl zwingen mich indessen, nicht nur weiter zu wirken und zu schaffen, sondern in gewissem Grade ein neues Leben zu beginnen.

Die Zeit der Autobiographie ist daher für mich noch nicht gekommen ...“

(Es ist also nicht richtig, wie es der unbekanntere Verfasser des Artikels im Lexikon tut, das Buch Strousbergs eine „Selbstbiographie“ zu nennen. Der ehemals neben Bismarck bekannteste Mann in Berlin hatte nicht beabsichtigt, jemals aus seiner Reserve hervorzutreten. Wenn er es für richtig hielt, daß man etwas über ihn erfuhre, dann sollte es nach außen hin ohne sein Zutun geschehen, wie zum Beispiel in der „Biografischen Charakteristik“ von Ernst Korfi aus dem Jahre 1870.)

#### **Strousberg fährt fort:**

„Verschiedene Biographien sind ohne mein Zutun und gegen meinen Willen erschienen, und deshalb habe ich die darin enthaltenen Unwahrheiten, Übertreibungen und Erdichtungen unberichtigt gelassen. Über einen einzigen Gegenstand nur, und zwar über meine Herkunft, möchte ich - weil daraus mein Charakter und mein Streben sich erklären lassen - falschen Nachrichten entgegentreten.

Unter den verschiedenen Besitzungen, die seit meinem Concurs verkauft worden sind, befand sich auch ein Grundstück in meiner Vaterstadt Neidenburg in Ostpreußen, bestehend aus mehreren Wohnhäusern, Speichern, Scheunen, gegen fünfhundert Morgen Land (ein preußischer Morgen hatte 25,532 Ar), dem früheren jüdischen Kirchhofe und einem jetzt nicht mehr benutzten Gebäude, welches im vorigen Jahrhundert und bis zur Hälfte des gegenwärtigen als Synagoge gedient hat. Diesen Besitz habe ich von der Tochter des älteren Bruders meines Vaters gekauft, um ihn als ein Asyl für arme Verwandte zu verwenden. In diesem Hause ist mein Vater, mein Großvater und Urgroßvater geboren, und obgleich ich dafür keine genügenden Beweise habe, so hörte ich in meiner Kindheit, daß auch mein Urgroßvater dort sein Leben begonnen.“

In der von Korfi wiedergegebenen Liste der Besitzungen Strousbergs, von denen die landwirtschaftliche Fläche allein rund 300.000 preußische Morgen ausmachte, stehen bescheiden zwei Neidenburger Grundstücke als fast rührend zu nennendes Zeichen, daß der groß und reich Gewordene seine Heimat auch in den Tagen des größten Glanzes nicht

vergessen hatte. Im Gegenteil: bei solcher Vergegenwärtigung kam dem 46jährigen wohl erst die Idee, all das aufzukaufen, was er in seinem Buch nennt, um damit die liebgewordene Idee einer Heimstätte der Familie in die Tat umzusetzen.

### **Privateigentum des Dr. Strousberg**

(außer den Eisenbahnen)

Nach der Aufstellung von Ernst Korfi 1870 :

- 19. Zu Neidenburg, Grundstück;
- 20. Zu Neidenburg, Grundstück;
- 21. Zu Görlitz, Grundstück;
- 22. In Ostpreußen, die Herrschaft Groß Peisten, 15.500 Morgen;
- 23. In Westpreußen, die Herrschaft Lniannek, 9000 Morgen;
- 24. In Westpreußen, die Herrschaft Radawnitz, 14.000 Morgen; ff.

Strousberg rührt damit an etwas, das er im Rahmen einer siebenseitigen Darlegung über die Judenfrage zweimal erwähnt: einen der hervorragendsten „Triebe der Race“: die Familienliebe der Kinder Israels.

Er schreibt weiter: „Vor dem Jahre 1812 hatten bekanntlich die Juden nicht das Bürgerrecht in Ostpreußen; meine Familie gehörte zu den wenigen, die unter dem Namen Schutzjuden dieses Recht besaßen, und ich weiß, daß bis dahin im Kreise Neidenburg nur diejenigen Glaubensgenossen meiner Vorfahren leben durften, die in ihren Diensten oder sonst Angehörige waren. Meine Vorfahren waren in christlichen Schulen erzogen, ihre Freunde waren die Beamten und Besitzer in der Stadt und Umgegend; ihre Gewohnheiten, ihr Bildungsgrad und die Anschauungen waren daher schon seit Generationen andere als die ihrer damaligen Glaubensgenossen, die unter weniger günstigen Verhältnissen gelebt hatten.“ — Anschließend heißt es: „Der Handel, wie ihn der kleine Schacherjude ins Große übertragen hat, war meinen Vorfahren unmöglich, wuchern konnten sie nicht, und auch die Beamten-Carriere war ihnen verschlossen, weil sie zu überzeugungstreu waren, aus äußeren Gründen einen neuen Glauben anzunehmen. Es folgte daher hier wie in den meisten ähnlichen Fällen, daß das Vermögen und gewissermaßen die damit verbundene Stellung allmählich verloren gegangen (ist).“ Sein Vater, so erzählt Strousberg, hatte ihm gesagt, er hege die feste Überzeugung, daß der Handel als der einzige Beruf, der den Juden in der Vergangenheit gelassen worden war (es spielte dabei auch das Zinsverbot der Kirche eine Rolle), schädlich auf sie gewirkt habe, weil er nach seiner, des Vaters, Meinung nützlich und entbehrlich sei, doch als einziger Beruf verderblich. „Gleichzeitig flößte mir mein Vater den Glauben ein, daß ich einer höheren Gesellschaftsklasse angehöre und daß es meine Aufgabe sei, Großes zu leisten, um den Glanz der Familie wiederherzustellen.“

### **Der Glanz der Familie**

Es klingt nicht überzeugend, wenn der 53jährige ehemalige Multimillionär in Erinnerungen aus der Jugendzeit Gedanken des Vaters wiedergibt, die er als zehnjähriger Knabe noch gar nicht begriffen haben kann. Aber es ist bekannt, daß solche frühen Eindrücke besonders gut im Gedächtnis haften, zumal wenn sie Unverstandenes enthalten. Aber die unbestreitbare Tatsache, daß der junge Strousberg mit zwölf Jahren in die Fremde zog „um Großes zu leisten“, läßt dieses Phänomen schon in einem anderen Licht erscheinen.

Es wäre falsch, den „Ruhm“ dieser jüdischen Familie nur für angeblich zu halten und zu belächeln. Er war nicht klein. Die Strousbergs gehörten wie andere zu den Alteingesessenen Neidenburgs (in einer zeitgenössischen Darstellung kann so etwas nicht behauptet werden, wenn es unwahr wäre). Sie besaßen ihr Stammhaus „nachweisbar“ während 160 Jahren. Korfi teilt in seiner kurzen Lebensgeschichte Strousbergs mit: „Der Großvater, der sehr reich war, machte hauptsächlich Lieferungen nach Polen, erhielt daher schon 1726 den polnischen Adel nebst Wappen, war 1735 und 1743 Subdelegierter und kaufte 1746 das adelige Gut Rekle, das 1794 wieder verkauft wurde.“

Es muß aber noch genug Reichtum übriggeblieben sein, denn Strousberg erwähnt in seiner Verteidigung, daß der Großvater „außerordentlich ausgedehnte ländliche Besitzungen, die er unmittelbar an der preußischen Grenze auf polnischem Gebiet besaß, im Jahre 1815 dreien seiner Söhne, den Herren von Rumovski, übergeben habe. Der letzte von ihnen sei erst Mitte der fünfziger Jahre verstorben, worauf die Besitzung in andere Hände übergegangen sei. „Diese Herren sind mit ihrer Niederlassung in Polen als sehr junge Leute den Sitten der dortigen Gegend verfallen und haben durch übergroße Gastfreundschaft“, schreibt Strousberg, der sie selbst ausgiebig übte, „Sport und sonstige Passionen einen fürstlichen Besitz allmählich klein gemacht. Als Kind habe ich meine Ferien oft dort verlebt, und die Erinnerung daran sowohl, als das Bedauern meines Vaters, den Familien-Besitz so schwinden zu sehen, haben in mir die Liebe für den ländlichen Besitz schon früh wachgerufen...“

### **Die verschiedenen Schreibweisen des Namens**

Sowohl dem lebenden, als auch dem toten Strousberg hat man nachgesagt, er habe seinen Namen geändert. Aus welchem Grund sollte er es getan haben? Aus Scham über die Verarmung der Familie? Oder um zu verbergen, daß er Jude war? Warum hat er dann nur Strousberg statt Strausberg geschrieben? Und warum erst in England, wohin er erst noch reisen mußte (die Änderung geschah in London 1836), wo ihn kein Mensch kannte und wo es nicht notwendig war? Ganz einfach: er selbst entschied darüber gar nicht. Die Änderung der Schreibweise (nicht des Namens) geschah auf Veranlassung Verwandter. Strousberg soll Baruch Hirsch geheißt haben. Er selbst sagt dazu:

„Thatsache ist, und es leben Schulgenossen und Lehrer, die diese bekunden können, daß mein Name Barthel (oder Bartel) Heinrich war, und daß Baruch Hirsch der bei mir nicht angewandte, sondern ins Jüdische übersetzte gleiche Name ist. Sofort nach meiner Ankunft in England habe ich auf Wunsch meiner Onkel (Gottheimer, Brüder der Mutter) und aus sprachlichen Rücksichten mich Bethel Henry Strousberg geschrieben.“ (Der Name ist also englisch auszusprechen: Strausberg, nicht französisch, wie es gelegentlich geschieht.)

### **Das Elternhaus**

Der Großvater hatte kein so großes Vermögen hinterlassen, wie zu erwarten gewesen. Nach dem Krieg war der Grundbesitz vielleicht weniger wert, wie Strousberg erklärt, so daß es Ausfälle an Hypotheken gab. Vielleicht hatte sich der alte Herr aber auch im Darlehensgeschäft verausgabt. Vor allem aber bekam er nichts für seine Armeelieferungen in den Jahren 1806 und 1807. Es mußte jahrzehntelang darum prozessiert werden. Und der Vater war nicht der Mann für so etwas. Er liebte die Musik, spielte Violine, hatte eine Vorliebe für die Wissenschaften, war klassisch gebildet, beherrschte außer Deutsch und Hebräisch auch Polnisch und Französisch, er verstand Russisch und Italienisch. Trotzdem war er kein Stubenhocker. Er besaß außergewöhnliche Kräfte und scheint ein verwegener Reiter gewesen zu sein. Im Jahre 1812 zog er mit dem napoleonischen Heer im dritten Armeekorps unter Eugen Beauharnais nach Moskau und zurück. Er hatte, seiner Sprachkenntnisse halber, die Aufgabe, mit den Gemeinden und Städten wegen der Verpflegungslieferungen zu verhandeln, und machte das anscheinend so geschickt, daß

sowohl die Franzosen mit ihm zufrieden waren als auch die preußische Regierung. König Friedrich Wilhelm III. bewilligte ihm, obwohl seine Entschädigungsforderung abgelehnt wurde, ein Gnadengeschenk von 10 000 Talern.

1813 trat der Vater als Freiwilliger in ein Ulanen-Regiment der Ostpreußischen Landwehr ein, er wurde Quartiermeister, Leutnant und Adjutant, obwohl er wegen eines Sturzes vom Pferd den eigentlichen Feldzug nach Frankreich nicht mitmachen konnte.

Nach dem Kriege heiratete der Vater Caroline Gottheimer, „eine hochgebildete, schöne und brave Frau“, wie Strousberg sie nennt. Sie war die eigentliche Stütze der Familie. Der Vater scheint kein Geschäftsmann gewesen zu sein, er hatte, so schreibt der später so groß gewordene Sohn, „Passionen für Pferde, Kunst und was sonst zum vornehmen Leben gehörte und benutzte seine häufige Abwesenheit in Berlin, um vieles dort Vorgefundene bei uns einzuführen“. Das Geschäft, Export-Handel, leitete die Mutter, sie hatte ihren Mann dazu bewogen, es zu eröffnen, sie mußte auch erleben, daß es geschlossen wurde und viel Vermögen verlorenging. Der Vater konnte seine juristischen Kenntnisse verwerten und als Rechtskonsulent zum Unterhalt der Familie beitragen. Die Mutter scheint die Hauptlast getragen zu haben. Bei geringen und unregelmäßigen Einnahmen wurde der Rest des einst vorhandenen Vermögens fast verbraucht. Die Mutter starb, der Vater folgte ihr bald. 1835 standen der junge Barthel und seine Geschwister allein auf der Welt.

Und da ward der Entschluß geboren: Fort! In die Fremde! Etwas werden! Der Vater hatte ihn, den ältesten, den kleinen „Napoleon“ genannt, er sollte einmal in der Familie dieselbe Rolle spielen wie jener. Ob der 12jährige Bub das vor Augen hatte, als er in Pillau ein Frachtschiff mit einer Ladung Ölkuchen bestieg, um nach London zu fahren?

### **London und New Orleans**

Wenn Strousberg in seinem 1879 erschienenen Buch „Über Parlamentarismus“ (Erster Teil der „Fragen der Zeit“, Berlin, Verlag Guttentag) so eingehende Kenntnisse u. a. vom öffentlichen Leben in England und Amerika zeigt, so rührt das nicht einfach bloß daher, daß er in diesen Ländern war, sondern vor allem von einem unbändigen Bildungseifer, einer Lesewut großen Stils und von der Gewohnheit, die Augen offen zu halten und sich Wichtiges unverlierbar einzuprägen.

Barthel Heinrich, oder wie er nach dem vermutlich von den drei Onkeln Gottheimer veranlaßten Übertritt zur anglikanischen Kirche hieß, Berthel Henry Strousberg wurde unter der Anleitung seiner Lehrherren nicht nur ein anstelliger, fleißiger Kaufmannslehrling und Gehilfe, er wuchs zum unermüdlichen, systematischen Autodidakten heran.

Nacht für Nacht saß er beim Kerzenlicht über geliehenen Büchern, Sprachen und Geographie waren seine Steckenpferde. Im gutgehenden Gottheimerschen Import- und Export-Handelsgeschäft lernte er alles, was zum Handel gehört, dazu.

Aber er wollte weiter.

„Er glaubte sich“, so ist bei Korfi zu lesen, „... zu Höherem berufen. Er trug sich zunächst einigen englischen Zeitungen als Reporter im Parlament an, und man war mit seinen Leistungen zufrieden.“ Noch nicht 22 Jahre alt, konnte er sich's zutrauen, Mary Ann Swan zu heiraten (übrigens, so sieht es aus, gegen den Willen ihrer Eltern, denn bei der Hochzeit war niemand von der Familie zugegen) und seinen eigenen Hausstand zu gründen.

1848 ging der junge Ehemann nach Amerika, ein Jahr später folgte die junge Frau mit dem Erstgeborenen. Aber es wurde keine gute Zeit. Mary Ann vertrug das Klima in New

Orleans nicht, und ihr Mann hatte keinen „Job“ gefunden, der ihn erfüllte und so viel abwarf, wie die Familie brauchte oder wollte. Also wieder zu rück nach London?

Aber da kam der Zufall: Strousberg geriet an einen Posten Havarie-Ware, taxierte sie richtig, konnte günstig kaufen, noch viel besser verkaufen und war mit 26 Jahren ein gemachter Mann. Er ließ sich aber nicht verleiten zum bedenkenlosen „Weitermachen“ als Glücksritter und Gelegenheitskaufmann. Er ging wirklich nach London zurück und legte sein Geld im Studium an. Er wurde Jurist, erhielt das Doktordiplom und fing an zu schreiben. Bis 1855 in London, dann in Berlin...

Zehn Jahre lang verdiente er seinen Unterhalt als Journalist, Herausgeber und Eigentümer von „The Merchants Magazine“ und „Sharpe’s London Magazine“, als Versicherungs-Mathematiker, Korrespondent englischer Blätter, Generalagent einer Assekuranz und mit juristischen Beratungen.

Dann kam der zweite Zufall: ein Gespräch in der englischen Gesandtschaft, von dem Dr. Strousberg gar nichts wußte. Sein Name wurde genannt, und der ihn nannte, hatte keine Ahnung, was daraus entstand.

### **Im Zwielficht**

Während diese Zeilen geschrieben werden, kehrt zum hundertvierzigsten Male der Tag wieder, an dem Strousberg geboren wurde, der 20. Nov. 1823, und nächstes Jahr, am 31. Mai, können wir seines achtzigsten Todestages gedenken. Es war ein erfülltes Leben, auch wenn es nicht in Glanz und Ruhm endete, in dem besonnenen Frieden des Alters, wie das Leben seines großen Zeitgenossen, des zwei Jahre vor dem Eisenbahnkönig geborenen Ferdinand Gregorovius.

Das Ende des Gestürzten in Armut und Schande hat seine Entwicklung, den jähen Aufstieg aus dem Dunkel, den kometenhaften Weg und den Zusammenbruch, in dessen Trümmern er sich noch sieben Jahre dahinschleppte, dieses Versinken im Nebel der Zeit, hinter den Kulissen, vor denen er vierzehn Jahre lang im hellsten Licht der Weltbühne gestanden hatte, dieses schrittweise Erliegen hat die Gestalt Bethel Henry Strousbergs fast unkenntlich gemacht.

Der groß und wieder klein Gewordene hat selbst das meiste dazu beigetragen, daß sein Bild in der Geschichte schwankte. Er konnte, wie alle Menschen, nicht aus seiner Haut heraus und vermochte es also nicht, seine Zeit und sein eigenes Geschick von einem außer und über ihm liegenden Standpunkt zu betrachten. Das Buch, in dem er sein Wirken selbst geschildert hat, verschwieg und verdeckte zuviel, als daß es Klarheit hätte schaffen können. Ob er Nachteile fürchten mußte, ob er seine Familie schonen wollte, ob er seine Gegner (die bedeutendsten sind Juden gewesen) nicht noch mehr herausfordern wollte, um seinen Plänen für die Zukunft eine Tür zu öffnen, das alles wissen wir nicht.

Strousberg schreibt in seiner Selbstverteidigung, die 1876 erschien:

„Der Krieg mit Frankreich hatte mich ruiniert.“ Aber hat er das auch selbst geglaubt? Wir dürfen zweifeln. Gewiß, der Staat war gegen ihn, zweimal sogar, 1866 und nach 1870, und jedesmal hatte der Kriegsgott die Hand im Spiel, aber die Hauptursache des Zusammenbruchs, in den das Vermögen Strousbergs geriet, war die unrichtige Beurteilung von Menschen und Geschehnissen.

Und das ist, wenn es eine Schuld genannt werden darf, die des Eisenbahnkönigs aus Neidenburg gewesen. Wenn man sich klar darüber ist, daß „Spekulant“ der genannt wird, dem es nur darum geht, von Glück und Arbeit der anderen ohne eigenes Zutun zu profitieren, dann darf man Strousberg nicht mit dieser Bezeichnung beleidigen. Er war kein gewissenloser Glücksritter, aber er benutzte die gefährlichen Mittel der Spekulation. So



mußte er auch die Folgen hinnehmen, als sich seine zweischneidigen Waffen gegen ihn selbst wendeten.

Wie ist es dazu gekommen?

### „...ins Geleise der Millionäre...“

Der Zeitgenosse Ernst Korfi schilderte 1870 den Zufall, der das Glück Strousbergs schuf, mit folgenden Worten:

„Zu Anfang des Jahres 1861 machten drei vornehme Engländer, darunter besonders Sir John Henry Pelly, die über große Kapitalien verfügten, dem Lord Loftus ihre Abschiedsvisite. Sie hatten lange in Preußen gewelt, um die Tilsit-Insterburger Bahn zu ermöglichen, erreichten aber nicht viel. Indem sie dem edlen Lord dies nicht befriedigende Resultat erzählten, frug sie dieser, ob sie denn schon mit dem Dr. Strousberg gesprochen hätten? Sie erklärten, diesen Namen noch gar nicht gehört zu haben. Lord Loftus empfahl sie daher seinem Protégé.

Schon nach der ersten Unterredung gestand Dr. Strousberg einem seiner vertrauten Freunde und Bureauengenossen, nun sei sein Glück gemacht, um ins Geleise der Millionäre zu gelangen! Er kannte aber seine Halblandsleute zu genau, um nicht zu wissen, daß durch voreilige Geldforderungen alles verdorben sei. Er entschloß sich daher zu den peinlichsten Opfern, um die ihm gewordene Aufgabe zu lösen. Die Konzession beruhte auf der in Deutschland noch völlig unbekannt gewesenen Grundlage der Generalentreprise.“

Auf dieser Basis schuf Strousberg innerhalb von acht Jahren, „anfangs als Bevollmächtigter, dann selbständig“, dreiundzwanzig Bahnlinien:

- |  |                           |
|--|---------------------------|
| 1. Tilsit – Insterburg   | 6. Halle – Sorau - Guben  |
| 2. Ostpreußische Südbahn   | 7. Hannover - Altenbeken  |
| a) Pillau – Königsberg   | 8. Ungarische Nordostbahn |
| b) Königsherg – Lyck   | 9. Rumänische Bahnen      |
| 3. Berlin – Görlitz  | 10. Russische Bahnen      |
| 4. Rechte Oder-Ufer-Bahn, a) Breslau – Vossowska, b) Tarnowitz – Beuthen-Pleß-Dzieditz , c) Tischau – Lazisk, 5. Märkisch-Posener-Bahn (Guben – Posen / Cottbus – Sorau) |                           |

zusammen: **412,40 Meilen**

Dazu Korfi: „Dr. Strousberg hat also in diesen wenigen Jahren schon weit mehr als einen Flächenraum überschient, der etwa der Länge nach dem des gesamten (damaligen) Königreichs Württemberg entspricht, und erwarb sich daher unter allen deutschen Unternehmern mit Recht den Titel als Eisenbahnkönig.“

Das Gerücht - und vielleicht auch die Reklame, von der Strousberg viel verstanden zu haben scheint, allerdings nicht in der derben, brüllenden Form von heute - behauptete, sein Vermögen belaufe sich auf über sechshundert Millionen. Genau wußte es niemand, und auch heute ist eine Bezifferung nicht möglich, solange die Archiv-Schätze nicht gehoben sind (falls sie überhaupt noch existieren). Aber eine Arbeiterzahl, die ohne Zweifel bereits 1870 in die Hunderttausende ging - so viele Händepaare beschäftigte der Unermüdliche -, läßt die wirtschaftliche Macht, die der Name Strousberg verkörperte, ein Sechshundert-Millionen-Vermögen glaubhaft erscheinen.

## Sein Privateigentum

Wenn man zum ersten Mal diese Zahl liest und sie sich geschrieben vorstellt - 600 000 000 - und dabei überlegt, welche Summe das heute wäre, muß man bedenken, daß das eigentlich die Summe war, die Strousberg *mobilisiert* hat. Sein persönlicher Besitz in baren Mitteln oder Wertpapieren war viel geringer. Aber ein Mann, der in der Lage war, bei der Gründung der „Allgemeinen Eisenbahnbau-Gesellschaft“ allein 17 Millionen zu zeichnen, mußte mindestens 10 Millionen haben.

Reitböck bestätigt in seiner Schilderung (Beiträge zur Geschichte der Technik und Industrie), daß Strousberg 1874, als er schon mitten in den ärgsten Schwierigkeiten war, laut Ausweis seiner Bücher 10 548 936 Taler besaß.

Dazu vergleichen wir die Aufzählung des im Jahre 1870 auf seinen Namen eingetragenen Eigentums (wörtlich nach Korfi) :

1. Zu Dortmund die Gustav Arndtschen Schienenwalzwerke, im Ausbau etwa 2 Millionen Thaler repräsentierend.
2. Zu Neustadt die Hütte, Blechwalzwerke, mit Porta Eisensteinfelder, und verbunden mit der Hütte Othfresen, nebst Bau der Kohlenbahn.
3. Zu Hannover die berühmte Egestorff'sche Maschinenfabrik, welche jetzt jährlich 200 Lokomotiven liefert, also gerade Dreiviertel mehr als zur Zeit ihres Gründers und um ein Viertel mehr, als die Berliner Borsigsche Fabrik jährlich zu liefern vermag. Zugleich baute er in der Vorstadt Linden eine eigene Kolonie für 2000 Arbeiter.
4. Zu Altwasser den „Gottes-Segen-Schacht“, Eisensteinwerke, früher Besitz des Herrn v. Mutius, auf 1 Millionen Thaler approximativ geschätzt.
5. Zu Zbirow, auf seiner böhmischen Herrschaft die Montanwerke, wo auch rationell gekokst wird.
6. Zu Antwerpen, die Südzitadelle, erstanden für 14 Millionen Franken, an deren Stelle jetzt ein neuer Stadtheil gebaut wird, der den Namen „Port Strousberg“ tragen soll.
7. Zu Berlin das großartige Viehmarktetablisement am Rosenthalerthor, nebst Schlachthäusern, Viehbörse und Eisenbahn auf ungeheurem Terrain, das mitsamt den Bauten auf 2 Millionen Thaler zu stehen kommen dürfte, und welches Etablisement im Mai 1870 dem Verkehr übergeben werden soll.
8. Zu Berlin die Markthalle am Schiffbauerdamm, welche übrigens erst auf 10 Jahre gepachtet ist, jedoch im Vorkaufsrecht.
9. Zu Berlin das Palais No. 70 in der Wilhelmstraße, erbaut 1868, mit Allem auf 1 Million Thaler geschätzt.
10. Zu Berlin die Häuser Unter den Linden, 17, 18, darin sich die 113 Bureaux mit über 250 Beamten, die Redaktion der Zeitschrift „Die Post“ usw. befinden. Gekauft für 1/2 Million.
11. Zu Berlin, Haus No. 22 in der Jägerstraße.
12. Zu Berlin, Haus No. 61 a in der Jägerstraße.
13. Zu Berlin, die Gerson'sche Villa, Thiergartenstraße No. 26.
14. Zu Berlin der Moritzhof, im Thiergarten.
15. Zu Berlin die liegenden Gründe vor dem Kottbuser Thor.
16. Zu Berlin die liegenden Gründe vor dem Schönhauser Thor.

17. Zu Berlin die liegenden Gründe am Hyppodrom.
18. Zu Wien die Palais Rohan, Praterstraße No. 38, Jägerzeile 59.
19. Zu Neidenburg, Grundstück.
20. Zu Neidenburg, Grundstück.
21. Zu Görlitz, Grundstück.
22. In Ostpreußen, die Herrschaft Groß Peisten, 15.500 Morgen.
23. In Westpreußen, die Herrschaft Lniannek, 9000 Morgen.
24. In Westpreußen, die Herrschaft Radawnitz, 14.000 Morgen.
25. In Westpreußen, die Herrschaft Womvellno, 8.500 Morgen.
26. In Posen, die Herrschaft Polnisch Lissa, 10,000 Morgen.
27. In Posen, die Herrschaft Laube, 8.500 Morgen.
28. In Posen, die Herrschaft Tarnowo, 6000 Morgen.
29. In Brandenburg, das Rittergut Diepensee, 2000 Morgen.
30. In Brandenburg, das Rittergut Dahlewitz, 3000 Morgen.
31. In der Oberlausitz, das Rittergut Moholz, 2000 Morgen.
32. In Böhmen die kaiserliche Domäne Zbirow, 45,00 östr. Joch (an 102.000 Morgen) angekauft für 9 Millionen Gulden. Das alttschechische Königsschloß zu Zbirow wird jetzt im früheren Style prachtvoll renoviert, um der Familie Strousberg des Sommers zur Villegiatur zu dienen. Kaufvertrag: 31. Dezember 1868.
33. Im Königreich Polen, die Grafschaft Krasnosielce, 108.000 Morgen.

### **Wilhelmstraße 70**

Das unter der Nr. 9 genannte „Palais“ war seinerzeit die Sehenswürdigkeit von Berlin, obwohl Strousberg durchaus hatte vermeiden wollen, „im Äußeren wie im Inneren etwa mit der Prätension eines Palastes hohler Pracht und glitzernden Flimmers aufzutreten“. Er mußte repräsentieren und tat es mit Geschmack. Eine gediegene 40-Meter-Front, dem Stil der Renaissance nachgebildet, gab dem imposanten Bau das Gesicht, einfach, gradlinig, fast ein wenig nüchtern. Den Reichtum offenbarten die großen hellen Räume, aber nicht in der überladenen Weise, wie sie die „Emporkömmlinge“ manchmal lieben, sondern mit echten Werten.

Wenn der forschende Blick heute die Verzeichnisse der Kunstwerke des Hauses Wilhelmstraße 70 prüft, findet er die erstaunlichsten Dinge:

Etwa eine „Madonna“ von Diaz, Portraits von Knaus, Marmorstatuen von Begas, einen Isabey, zwei großartige Gemälde von Delacroix, einen Breton, Bilder von Meissonnier, Rosa Bonheur und Theod. Rousseau, Horace Vernet und A. Menzel. Es ist nahezu unvorstellbar, daß Strousberg bereits Skizzen und Landschaften von Corot und Krüger sammelte. (Nebenbei: der vielbeschäftigte große Finanzmann, ein ganzer **Konzern in einer Person**, hatte Zeit, auch selbst zu Pinsel und Palette zu greifen; es gab wirklich Bilder von Bethel Henry Strousberg.)

## Der „Wundermann“ aus Neidenburg

Was war das für ein merkwürdiger Mann, der in einer Zeit, wo alle Aktiengesellschaften gründeten, um ihr Vermögen zu vermehren - man konnte bei diesem „Ausverkauf“ bester Firmen „bedeutend mehr Aktien in das Publikum bringen, als dem inneren Werte des Unternehmens entsprach“ (Reitböck) -, nicht verkaufte, sondern kaufte und bezahlte, und zwar bar bezahlte?

Spielte Strousberg den indischen Nabob, gab er sich als Snob, der nur noch französische und englische Brocken hören ließ, ging er als „Börsianer“ herum, mit seinen Goldstücken in der Hosentasche klimpernd?

Sein erster Biograph fragt so und sagt nein — er hat Strousberg oft gesehen, gut gekannt, aus nächster Nähe beobachtet. Er beschreibt den „Wundermann“ aus Neidenburg als körperlich und geistig vollkommen „gesunde Natur“, ohne Spur von Getue und Borniertheit, „im Gegenteile — geradeaus und kurz angebunden, direkt aufs Ziel los“.

Er nennt ihn einen „Gentleman, wenn ihm ein Gentleman gegenüber steht, doch nie Frasenkräusler, weder ein solcher der Schönrederei, noch etwa sich in konventionellen Gemeinplätzen gefallend oder dergleichen duldend. „Zur Sache, zur Sache!“ ruft jedem sein ganzes Wesen zu.

Von Figur mehr groß als klein und sehr kräftig, dem Dickwerden zuneigend, ohne bis jetzt noch vom Embonpoint geniert zu sein, ist eine erstaunliche Vitalität das Charakteristischste an dem nun das 48te Lebensjahr antretenden, durchaus gesunden Manne. Jede Bewegung ist rasch, entschieden, und direkt im Gegensatze zu jenem bekannten nervös unruhigen Wuselwesen gewisser semitischer Abkömmlinge. Von Jugend an passionierter Reiter, Schwimmer, Wagenlenker und Turner, einer Familie entstammend, in der schon sein Vater, noch mehr sein Großvater geradezu im Rufe standen ihrer körperlichen Kraft und ihres persönlichen Muthes wegen, erzählt man sich auch von Dr. Strousberg genugsam der Züge, daß er, besonders in früherer Zeit, nichts weniger als timiden Charakters war, ja daß einst seine Fäuste, wie überhaupt seine Neigung zu kurzer eindringlicher Entscheidung ihm auch jenen Respekt verschafften, der nöthig ist, wenn logische Gründe nicht mehr ausreichen. Jedoch die geistigen Eigenschaften dominieren mit umsomehr Prestige. Dieser sonst so lebhaft, kräftige Mann, der mit voller Stimme den Gegner niederzusprechen vermag, kann ebenso gut, wenn ihn was interessiert, stundenlang bewegungslos sitzen und scharf zuhören, mit gleich erstaunlichem Auffassungsvermögen und verblüffendem Gedächtnisse für das geringste Detail. Und hierbei macht sich die Intelligenz seines Kopfes am bemerklichsten. Wie bei allen Denkern sitzt sein Haupt etwas in den breiten Schultern, was am leichtesten auffällt, begegnet man ihm auf der Straße, wenn er mit vorgeneigtem Oberkörper und raschen Schritten vorwärts strebt. Doch wenn er zuhört, stehend oder sitzend, so hat man den vollen Anblick seiner hohen, breiten und runden Stirne, welche nicht glatt und nichtssagend, sondern plastisch ausgearbeitet ist, und die an solchem Charakter noch gewinnt durch den positiven Blick der blaugrauen aufrichtigen, aber auch nach Aufrichtigkeit lauernden runden Augen und durch die Entschiedenheit der Mundparthie und des runden Kinns, wie des nicht seichten, doch nicht zu wulstigen blonden Schnurrbarts und Lippenbärtchens. Es ist die Fisiognomie eines Mannes, der gut zuzuhören vermag, doch der in jeder Muskel verräth, daß er auch um schlagfertige Antwort nicht verlegen, ja stets auf dem Sprung hiezu ist. Sie macht überdies nicht entfernt starktönigen Eindruck semitischer Race; im Gegentheile, Dr. Strousberg hat braunes kurzes Haar, einen runden fast zu kleinen Kopf im Verhältniß zu seinen breiten Schultern und, wie gesagt, noch blonden Schnurrbart. Begegnet man ihm, ohne ihn zu kennen, so hält man ihn für irgend einen Gutsbesitzer oder gewöhnlichen Rentier, beileibe nicht für einen ewig „Geschäft“ suchenden Spekulant oder für einen Kaufmann bestimmter

Typik. Wie gesagt, dieser Dr. Strousberg hat ebenfalls die seltene Eigenschaft historisch bekannter großer Leute, gut zuzuhören - aber nur so lang er Wahrheit hört.

### **„Papperlapapp“**

Mit seltenem Instinkt begabt, es sofort zu erraten, wenn man ihm, und noch so schlaue oder fein, ein X für ein U vormachen oder nicht recht mit der Sprache heraus will, oder glaubt, durch Frasen abdämpfen zu müssen, fährt er sofort mit einem „Papperlapapp“ dazwischen, sagt dem Gegner auf die Stirne hin, daß die Sache sich derart nicht verhält, und imitiert dann wohl auch den alten Götz von Berlichingen, wie dieser, wenigstens in der ersten Ausgabe Goethes, den kaiserlichen Boten abfertigt und darnach das Fenster zuschmeißt. Denn auch der Humor gehört zum vollen Wesen dieses Dr. Strousberg; und auch von Seite seiner Familie, seiner intimsten Umgebung und Hausdienerschaft duldet er keine Art von Unwahrheit, vergiebt dann aber um so leichter der eingestanden Wahrheit, nachdem er sich im guten Humor Luft gemacht. Dieser Zug läßt schon an sich die tiefe Humanität des ganzen Wesens errathen. Und das eben ist sein Grundcharakter, so manchmal er auch herrisch und rauh ansehend sich zu geben den Anschein hat. Gatte und Familienvater, wie wenige in unserer Gesellschaft, kümmert er sich inmitten erdrückender Geschäfte und der endlosen Verhandlung mit Hunderten, aufopfernd und milde um den geringsten Zahnschmerz seiner Kinder. Ebenso verhält er sich seinen zahllosen Beamten gegenüber, deren Talente er genau würdigt, und für deren Zufriedenheit er dann auch billigt. Wen er brauchen kann, dem sieht er manche kleine Unzulänglichkeiten nach, ja sogar gröbere Verstöße; denn er wechselt nicht gerne und liebt es im organischen Zusammenhange mit all seinen Mit- und Unterarbeitern zu stehen. Selbst allein als Beispiel ungläublicher Arbeitskraft und stets wachen Organisationstriebes vorangehend, entgeht auch ihm nicht der geringste Zug des Verständnisses und des guten Willens der Andern. Und dieses starke Gefühl der Zusammengehörigkeit zu gemeinsamen Aufgaben giebt ihm zugleich den Standpunkt für seine große Neigung zur Wohlthätigkeit und Menschenliebe. Dr. Strousberg betheilt sich selten an öffentlich zirkulirenden Listen für irgend welche allgemeine Humanitätszwecke, die leider meist nur protegirt werden, um sich mit vollem Namen gedruckt zu sehen. Er lehnt solche Zumuthungen ab, sich entschuldigend, er könne nicht für alle Welt sorgen, er habe seine eigenen Pflichten. Und so ist es auch. Er sorgt für seine eigenen Leute, für den freilich täglich sich erweiternden Kreis der ihm irgend wie durch Dienste und Anhänglichkeit Werthen und er sorgt für diese in Momenten der Prüfung oder Noth so unaufgefordert als großmüthig und still. Dieses sich weise Selbstbeschränken ist so praktisch als human. Und wenn er, wie seinerzeit gegenüber ostpreußischer Noth, oder wie bei dem Brandunglück in Havelberg, oder endlich wie im letztverflossenen Februar, als er für 12.000 Thaler Holz an die Armen und warme Speisen vertheilen ließ, einmal mit seinem Wohlthätigkeitstrieb auch mit ziemlichem Aplomb vor die Öffentlichkeit tritt, so dachte er wahrlich im voraus nie an solchen, sondern die Improvisation entstand aus unmittelbarem Gefühle.

### **„Wir wollen Suppen kochen“**

Eines Morgens z. B. beim Frühstück sagte Dr. Strousberg zu seinem Majordomus und Kammerdiener: „Heut scheints mir aber niederträchtig kalt zu sein?“ - „Jawohl, Herr Doktor, 16 Grad!“ - „Lieber Himmel, was mögen da die vielen armen Leute leiden, die keine so warme Stube wie wir haben, und nicht mal warm zu essen!“ - „Ach, Herr Doktor, ich sah schon am frühen Morgen einen armen Teufel vorübergehen, der so blau wie eine Zwetschke und so steif wie ein Eiszapfen war, und eine durchlöcherter Pferdedecke als Mantel um hatte!“ - „Anton, wissen Sie was, wir wollen Suppen für die armen Leute kochen, recht heiße, kräftige und auch Holz an Arme vertheilen!“ - „Aber, Herr Doktor,

es gibt ja in Berlin leider so viele Arme, wenigstens an 10.000 und wenn sich einige davon auch einmal satt essen und wärmen, so müssen sie doch tags darauf wieder hungern und frieren. Wer kann denn so Vielen und gründlich helfen!“ - „Ei, Papperlapapp, so kochen wir gleich für 10.000 Suppen, und zwar täglich, so langs eben noch so kalt ist! Vorwärts, meinen Überzieher, ich muß ins Polizeipräsidium!“ Und die so vielen Dutzende von Besuchern und von Geschäftsfreunden, die schon am frühen Morgen an in den Büreaux und im Park antichambrierten oder vorfuhren, konnten warten oder wieder gehen; der Dr. Strousberg hatte Suppen für die Armen Berlins zu kochen und Holz auszutheilen! Sind das Züge raffinierter Absichtlichkeit und Berechnung, wie so gerne gewisse Organe der Leitung öffentlicher Meinung allen Neigungen im unterschieben, ein Herz für seine Mitmenschen zu zeigen? Nun, die öffentliche Meinung in Amerika und England nahm mit weniger Mißtrauen die ersten Regungen eines Peabody entgegen und fand eine sittliche Genugthuung darin, daß nicht alle Reiche gleich engherzig sind, wie leider eben für gewöhnlich die meisten, und am verknöchertsten einentheils die Junker, anderntheils die Parvenues.

### **Graupensuppe und Selterswasser**

Daß aber Dr. Strousberg aufs Suppenkochen verfiel, statt sich die Aufgabe leichter durch Austheilung von barem Gelde einzurichten, ist auch wieder sehr charakteristisch für diesen stets initiativ erregten Mann, und zugleich von persönlicher Beziehung. Denn er bildet sich was darauf ein, guter Koch zu sein, besonders mit Sinn für Schmackhaftigkeit, gerade wie er gar nicht übel musiziert und malt; und wenn er jetzt nicht mehr, wie so oft in früheren Jahren, für seine Familie das ganze Diner und zwar zu Aller Zufriedenheit zurecht macht, und den Chef als unbrauchbar aus der Küche jagt, so ist's wohl nur, weil er jetzt nicht mehr viel Zeit dazu hat. Aber trotz dieser Leidenschaft, und sogar trotz des Talentes, einen Brillat-Savarin nöthigenfalls zufrieden zu stellen, ist der fünfzigfache Millionär für seine eigene Person nichts weniger als ein Schlemmer, sondern wie in allem, eine gesunde mäßige Natur, und in nichts ausschweifend, auch kein Sklave der Tafelfreuden. Im Gegentheile. Für gewöhnlich steht Dr. Strousberg um 6 Uhr Morgens auf, oft noch früher, selten später, bleibt bis 12 Uhr nüchternen Magens, während er mit Hunderten von Personen verkehrt, sich stundenlang bespricht, und nichts als Selters trinkt. Dann wird ein starkes englisches Frühstück genommen, meist nur gebratenes Mouton, und wieder Selters drauf gegossen; und hierbei ist er gewöhnlich in Gesellschaft seiner Frau, oder wenn sie in Berlin sind, seiner Söhne. Dann musiziert er, singt oder malt, nichts ohne Talent, und stets Alles mit der Vorliebe des Verständnisses. Hierauf besucht er seine Kinder, oder empfängt noch dringende Besuche, seine erste Zigarre rauchend. Gegen zwei Uhr verläßt er das Palais und hört auf, Privatmann zu sein. Entweder er promenirt eine Weile oder er macht Visiten, beschaut neu angekommene Bilder, oder auch er reitet oder fährt bei sehr schönen Tagen irgend wohin. Stets vor 3 Uhr ist er in den Büros, wo oft schon Hunderte auf ihn warten - Unter den Linden 17, 18 - und wo er seinen geschäftlichen Empfangssalon hat, die Berichte seiner zahlreichen Beamten entgegennimmt, fast all die Besucher je einzeln zu sich bittet, sie anhört, fragt und entgegnet und rasch Entscheide faßt, oder Fachsitzungen präsidiert. So gehts ununterbrochen bis 6 Uhr Abends fort, die heterogensten Dinge behandelnd und abfertigend, da er meist von allen Fragen schon vorher unterrichtet ist, indem die Einreichung schriftlicher Offerte oder Briefe als Grundbedingnis allen Verhandlungen vorangeht. Um 6 Uhr endlich werden die Audienzen abgebrochen; Strousberg eilt, bloß begleitet von seinem Jäger, heim, und speist an all den Tagen, welche die Regel sind, an denen er keine offene Tafel hält, für sich allein; denn die Dinerstunde der Familie ist um drei Uhr. Dr. Strousberg liebt kräftige aber möglichst schmackhafte Speisen: einen Teller voller Graupensuppe mit Kartoffeln, Sauerkraut mit Erbsen und englischem Speck oder dergleichen. Dazu trinkt der Mann fortwährend Selters, nur bei

sehr heißen Tagen Weißbier und ein Gläschen Kümmel - Wein gar nie, auch nicht wenn er die reichsten Tafeln giebt, und seine Gäste in Yquem, Champagner, Chateau Lafitte und Tokayer sich ertränken. Hierauf folgt die zweite Zigarre und, wenn seine Söhne daheim sind, mit ihnen eine Partie Billard. Indeß ißt die Familie nach den Theatern oder Konzerten, oder empfängt bei sich in erster Etage zu Thee. Der Papa aber begiebt sich in sein Arbeitskabinet, sieht des Abends ganz vertraute Freunde bei sich, mit denen er die großen Projekte näher bespricht; oder er arbeitet allein, oft bis in den frühen Morgen hinein, während im ganzen Palais längst Niemand mehr auf ist.“ (Korfi)

Gewiß, er hatte auch Fehler, und sie wogen so schwer, daß er schließlich an ihnen scheiterte, aber er war nie unliebenswürdig, nie vom Größenwahn besessen. Gerade sein Untergang beweist es. Er hätte sich gewiß mit einigen Millionen aus dem Staub machen können, als sein Werk zusammenbrach, aber er blieb bei der Stange, warf seine letzten Mittel ins Gefecht, um sein Werk und seinen Ruf zu retten, und fing auch nach der Entlassung aus dem Gefängnis immer wieder von vorne an.

„Betrachtet man Strousberg als Mensch, so sieht man einen Mann vor sich, der eine ungeheure Schaffenskraft hatte, der vom unermüdlichem Vorwärtstreben erfüllt war, der sich im Projektieren allergrößter Industrieunternehmungen wohlfühlte und der vor allem in der Beschaffung von Geld ein Genie gewesen ist.“ (Reitböch)

### **Sein Schloß**

Zbirow hieß es, lag in Böhmen und war Mittelpunkt riesiger Wälder und großer Hüttenanlagen seit dem Jahre 1379.

„Unter den vielen herrlichen Burgen des schönen Landes Böhmen ist das Schloß Zbirow eines der ältesten, das heute noch bewohnt ist. Es steht auf einem Felsen aus rotem Jaspis und beherrscht die ganze Gegend. Wenn auch seine Zugbrücke nicht mehr besteht und sein Wallgraben zu einem Blumengarten geworden ist, so zeigt die Burg dennoch das Stolze, Feste und Ehrwürdige eines Baues, der errichtet worden ist, um in kriegerischer Zeit mächtige und furchtbare Feinde abzuhalten. Das Schloß stammt aus dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts und hatte im Laufe der 700 Jahre seines Bestehens ein überaus merkwürdiges Schicksal.

Es sei nur kurz erwähnt, daß 1469 der Schloßherr K o l o w r a t, Bischof von Breslau und Administrator des Prager Erzbistums, in dem Schlosse die päpstliche Bannbulle gegen seinen eigenen königlichen Herrn veröffentlichte, der utraquistisch war. In den Gefängnissen der Burg schmachteten die adligen Empörer gegen Ferdinand II., der sie 1620 nach der Schlacht am weißen Berge gefangen nehmen ließ.

Von damals bis zur Revolution 1918 war das ehemals selbständige Böhmen der österreichischen Monarchie einverleibt. Indessen wäre der mächtige Aufbau und die starke Befestigung der Burg nicht notwendig gewesen, denn Zbirow war niemals in Kriege verwickelt und blieb auch von den Hussiten verschont. Im Dreißigjährigen Krieg kamen wohl die Schweden bis dorthin, zerstörten die Stadt, aber nicht die Burg.

Von 1868 bis 1870 wurde das Schloß vollkommen umgeändert und der ausgedehnte Wald um das Schloß herum in einen Park verwandelt. Strousberg ließ eine große Kolonie von Baumeistern, Forstleuten, Hütteningenieuren und anderen Fachkräften aus Deutschland nach Zbirow kommen, die den Umbau und die Organisation des gesamten Besitzes nach Strousbergs Ideen übernehmen mußten. Eine Stallung für hundert Luxuspferde, eine Orangerie und sonstige Ausgestaltungen wurden aufgeführt. Der Adel, dessen Besitz an Zbirow stieß, sah mit Interesse den Dingen zu, die sich da abspielten.

Der ‚Münchener Volksbote‘ und die Prager ‚Bohemia‘, sowie andere Zeitungen, denen der Krieg von 1866 noch im Magen lag, ließen sich vernehmen, allgemein herrschte die Meinung, ‚daß Graf Bismarck oder sonst ein Mann der Blut- und Eisenfahne die Herrschaft angekauft habe, um daraus eine preußische Blut- und Eisen-Etappe für den nächsten Feldzug zu errichten.‘

Kaum hatte 1868 Strousberg Zbirow übernommen, als ein Sturm ungeheuren Schaden in den Waldungen anrichtete. Zugleich erhielt er die Nachricht, daß in seiner Dortmunder Hütte das neue Puddelwerk Schaden gelitten habe, weil ein Orkan einen Teil der Kamine umgerissen hatte; dadurch war während der Nachtschicht der Dachstuhl der voll in Betrieb gewesenen Puddel- und Walzhütte sehr stark beschädigt worden. Gleichzeitig kam die Hiobspost, daß in Hannover eine im Bau begriffene Halle und ein bedeutendes Bauwerk auf dem Berliner Viehmarkt und außerdem bei drei großen Spiritusbrennereien einige Schornsteine eingestürzt seien.

Indessen nahmen sämtliche Bauten ihren Fortgang, und Strousberg feierte 1870 mit großem Glanze seine silberne Hochzeit. Bei dieser Gelegenheit brachten spaltenlange Artikel Beschreibungen dieses Festes und der kostbaren Geschenke, die er ‚aus höchsten Kreisen‘ erhalten hatte.

Im Sommer 1870 sollte der Einzug der Familie Strousberg in das umgebaute Schloß stattfinden. Von der Ortschaft Mauth, die damals den Zbirow am nächsten gelegenen Bahnhof hatte, sind es etwa acht Kilometer bis zum Schloß. Auf diesem Wege waren Triumph-Pforten errichtet, ein weißes Vierergespann erwartete die Gäste und zum Geleit war eine große Kavalkade bereit.

Schon vor diesem Tag war die ganze Umgebung in Aufregung. Eine ungeheure Menschenmenge harrete der Dinge, die da kommen sollten. Jeder wollte sehen und den denkwürdigen Tag miterleben, an dem der allmächtige Eisenbahnkönig in sein Schloß einzog.

Allein er kam nicht. Wohl traf Strousbergs Gattin mit den Kindern ein und der Zug hielt bei der ersten Ehrenpforte, bei der die Sinnbilder der Landwirtschaft zu einem lebenden Bild vereinigt waren. Bei der nächsten Pforte war die Fischerei, bei der dritten die Köhlerei, bei einer vierten das Forstwesen und bei der letzten das Berg- und Hüttenwesen dargestellt, wo in einem Schmelzofen ein großer Buchstabe **S** vor den Augen der Frau Strousberg abgegossen wurde.

Frau Strousberg erschien die ganze Angelegenheit peinlich. Man merkte ihrer Freude an, daß sie nicht ganz von Herzen kam. Trotzdem ließ sie geschehen, was in bester Absicht vorbereitet war. Jedermann fragte, wo denn der Mittelpunkt des Ganzen geblieben sei.

Es hieß, daß diplomatische Verwicklungen Dr. Strousberg selbst in Berlin zurückgehalten hätten.“

### **Die Familie**

Es ist derzeit nicht bekannt, ob noch Nachkommen Strousbergs in England leben. Als alles verloren war, ging seine Frau Mary Ann, die gebürtige Engländerin, dorthin zurück und nahm die Kinder mit.

Es waren sieben an der Zahl:

Heinrich, nach dem Vater genannt, um 1847 geboren, vor der Fahrt nach Amerika; Arthur, Jahrgang 1850; Agnes 1856, Alice 1861 geboren, als Strousberg nach Berlin kam; Hedwig 1862, Edith und Lene 1863 geboren.



Arthur Strousberg erkrankte um das Jahr 1873 an Lungenschwindsucht; der Vater schickte ihn nach Ägypten, er hoffte von der Luftveränderung Besserung und Heilung. Die Familie war noch vermögend genug, dem Zweitältesten eine solche Reise zu leisten. Arthur brach auf in Begleitung des damals vielgelesenen, berühmten Schriftstellers Georg Ebers, der an den Ufern des Nils Studien machte für seine bekannten Romane aus der Geschichte des Pharaonen-Reiches („Eine ägyptische Königstochter“, „Uarda“, „Die Schwestern“, „Der Kaiser“).

Als Arthur starb, bestellte der unglückliche Vater einen prächtigen Sarkophag bei dem großen Bildhauer Reinhold Begas. Als das Werk fertig war, konnte Strousberg es nicht mehr bezahlen.

Nach dem Zusammenbruch war er aus dem Palais in der Wilhelmstraße ausgezogen. (Es war später, bis zum zweiten Weltkrieg, Sitz der englischen Botschaft in der Reichshauptstadt.) Einige Zeit wohnte man in einer Mietwohnung in der Keithstraße. Dann kam die bitterste Not. Frau Strousberg brachte die Kinder nach London und blieb drüben. Strousberg stand allein und kämpfte um den Wiederaufstieg: er war immer allein ausgezogen, 1847 nach Amerika, 1861 nach Deutschland. Erst wenn er jeweils Fuß gefaßt hatte, ließ er die Familie nachkommen. Diesmal brauchte sie nicht mehr nachzukommen. Strousberg wohnte zuletzt in einem Zimmer in der Taubenstraße, das ihm eine seiner früheren Köchinnen aus Mitleid überließ. Er schrieb, er versuchte sich in kleinen Geschäften, er sparte und brachte es fertig, seine Lebensgefährtin, als sie am 13. September 1882 in London gestorben war, nach Berlin überführen zu lassen. Noch hatte er seine Familiengruft auf dem Matthäi-Friedhof. Er hat seine Frau nur etwas mehr als fünfzehn Monate überlebt

### **Sein Geheimnis**

Der Leser wird nach den Gründen des Reichtums fragen, wenn er bis hierher gefolgt ist. Können wir erklären, wie Strousberg zu seinem Erfolg kam?

Es genügt nicht, darauf hinzuweisen, daß das 19. Jahrhundert das Zeitalter der modernen Technisierung und des Welthandels einleitete. Die Namen Stephenson, List, Siemens, Daimler, Krupp sagen in bezug auf Strousberg nichts aus.

Noch weniger kann man aus der Entwicklung der großen Privatbanken ableiten: Rothschild, Bleichröder, Hansemann. Sie haben ihm (zeitweilig) geholfen, sie haben auch an seinem Fall mitgewirkt. Mehr ist nicht zwischen ihnen und Strousberg gewesen.

Seinen Aufstieg verdankte der Neidenburger dem eigenen Rezept, seiner Idee, seiner Finanzierungs-Methode: der „General-Entreprise“. Das heißt, es gab einen General Entrepreneur, auf deutsch: Hauptunternehmer. Zwar wurde das Geld, oder wenigstens ein Teil davon, durch Aktiengesellschaften beigebracht, für jedes Bahnprojekt durch eine eigens dazu gegründete. Aber nicht die Aktiengesellschaften führten den Bau aus, sondern der Hauptunternehmer. Er erhielt zehn Prozent des benötigten Kapitals in bar (nach dem alten Handelsgesetzbuch von 1861 mußten 10% der Anteile in Geld bezahlt werden, 90% durften Sachwerte sein), für den Rest gab man ihm Aktien, die er unter ihrem Wert verkaufen durfte, um dadurch Käufer anzulocken. Damit beschaffte er sich das Geld „in dem Maße, in dem der Bau fortschritt“. Die Aktien stiegen im Wert mit jedem Kilometer Bahnlinie, der fertig wurde, weil diese alsbald Gewinn abwarf. Der General-Entrepreneur hatte seinerseits die Aktien bezahlt „mit der Verpflichtung, zu einem dem Nennwert der Aktien entsprechenden Betrag die Bahn betriebsfertig herzustellen. Damit waren die Aktien zu pari ausgegeben und dem Buchstaben des Gesetzes Genüge getan“. (Karl Ottmann schildert das „System Strousberg“ ausgezeichnet in seinem Aufsatz im „Archiv für Eisenbahnwesen“ 70, 167 ff.).

„Strousberg hat sich später entschieden dagegen verwahrt, der Erfinder des Systems zu sein. Er hat darauf hingewiesen, daß jeder Bauunternehmer, der ein Haus zu einem vertraglich ausbedungenen Preis schlüsselfertig hinstellt und der anstatt des baren Geldes Hypotheken in Zahlung nimmt, nicht anders handelt.“ (Ottmann, 179).

Die „General-Entreprise“ war natürlich nicht das einzige Mittel der Strousbergschen Kunst. Er kaufte Schienen, Schwellen und anderes Material billig ein, später stellte er fast alles in eigenen Betrieben selbst her. Er besaß Bergwerke, Eisenhütten, Waggonfabriken und vieles andere mehr. Er projektierte stets mehrere Bahnlinien zugleich, so daß seine Arbeitsstäbe besser ausgenützt waren. Da er außerdem der einzige Verantwortliche war, was er nach Verhandlungen mit Bismarcks Handelsminister, dem Grafen Itzenplitz, erreicht hatte, gab es keine bürokratischen Umständlichkeiten. Und vor allem: Strousberg war ein Meister der Grundstückskäufe. Er erwarb viele kleine Einzelparzellen billig, vereinigte sie, nahm davon, was er für seine Schienenwege, Bahnhöfe, Wagenhallen und Werkstätten brauchte, den Rest veräußerte er mit Gewinn.

Seine Börsen-Geschäfte können hier füglich übergangen werden. Sie waren so verwickelt, daß seitenlange Auszüge aus seiner Verteidigungsschrift und seitenlange Vergleiche aus den Gegendarstellungen nötig wären. Hier wird versucht, sein Bild zu zeichnen, es soll nicht die unendliche Fülle seiner so weit verzweigten Unternehmungen, es sollen nicht seine Methoden geschildert werden. Aber wir wollen sehen, wie es zum Ende kam, wer gegen ihn war und warum.

### **Die Gegner**

Der schlimmste Feind Strousbergs ist Strousberg selbst gewesen. Schon Reitböck hat vor fast 40 Jahren geschildert, wie ungeschickt er sich - trotz seiner hervorragenden Geistesgaben - oft zeigte.

„Strousberg“, schreibt er, „. . . war zu wenig gründlich, besaß wenig Menschenkenntnis oder dünkte sich so hoch, daß er glaubte, ihrer entbehren zu können. Er sprach sehr unvorsichtig vor allen Leuten über alles und hatte infolgedessen manche Aussicht aus der Hand gegeben, die ihm erhalten geblieben wäre, wenn er seine Reden nur nach seinen Zuhörern gehalten hätte. Namentlich auf seinem Landsitz in Zbirow wurden geschäftliche Angelegenheiten beim großen Frühstückstisch erledigt, so daß Berufene und Unberufene über alles informiert wurden.“

Der zweite Feind war die Zeit. Nach der Niederlage im 70er Krieg hatte Frankreich innerhalb von drei Jahren fünf Milliarden Mark Kriegsschädigung zu zahlen, teils in Gold, teils in Wechsln. Man hat ausgerechnet, daß das dreimal soviel war, als die Jahreshaushalte aller deutschen Staaten zusammen umfaßten.

Deutschland hatte plötzlich zuviel Geld. Es wurde prunkvoll gebaut, kleine Städte erhielten Bahnhöfe, wie sie in Paris standen. Die Ministerien, die noch wenige Jahre zuvor auf dem Standpunkt gewesen waren, der Staat solle das Eisenbahnwesen privaten Unternehmern überlassen und nur den Betrieb überwachen, waren von Jahr zu Jahr mehr auf Verstaatlichung aus. Da konnte es nicht ausbleiben, daß Strousberg mit zu den ersten Eisenbahnunternehmern gehörte, die man nicht mehr brauchen konnte.

Drittens: Strousberg war nicht der Mann, der vor Titeln und Uniformen, Adels-Namen oder Beziehungen Respekt hatte. Er erlaubte es sich, auch hochgestellte Persönlichkeiten warten zu lassen und sie dann im seidenen Morgenmantel zu empfangen. Er wußte, was er wert war. Er reiste im Sonderzug wie ein Fürst. Er ordnete an, statt Anordnungen entgegenzunehmen. Er verlangte von sich selbst das Höchste, darum glaubte er, es auch von anderen fordern zu können.

„Wie er ein Gewaltmensch im Projektieren war, so diktierte er auch in jeder anderen Beziehung mit unumschränkter Gewalt und hätte am liebsten auch die Naturgesetze umgestoßen.“ (G. R.)

Ein solches Gehaben war in der Zeit, da der Staat, besonders in Preußen, allmächtig wurde, nicht mehr erwünscht. Wenn die reichen Bankiers, die der gleichen Religion angehörten wie die Familie, aus der Strousberg stammte, sich vor Bismarck verneigten, konnte man erwarten, daß sie sich eher gegen ihren Konkurrenten, den Eisenbahnkönig aus Neidenburg, stellen würden als ihn zu unterstützen. Für ihre Hilfe bei der Aufteilung und „Rettung“ des Strousbergschen Vermögens sind sie denn auch geadelt worden.

### **Der Anstoß kam von einem Mann aus Jarotschin**

Er hieß Dr. Eduard Lasker, war 1829 geboren und Jurist A, Rechtsanwalt und Mitbegründer der nationalliberalen Partei, auch er ein Glaubensgenosse Strousbergs und lange in England gewesen, gescheit, ehrgeizig, fleißig, Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses von 1865 bis 1879, Mitglied des Reichstages von 1867 bis 1883. Mit vierundfünfzig Jahren zog er sich aus dem öffentlichen Leben zurück; todkrank, kaum noch bekannt, einsam und enttäuscht lebte er noch ein Jahr, ehe er 1884 auf einer Reise nach den Vereinigten Staaten starb, rund fünf Monate vor Strousberg.

Dieser Abgeordnete Lasker hatte in einer berühmten Rede am 7. Februar 1873 die Eisenbahn-Politik der Regierung allgemein angegriffen und besonders das Konzessionswesen verurteilt. Er wies Korruption nach und nannte Namen; ein Geheimrat mußte gehen, und der Minister folgte, obwohl er persönlich sich nichts hatte zuschulden kommen lassen. Itzenplitz war nicht mehr tragbar. An sich berührte das alles zunächst Strousberg nicht, obwohl er genannt und sein General-Entreprise-System verurteilt worden war. Aber das Wort war gefallen. Graf Itzenplitz hatte erklärt: „Am besten wäre es, wenn der Staat die Hauptbahnen baute.“

Da war das Todesurteil für die Privatunternehmer angekündigt. Der Staat setzte alles dran, ihnen das Eisenbahnwesen aus der Hand zu nehmen. Und denen, die ihm dabei halfen, war jede Schwierigkeit, jeder Krach, jeder Prozeß, jeder kleine Bankrott recht, um daraus eine Waffe gegen Männer wie Strousberg zu schmieden.

### **Das war das Ende**

Um eine der vielen, immer wieder auftauchenden Schwierigkeiten zu beseitigen, war Strousberg nach Moskau gefahren.

Daß er Schwierigkeiten hatte, war nichts Ungewöhnliches. Von denen lebte der Eisenbahnkönig, sie waren seine Luft. Aber mit Laskers Angriff schien das Verhängnis aufgestanden zu sein: die Schwierigkeiten fingen an, schneller zu sein als der Dr. Strousberg.

In Rumänien konnte er sie abfangen — allerdings unter großen Opfern. Allen Verträgen zuwider, nach denen der Eisenbahnkönig das für Bukarest gebaute Verkehrsnetz auf siebenzig Jahre hätte behalten dürfen, wurde das gesamte Schienen- und Wagenmaterial bis auf die letzte Schraube mitsamt den Kassenbüchern und anderen schriftlichen Unterlagen beschlagnahmt. Als Vorwand diente die Beschlagnahme von Radsätzen und Lokomotiven in einem Betrieb Strousbergs bei Hannover (die Egestorff'sche Lokomotiv-Fabrik in Linden, später Hanomag), die Preußen im 70er Krieg gebraucht hatte, die aber für Rumänien bestimmt gewesen waren.

Strousberg gab nach und verzichtete, er löste die vom rumänischen Staat nicht eingelösten Aktien-Kupons ein und lud die Entrüstung auf sein Haupt. Er ließ auch seinen großen Amsterdamer Plan fahren und schloß sein Londoner Büro; als die Bahn Hannover-Altenbeken keine Zahlungen mehr leistete, veräußerte „der Doktor“, wie man Strousberg allgemein abkürzend nannte, seine Gemäldesammlung für achthunderttausend Taler. Eine Bank nach der andern kündigte den Kredit. Strousberg hatte alle Hände von zu tun, um oben zu bleiben.

### **Zu Unrecht verhaftet**

Er hatte keine Ruhe mehr. Hinter jedem Konkurs tauchte, auch wenn es zu Unrecht geschah, sein Name auf. Ob Graf Itzenplitz den Ministersessel verlassen mußte, ob Geheimrat Wagener stürzte, ob die Vorgänge an der Wiener Börse, ob eine „Krisis in Nordamerika“ oder andere Schlagworte in den Zeitungen zu finden waren, alles galt plötzlich als Werk des „Unruhestifters“ im Palais Wilhelmstraße 70. Trotzdem, er wand sich überall heraus.

Dann aber geriet er in eine Kette von Unternehmungen, an deren Anfang die Beziehungen zum Stadtkommandanten von Petersburg, General Trepoff, standen. Strousberg nahm große Darlehen von der Moskauer Kommerz-Leihbank auf, seiner Meinung nach langfristig, und wurde wieder flott. Er kaufte und baute, organisierte und handelte von Elbing (Waggonfabrik) bis Prag (Eisenbahnbedarfs-AG. Bubna), von Paris (Bahnlinie nach Narbonne) bis Preßburg (Waagtalbahn). Wegen kleiner Mängel (verhältnismäßig „kleiner“ im Maßstab des Eisenbahnkönigs: es handelte sich um Wechsel, die auf höhere Summen lauteten, als vereinbart war) wurde gegen die Kommerzbank eine Untersuchung geführt, Strousberg dafür verantwortlich gemacht, daß sie ihm überhöhte Kredite gegeben hatte, als er nach Petersburg eilte, um die Angelegenheit zu regeln, verhaftet und nach Moskau gebracht.

Er saß zwei Jahre im Gefängnis. Zwei Jahre liefen Untersuchungen gegen ihn. Man konnte Strousberg nicht verurteilen, doch derweil ging sein Vermögen zugrunde, das Werk, das er aufgebaut hatte, zerfiel. Die Fabriken und Bahnlinien, Aktien, Beteiligungen und Rechtstitel wurden verschleudert. Als der Eisenbahnkönig 1877 entlassen wurde, war er ein ruiniertes Mann.

### **Bücher und Pläne**

Im Gefängnis hatte der „Doktor“ die 486 Seiten des Buches „Dr. Strousberg und sein Wirken“ geschrieben. Im Jahre 1879 begann er eine Veröffentlichung „Fragen der Zeit“. Von ihr erschien im Verlag Guttentag der erste Teil: „Über Parlamentarismus“, eine Schrift, die auch für die heutige Zeit noch Allgemeingültiges zu sagen hat. Sie wurde so gut wie nicht beachtet. Keineswegs besser erging es dem immer mehr verarmenden Strousberg mit dem großartigen Plan, den nach ihm andere Männer auf andere Weise verwirklichten.

Im Jahre 1878 erschien aus der Feder des immer noch unermüdlichen Neidenburgers eine Publikation, die auf 38 Seiten und mit einem genau gezeichneten Plan das vorwegnimmt, was neun Jahre später begonnen wurde, nur war der Plan Strousbergs viel genialer. Die Grundsteinlegung und der Arbeitsbeginn am 3. Juni 1887 in Gegenwart Kaiser Wilhelms I. waren ein Freudentag in Preußen, aber kein Mensch dachte daran, daß das Projekt in dieser Gestalt dem militärischen Bedürfnis entsprang und im Ausland auch so beurteilt wurde. Nach Strousbergs Idee wäre es ein „Kanal des Friedens“ geworden, der nicht bloß zwei Häfen (Hamburg und Kiel) verbunden, sondern das von Strousberg begonnene Eisenbahnnetz um Berlin mit einer Großschiffahrtsstraße vereinigt hätte, die auch bisher unerschlossene Gebiete an der Elbe und Oder von Lüneburg bis Rathenow und Stettin

zugleich mit der Reichshauptstadt und den deutschen Küstengebieten zu einer Wirtschaftslandschaft machen sollte.

Dabei ist noch zu erwähnen, daß Strousbergs Entwurf bei viermal so großer Strecke des Kanals auch nur 150 Millionen kosten sollte wie der spätere Bau von der Elbemündung über Rendsburg in die Kieler Bucht.

Es wurde nichts daraus.

Der Entthronte hatte es fertiggebracht, sich noch einmal zu erheben, mit Hilfe des mit dem Geld von Freunden aus Wien gegründeten „Kleinen Journals“, das wegen der guten Leitartikel von Strousberg sogar Bismarck gerne las, der seinerzeit, als Frau Strousberg bei ihm um Hilfe bat, nichts für den in Moskau Inhaftierten getan hatte. Nach drei Jahren verkaufte der Gründer sein Blatt. Gelegenheitsgeschäfte, ein bißchen Makler-Arbeit, Buchführung, Inkasso, Zeitungsartikel halfen immer wieder ein bißchen weiter. Aber die Enttäuschung, daß man nichts mehr von ihm wissen wollte, hatte ihn gelähmt. Er starb im Alter von 60 Jahren und 6 Monaten, im Dunkel der Vergessenheit, verlassen, hungrig, einsam, aber vielleicht mit einem Traum von der Größe dessen, was er heraufgeführt hatte.

Siebenundzwanzig Jahre später (1911) wurde seiner zum ersten Mal etwas ausführlicher gedacht als - wie üblich - mit ein paar Worten in größeren Darstellungen: E. Holz schrieb in der Zeitschrift „Stahl und Eisen“ über Strousberg als Eisenindustriellen. Weitere dreizehn Jahre nachher (1924) erschien der mehrfach zitierte große Aufsatz von Gottfried Reitböck, dessen Frau Sekretärin bei Henry Strousberg, dem Sohn, gewesen war. Diese Nachricht wiederum ist zu finden in der großartigsten Darstellung, die wir derzeit haben, in dem biographischen Roman „Der Eisenbahnkönig“ von Adolf Branald (Blüchert Verlag, Hamburg). Was hier in dürren Worten wiedergegeben und zusammengestellt wurde, ist in diesem ausgezeichneten und objektiven Werk dichterisch erfülltes Leben geworden. Es ist der Gregorovius-Biographie von Hönig an die Seite zu stellen. Zwar beginnt die Handlung mit dem Kauf von Zbirow (Branald schreibt Zbiroh) bei Pilsen, aber auch der Neidenburger und Londoner Strousberg sind in diesem Gemälde einer großen Seele, eines Napoleons der Gründerzeit, eingefangen. Balzac hätte seine Freude dran gehabt. Was in dem Buch über den Gelehrten in abgewogener Beschreibung geformt wurde, ist hier aus tausend Dokumenten destilliert und in Sprache und Handlung umgesetzt. Ein ungewöhnliches, packendes Buch. ---

\* \* \*

## **Leopold Bach**

### **Der letzte Obermeister der Schmiede-Innung, Neidenburg.**

Vor 80 Jahren, am 29. August 1886, wurde der Schmiedemeister Leopold Bach in Neidenburg in einer kinderreichen Familie geboren. Schon sein Vater August Bach war Schmiedemeister und Obermeister der Schmiede-Innung Neidenburg.

Nach Besuch des Gymnasiums Neidenburg trat Leopold Bach bei seinem Vater in die Lehre, um das Schmiedehandwerk zu erlernen. Nach Ablegung der Gesellenprüfung erwarb er weitere Kenntnisse durch Besuch der Lehrschmiede in Königsberg (Pr.). Als sein Vater 1909 starb, übernahm er die Leitung der elterlichen Schmiede und legte seine Meisterprüfung ab. 1914 heiratete er Anna Günter aus Neidenburg. Aus der Ehe sind zwei Kinder hervorgegangen. Er nahm am ersten Weltkrieg teil.

Nach 1918 wurde die Schmiede wiedereröffnet. Neben den üblichen Schmiedearbeiten widmete er sich besonders den Kunstschmiedearbeiten. Viele solcher Arbeiten zeugten von seinem Können, so der Kronleuchter im Remter des Ordensschlosses Neidenburg, Kunstschmiedearbeiten am Reichsherenmal Tannenberg und vieles andere mehr.

1925 wurde die Schmiede modernisiert. 1937 erfolgte ein weiterer Umbau der Werkstatt, und es wurde eine Bauschlosserei angegliedert.

Welcher Neidenburger kannte nicht die romantische Schmiede am Schloßberg? Die Gymnasiasten benutzten sie als Zeichenmodell, um die Fluchtperspektive anzuwenden. Mancher Schloßbesucher, der die Schmiede passierte, erfreute sich an den lustig flackernden Schmiedefeuern und dem hellen Klang der Schmiedehämmer.

Schon früh setzte sich Leopold Bach für die gemeinnützigen Aufgaben seines Berufsverbandes ein. Unter den Obermeistern Hermann Mahnke und Carl Leppert wirkte er als Beisitzer im Gesellenprüfungsausschuß mit. Nach dem Tode von Carl Leppert wurde die Schlosser- und Schmiede-Innung im Jahre 1934 getrennt. In der neu gegründeten Kraftfahrzeug-Innung wurden die Schlosser zusammengefaßt. Leopold Bach wurde Obermeister der Schmiedeinnung Neidenburg, die er bis zur Vertreibung leitete.

Die Innung umfaßte etwa 80 Mitglieder. Im Kriege wurde sie durch die Bezirke Gedwangen und Soldau vergrößert.

1938 starb Frau Anna Bach. Vier Jahre später heiratete der Witwer Emma Sieg aus Neidenburg.

Auch Leopold Bach blieb das Flüchtlingslos nicht erspart. Im Januar 1945 begann sein Leidensweg zu Fuß über Königsberg, Danzig nach Zoppot. Auf dem Wasserwege ging es dann nach Dänemark. 1947 erfolgte der Rücktransport nach Deutschland. Ein Jahr später verstarb er. In der Lüneburger Heide hat er seine letzte Ruhestätte gefunden.

So endete auch dieses Leben eines Neidenburger Bürgers fern der Heimat.

G. B

## **Oberförster Gottfried Seehusen, Hartigswalde**

### **Ein junger Forstmann kommt aus Norddeutschland und lebt ein Leben für Ostpreußen**

Der östliche Teil unseres Heimatkreises Neidenburg hatte große zusammenhängende Waldungen. Jahrhunderte hindurch wurden diese von dem einzigen, staatlichen Forstamt Grünfließ verwaltet. Erst vor der Separation um 1845 erfolgte die Aufteilung in die vier Forstämter Grünfließ, Kommusin, Kaltenborn und Hartigswalde. Das letztere nahm mit seinen 38 000 Morgen den ganzen nordöstlichen Teil des Kreises Neidenburg ein. Seine nordöstlichste Spitze ragte bei dem Dorf Layß in die Kreise Allenstein und Ortelsburg hinein.

Die Verwalter des Forstamtes Hartigswalde waren um die Jahrhundertwende Oberförster Schleiff, vorher Kennemann und in den 80er Jahren Seehusen.

Die Tätigkeit dieses zuletzt genannten, in jungen Jahren nach Ostpreußen verschlagenen Forstmannes galt nicht nur dem erwählten Forstberuf. Er setzte sich auch für die Beseitigung der damals bestehenden großen Nöte seiner Mitmenschen, insbesondere der kleineren Bauern, immer wieder ein; so ist es unsere Verpflichtung, sein Leben und Wirken festzuhalten, damit es auch hier in der Fremde die verdiente Anerkennung finde.

Oberförster Gottfried Johann Christian Seehusen wurde am 29. Januar 1834 als viertes von elf Kindern des kgl. Hegereiters Johann Seehusen auf der Kupfermühle bei Flensburg geboren. Um den sehr begabten Jungen der mit vielen Kindern gesegneten Familie zu fördern, sprang ein wohlhabender, kinderloser Bruder der Mutter ein. Nach dem Abschluß der Gymnasialbildung erfolgte das Studium auf der Universität Kopenhagen. Zuerst waren es drei Semester Medizin. Bei seinem Hang zur Natur belegte der junge Mann anschließend das Fach Forstwirtschaftskunde und nahm auch an geometrischen Vorlesungen teil, wobei ihm seine große Begabung für Mathematik zugute kam. Durch einen Studienfreund, Sohn der reichbegüterten gräflichen Familie von Reventlow, erhielt er Zugang in deren Kreis und wurde schon als Student mit Vermessungen auf ihren Gütern betraut, was zur Aufbesserung der Studienkasse sehr beitrug. Mit der Note „Sehr gut und Auszeichnung“ erfolgte der Abschluß des Studiums.

Da dem jungen Forstmann die erste Forststelle nicht zusagte, nahm er für drei Jahre Urlaub und ging mit einem seiner Brüder, deren drei Kapitäne waren, auf einem Segelschiff auf große Fahrt. Sie führte ihn in die Tropen und nach Amerika. Er kehrte mit vielen neuen Eindrücken und Erfahrungen, begeistert von dieser langen Reise, zurück.

Die preußische Verwaltung versetzte den jungen Forstmann nach Ostpreußen. Die ersten Forstämter seiner Tätigkeit waren Fritzen (Samland), Nemonien und Neusternberg. Auf dieser letzten Stelle verlor er seine junge Frau im ersten Kindbett. Etwa 1875 erfolgte die Versetzung zum Forstbezirk Hartigswalde im Kreis Neidenburg, der noch nicht in die späteren acht Forstbezirke unterteilt war.

Daß sich der „norddeutsche“ Oberförster Seehusen das Vertrauen der eingewohnten Bevölkerung erwarb, zeigt seine Wahl in den preußischen Landtag. Es war die fünfzehnte Legislaturperiode von 1882 bis 1885.

Hier muß eingefügt werden, daß in damaliger Zeit die Kreditzinsen nicht festgelegt waren und vom Geldgeber in beliebiger Höhe genommen werden konnten. So gerieten viele Bauern der bodenschwachen Kreise im südlichen Ostpreußen in große Schulden und wurden von fremden Wucherern sehr ausgebeutet.

Der Landtagsabgeordnete Seehusen kannte die Sorgen der Bauern seiner Umgebung gut, denn oft unterhielt er sich mit ihnen bei der Holzabfuhr im Wald und auf der Straße und nahm regen Anteil an ihrer wirtschaftlichen Not. Von jeher war auch der Ortelsburger Kreisteil um Passenheim ein großer Holzabnehmer aus dem Hartigswalder Forst. In der kleinen Stadt Passenheim trieb eine Wucherin viele Bauern des Neidenburger und Ortelsburger Kreises durch harte Zinsforderungen in wirtschaftliche Not. Durch Zwangsversteigerung der Grundstücke verloren viele Landwirte ihre Existenz.

Für diese setzte sich der Abgeordnete Seehusen bei den Beratungen im preußischen Landtag ganz besonders ein. Zwei der Reden über ein „Gesetz betreffend die Zwangsvollstreckung in das bewegliche Vermögen“, die der Abgeordnete Seehusen gehalten hat, liegen im Originaltext vor. Wörtlich sagte der Redner damals:

„In einem Wahlkreis meiner Nachbarschaft — das wird hauptsächlich den Herrn Kollegen Dirichlet interessieren, der diesen Kreis im Reichstag vertritt — da kenne ich ein kleines Städtchen (gemeint ist Passenheim), in dessen engerem Umkreis von etwa drei Meilen durch eine einzige Person, durch einen einzigen Wucherer und Aussauger, mindestens 200 bäuerliche Grundstücke ausgesaugt und zu Grunde gerichtet sind (hört!), und noch sind mehr als hundert solcher bäuerlicher Grundstücke in den Klauen dieser Person, und sie sind absolut der Gutmütigkeit, der sehr berühmten Gutmütigkeit dieser Person preisgegeben, die sie jeden Augenblick zur Subhastation bringen kann. Das sind die „gutmütigen Gläubiger“, an die Herr Muncker gestern auch gedacht hat. Nun fragt man

wohl: Wo finden diese armen Besitzer Schutz gegen die Auswucherung des Kapitals? Sollen sie sich an die Gerichte wenden, an die Staatsbehörden? Sie sind alle miteinander durchaus gesetzlich zu Grunde gerichtet, und zwar ist die Person, die ich dabei im Auge habe, durch ihre „Gutmütigkeit“ in sehr kurzer Zeit reich geworden, in sehr kurzer Zeit, und zwar in einer Zeit, wo hauptsächlich die neue Gerichtsordnung und solche Gesetze, die auch unter starker Mitwirkung der liberalen Grundsätze ins Leben gerufen sind, ihre ersten Wirkungen so recht ausgeübt haben. (Hört! Hört!) Wenn man diese Verhältnisse übersieht, so muß man eigentlich sagen: Sind denn das die Rechtswohlthaten? Sollen alle Schutzmaßregeln nur für das wuchernde Kapital da sein! Hat denn der kleine Besitzer nicht auch Anspruch auf die Fürsorge des Staates? Ja, so muß man fragen, wenn man diese Zerstörung durch das wucherische Kapital in den weitesten Umkreisen erblickt.“

Die dem Verfasser vorliegenden Abzüge enthalten weiter einige Gegenreden, aus denen man entnehmen kann, daß auch damals schon mit scharfen Klingen gefochten wurde. Unser Abgeordneter Seehusen ließ aber nicht locker. Seine Mühe wurde belohnt, als der Altreichskanzler v. Bismarck etwa 1886 im Reichstag das Gesetz zur Festlegung der Kreditzinsen auf höchstens 6 v. H. durchbrachte. Diese Festlegung bestand bis zum Beginn der Inflation im Jahre 1919.

Mitten in der Legislaturperiode erfolgte die zweite Heirat Seehusens mit der Tochter des Amtsvorstehers Schäfer aus Gedwangen (Jedwabno), der salzburgischer Abstammung und Pfarrersohn aus Garnsee, Westpreußen, gewesen ist, und dessen Ehefrau, geb. Schwanke, aus Koslau, Krs. Neidenburg.

Da zu damaliger Zeit die notwendigen Reisen zu den Sitzungen nach Berlin noch sehr beschwerlich waren, erfolgte für zwei Jahre die Versetzung nach Annarode, Kreis Mansfeld in Sachsen. Nach Ablauf der Legislaturperiode geschah auf Antrag die Rückversetzung nach Ostpreußen, und zwar auf das Forstamt Corpellen im Kreise Ortelsburg. Hier zeigten sich aber in rascher Folge Anfälle von Malaria, die schon bei der Reise durch die Tropen in der Jugend aufgetreten waren und die durch die damals in feuchten Jagen der Corpeller Forst aufgetretenen Anophelesmücken (Malaria-Erreger) dieser tückischen Krankheit wieder zum Durchbruch verhalfen.

Weil Gottfried Seehusen die Versetzung in den inneren Forstdienst nach Allenstein ablehnte, rieten ihm seine Ortelsburger Freunde, die freigewordene Bürgermeisterstelle in Ortelsburg anzunehmen. Im Jahre 1890 erfolgte die Übernahme dieses Amtes. Nach 12jähriger erfolgreicher Tätigkeit, die ihm auch in Ortelsburg viele Freunde und allgemein große Wertschätzung einbrachte, ging er mit 68 Jahren in Pension und verzog nach Königsberg. Das durch die Malaria verursachte Herzleiden verschlimmerte sich immer mehr, und am 16. Oktober 1911 erlag er ihm. Die letzte Ruhestätte fand er auf dem Königsberger zweiten Altstädtischen Friedhof an der Seite der einige Jahre vorher verstorbenen Gattin.

Da das Interesse des Verstorbenen bei Lebzeiten immer wieder den kleineren Betrieben gegolten hatte, waren ihm damals für sie die im Reich aufkommenden Raiffeisengenossenschaften als sehr segensreich erschienen. Seinen ganzen Einfluß hatte er für die Gründung ländlicher Genossenschaften in den Grenzkreisen eingesetzt. Seine besten Freunde, wie Pfarrer Ebel -Muschaken, Pfarrer Hassenstein -Piasnitzen, Gutsbesitzer Knauf-Kobulten u.a.m., verkehrten viel in seinem Hause und wurden richtungweisend wie er für das ländliche Genossenschaftswesen.

So hatte er auch nach der Pensionierung bei der Zentralstelle der Raiffeisengenossenschaften in Königsberg aufbauend mitgewirkt. Seiner dortigen Mithilfe und Fürsprache verdankt auch die frühere Raiffeisenkasse Gedwangen (Jedwabno), die spätere Volksbank, ihre Gründung.



Wegen seiner sozialen Einstellung war auch seine Wahl in den Vorstand des in Königsberg neu gegründeten evangelischen Arbeitervereins erfolgt. Er ist ferner Mitglied der Physikalisch-ökonomischen Gesellschaft gewesen, in der namhafte Königsberger Professoren Mitglieder waren und Vorträge hielten.

Aus der Arbeit beim Forstamt Hartigswalde sind hervorzuheben die Kultivierung der Moorländereien bei Gimmendorf, die Gründung der Moorkolonie gleichen Namens, die Kultivierung der Leszinnawiese innerhalb des Forstreviers Neuwald und anderes mehr.

Ein Dank- und Anerkennungsschreiben des Ministeriums für Domänen und Forsten lag bis 1945 im Nachlaß. Die spätere Verleihung der vierten Klasse des Roten Adlerordens ist die äußere Anerkennung seiner Lebensarbeit gewesen. Es existiert auch eine von Oberförster Seehusen verfaßte Schrift über „Wälle und alte Befestigungsanlagen im Kreise Neidenburg“.

Wir alle kennen noch den Festplatz mit Schießstand nahe dem Forstamt Hartigswalde. Er ist von Oberförster Seehusen für die von ihm mitbegründete Kriegerkameradschaft Gedwangen (Jedwabno) ausgebaut und zur Verfügung gestellt worden. Die schönsten Sommerfeste konnte die Bevölkerung der Umgebung in dem herrlichen Buchenhain bis zuletzt alljährlich hier feiern. Er befreite auch den Hartig-(Dlupek)-See von fremden Pächtern, indem die Hartigswalder eine dörfliche Fischereigenossenschaft gründeten.

Aus der zweiten Ehe entsprossen fünf Kinder. Drei von ihnen starben an den damals sehr grassierenden Krankheiten Scharlach und Diphtherie. Nur ein Sohn und eine Tochter wuchsen auf. Der Sohn arbeitete bei Kriegsausbruch als Gerichtsreferendar in Apenrade, Schleswig-Holstein, und fiel als Leutnant der Reserve im Jahre 1915 beim Übergang über die Weichsel. Die noch in Sigmaringen lebende Tochter Hilda Seehusen hat im ersten Weltkrieg auf vielen Kriegsschauplätzen als Schwester gearbeitet. Nach einer Typhuserkrankung blieb ein Herzfehler zurück, der sie zwang, vorzeitig in den Ruhestand zu treten. Sie bezog bald nach dem ersten Weltkrieg das vom Großvater Schäfer in Gedwangen geerbte Wohnhaus.

Zwei Räume dieses Hauses waren angefüllt mit Briefen und Urkunden ihrer Eltern und Großeltern. Darunter waren auch wertvolle Aufzeichnungen des Vaters, besonders über die Zeit als Abgeordneter in Berlin und ein vom fünfzehnten Lebensjahr bis zum Lebensende geführtes Tagebuch. Nach ihrer Absprache mit der Gemeinde sollte letztere das Haus später mit allem Nachlaß übernehmen und als dörfliches Museum der Nachwelt erhalten. Der russische Einbruch im Januar 1945 hat das Haus wohl stehen lassen. Was es enthielt, es blieb ja fast alles da, wurde vernichtet.

Mit der Tochter, die im vergangenen Jahr ihr achtzigstes Lebensjahr überschritt, gedenken wir ihres Vaters, des einstigen Oberförsters, Landtagsabgeordneten und Bürgermeisters der Stadt Ortelsburg, der als Norddeutscher zu uns kam und ein ganzer Ostpreuße wurde. Er wird in der Geschichte Ostpreußens, besonders der Grenzkreise Neidenburg, Ortelsburg und Osterode, weiterleben.

Daß ein lückenloses Lebensbild gebracht werden kann, verdankt der Verfasser der einzigen noch lebenden Tochter der Familie Seehusen, Schwester i. R. Hilda Seehusen in Sigmaringen. Für ihre Mühe und Mitarbeit auch an dieser Stelle vielen herzlichen Dank!

Fritz Suchalla, Gedwangen

## **Zollrat Hermann Boeck**

Der Grenzlage verdankte es die Stadt Neidenburg, daß sie Sitz eines Hauptzollamtes war. Einer der bekanntesten Leiter dieses umfangreichen Amtes war Zollrat Hermann B o e c k, der gern bekannte, daß er Neidenburg als seine Heimat betrachte, trotzdem er 1884 in Gartz a. d. Oder geboren war.

Bereits 1908 kam er als Supernumerar an das Hauptzollamt Neidenburg, das seine Dienststelle damals am Markt hatte. Nach vierjähriger Ausbildung erfolgte Boecks Versetzung nach Königsberg, von wo er 1914 als Reserveoffizier mit in den ersten Weltkrieg zog, aus dem er mit einer Verwundung 1918 zurückkam. Aber die Kämpfe im Baltikum hielten den um die Heimat besorgten Wahlostpreußen noch längere Zeit bei der Truppe. Er kam, nachdem die Kämpfe im Baltikum beendet waren, als Zollkommissar nach Friedrichshof, Kreis Ortelsburg, wo er endlich mit seiner ihm 1917 angetrauten Frau Valerie, geborenen Dorszewski aus Neidenburg, im eigenen Heim zusammensein konnte. Lötzen, Allenstein, Lyck und nochmals Königsberg waren die weiteren Dienstorte, bis er seinen Wunsch erfüllt bekam, in Neidenburg wirken zu können.

Im Jahre 1934 wurde ihm die Stelle des Leiters des Hauptzollamtes Neidenburg mit der Dienstbezeichnung Zollrat übertragen, und seine Rückkehr nach Neidenburg wurde von der Bevölkerung genau so freudig begrüßt, wie er sich selbst darüber freute. Bekannt im ganzen Kreis, vertraut mit allen Menschen und Wegen an der Grenze, war es ihm möglich, viele Dienständerungen und Erleichterungen für seine Beamten im Außendienst einzuführen. Seine besondere Aufmerksamkeit widmete er dem notwendigen Neubau des Hauptzollamtes, und es war wohl seine größte Freude, daß diese Bemühungen von Erfolg gekrönt waren. Die „Beförderungsleiter“ dieses mit besten Eigenschaften ausgestatteten preußischen Beamten brachte es mit sich, daß er nach fünfjähriger Tätigkeit in Neidenburg als Regierungsoberzollrat an das große Hauptzollamt Holländerbaum nach Königsberg versetzt wurde. Der Weggang, bedauert von seinen Beamten und den Bürgern des Kreises und der Stadt Neidenburg, fiel ihm nicht leicht, aber die Auszeichnung, die seine Berufung nach Königsberg in sich barg, versöhnte alle. Er hatte sich im Grenzkreis Neidenburg, trotz vieler dienstlicher Probleme, die die nahe Grenze täglich aufwarf, einen Ruf als gerechter, aber auch als hilfsbereiter Beamter erworben, der heute noch oft in heimatlichen Gesprächen Erwähnung findet. Die Flucht führte ihn mit seiner Familie - Ehefrau und zwei Töchter - bis nach Laboe bei Kiel, wo er am 29. April 1952 verstarb. Seine Frau wohnt mit den Töchtern jetzt in München.

P. Wagner

## **Pfarrer K. J. G. Myckert, Neidenburg**

Es kommt nur selten vor, daß ein ev. Pfarrer die ganze Amtszeit seines Lebens einer einzigen Gemeinde widmet. Dieser seltene Fall ist bei Pfarrer Myckert aus Neidenburg Tatsache geworden. Aus dem Grunde ist der Genannte mit den Geschicken der Gemeinde, ja des ganzen Kreises Neidenburg besonders eng verbunden gewesen und verdient es, unter den markanten Persönlichkeiten der Heimat besonders genannt zu werden:

Karl Johann Gottlieb Myckert war am 21. Dezember 1857 als zweiter Sohn des Kantors Karl Myckert und seiner Ehefrau Friederike, geb. Seroka, in Hohenstein, Ostpr., geboren. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und hat dort auch am 27. 8. 1879 das Abiturientenexamen bestanden. In den Jahren 1879 bis 1885 studierte er in Königsberg Theologie und bereitete sich für das Predigtamt vor. Daraufhin wurde er am 4. 10. 1885 zum Hilfsprediger in Neidenburg ordiniert. Schon im Februar 1886 wurde er von dem

Magistrat in Neidenburg zum zweiten Geistlichen der ev. Kirchengemeinde Neidenburg gewählt und bereits am 7. März 1886 in dieses Amt durch Superintendent Skopnik eingeführt. Diesem seinem Amte ist Pfarrer Myckert bis zu seiner Versetzung in den Ruhestand am 1. November 1925 ununterbrochen treu geblieben.

Schon nach wenigen Jahren bereits am 26. Januar 1932 ist er ebenfalls in Neidenburg nach kurzer, schwerer Krankheit gestorben und unter außerordentlich starker Beteiligung der Gemeinde auf dem Friedhof der ev. Kirchengemeinde in Neidenburg bestattet worden.

Verheiratet war Pfarrer Myckert mit Liesbeth Mösckke, Tochter des Kaufmanns Carl Mösckke aus Neidenburg, die ihren Gatten noch einige Jahre überleben durfte. Aus der Ehe sind drei Kinder hervorgegangen. Der Sohn Hans war Arzt in Halberstadt, die Tochter Martha war bis 1945 wissenschaftliche Lehrerin an der höheren Mädchenschule in Neidenburg und die Tochter Else war verheiratet mit dem Rittergutsbesitzer Viktor Mielke in Schulzenhagen bei Köslin.

Pfarrer Myckert hat es in seiner Amtszeit nicht leicht gehabt. Immer wieder gab es in jenen Jahren oft recht lange Vakanzzeiten in den Kirchengemeinden des Kreises, und so hatte Pfarrer Myckert meist nicht nur seine eigene Gemeinde zu versorgen, sondern war auch beauftragt, die vakanten Pfarrgemeinden zu betreuen. So gab es wohl keine Kirche im Kreise, in welcher Pfarrer Myckert nicht ein- oder mehrmals gepredigt hätte. Außerdem hatte er in der Zeit des ersten Weltkrieges auch die Seelsorge in den Lazaretten der Stadt auszuüben. Während des Russeneinfalles 1914 ist er übrigens bei seiner Gemeinde verblieben und hat als Anerkennung dafür auch das Eiserne Kreuz am schwarz-weißen Bande erhalten. Daneben war er bis 1918 Ortsschulinspektor, langjähriger Schriftführer des Vaterländischen Frauen-Vereins und vor allen Dingen auch Vorsitzender des Aufsichtsrats und Mitglied der Revisions-Kommission beim Raiffeisen-Verein, aus dem ja auch die ländliche An- und Verkaufsgenossenschaft hervorgegangen ist. Gerade dieser Arbeit hat Pfarrer Myckert besonders viel Liebe und Kraft gewidmet. Aus dem Grunde wird sein Andenken nicht nur unter den Gliedern der ev. Kirchengemeinde, sondern auch unter allen Freunden ländlicher Genossenschaftsarbeit zu aller Zeit in hohen Ehren gehalten werden.

Kurt Stern, Superintendent

### **Landrat i. R. Dr. Philipp Deichmann**

Bereits im Ostpreußenblatt habe ich das Ableben unseres früheren Landrats Dr. Philipp Deichmann, der von 1929 bis 1932 die Geschicke des Kreises Neidenburg leitete, bekanntgegeben.

Der Tod von Landrat Dr. Deichmann kam insofern unerwartet, denn noch 14 Tage vor seinem Ableben nahm er an einer Sitzung der Landsmannschaft Ostpreußen in Hamburg teil, und bei einem persönlichen Zusammensein mit dem Unterzeichneten gab er noch seiner Liebe zu Ostpreußen beredten Ausdruck.

Im Heimatbrief Nr. 31 vom Sommer 1960 hat Landrat Dr. Deichmann auf Seite 24 seine Neidenburger Erinnerungen niedergelegt. Es gibt nichts, was diesen Erinnerungen noch hinzuzufügen wäre, und besondere Lobesworte waren dem Verstorbenen zu Lebzeiten unangenehm, so daß sie auch jetzt nicht angebracht erscheinen.

Ich kann daher über den Verstorbenen das wiederholen, was ich in einem Nachruf im Ostpreußenblatt sagte.

Als Nachfolger von Dr. von Mirbach übernahm Dr. Deichmann 1929 die Geschäfte eines Landrats von Neidenburg und führte diese bis zu seiner Versetzung 1932.

Landrat Dr. Deichmann kam in den Kreis Neidenburg zu einer Zeit, in der der kleinbäuerliche Besitz wegen Überschuldung um seine Existenz rang. Mit aller Kraft setzte sich Landrat Dr. Deichmann für die Entschuldung ein, und viele Kleinbauern verdanken ihm den Erhalt des Besitzes ihrer väterlichen Scholle.

Als Nichtostpreuße, er wurde am 24. 12. 1889 als Sohn des Bergwerks- und Rittergutsbesitzers Ph. Deichmann in Gilserhof, Kreis Homberg, geboren, erlebte er Ostpreußen in seiner Ausbildungszeit, bis er aus seiner Tätigkeit bei der Regierung Gumbinnen 1926 als Regierungsrat in das preußische Finanzministerium Berlin berufen wurde.

In sein Arbeitsgebiet als Kreditreferent gehörten die landwirtschaftlichen Sanierungen und die Osthilfeaufgaben. 1929 wurde Oberregierungsrat Dr. Deichmann als Landrat nach Neidenburg berufen.

Durch seine Heirat im Jahr 1930 mit der Tochter Charlotte des Gutsbesitzers Nehbel, Salusken, wurde er im Kreis Neidenburg familiär gebunden, und seine Absicht war es, nach erfolgter Pensionierung auf Salusken zu wirtschaften.

Nach der Versetzung aus Neidenburg wurde er Landrat in Eschwege, 1936 Landrat von dem Großkreis Trier, von wo er auch den 1939 geräumten Nachbarkreis Saarburg mitverwalten mußte.

1945 traf ihn das Los der Internierung aus seiner Eigenschaft als Landrat - automatische Festsetzung -, 1948 erfolgte die Entlassung und Einstufung in Gruppe 5. 1949 wurde er zur Verwaltung des Treuhandfonds für Gruppenpfandrechte in Koblenz einberufen, wo er sich auch mit der Vorbereitung des Lastenausgleichsgesetzes befassen mußte. Am 1. 10. 52 übernahm er die Leitung der Landesvermögensverwaltung bei der Oberfinanzdirektion in Koblenz, die er bis zu seiner Pensionierung innehatte. Als Landesgruppenvorsitzender der Landsmannschaft Ostpreußen, Gruppe Rheinland-Pfalz, arbeitete er auch nach seiner Pensionierung für seine vertriebenen Landsleute seiner Wahlheimat Ostpreußen.

Landrat Dr. Deichmann ist tot. In der Geschichte des Kreises Neidenburg wird er seinen ihm gebührenden Platz erhalten.

Wagner

*Als Ergänzung erscheint es an dieser Stelle angemessen, einen im Heimatbrief Nr. 31 erschienenen Beitrag von Dr. Deichmann einzufügen. Dieser befaßt sich tiefblickend mit Land und Leuten des Kreises Neidenburg, wie er sie zur Zeit seines Wirkens als Landrat dort erlebte und ihnen begegnete:*

## *Die Heimat einst .....*

### **Meine Neidenburger Erinnerungen**

**Von Landrat a. D. Dr. Deichmann, Koblenz**

Da ich im Westen Examen gemacht hatte, wurde ich nach altem preußischen Verwaltungsbrauch als Assessor zunächst im Osten verwendet. Über Thorn, Lyck und Bartenstein führte mich mein Weg nach Königsberg. Von 1919 ab war ich der Regierung in Gumbinnen zugeteilt. Ende 1922 wurde ich in das Preuß. Finanzministerium einberufen. Als Kreditreferent hatte ich viel mit Ostpreußen-Angelegenheiten zu tun und Ende der 20er Jahre vor allem die Osthilfe zu bearbeiten. Das Ministerium legte Wert darauf, in der Durchführung der Osthilfe vertreten zu sein. Das Ableben des Landrats Freiherr von Mirbach, Neidenburg, gab den Anlaß, mir zum 1. Januar 1929 dieses Landratsamt zu übertragen.

Freiherr von Mirbach, der dem evang. ostpreuß. Zweig seiner Familie entstammte, hatte sein Amt in Neidenburg in schwieriger Zeit angetreten, kurz vor dem Ausbruch des ersten Weltkrieges. Die Tannenberg Schlacht begann und endete im Kreise. Schwere Schäden waren zu heilen. Vor allem aber bedeutete die Abtrennung des Soldauer Gebietes für den Kreis einen unersetzbaren Verlust. Ein Drittel der Fläche, die Hälfte der Steuerkraft des Kreises gingen damit verloren. Freiherr von Mirbach gelang es durch eine sparsame und zielbewußte Verwaltung, den Restkreis lebensfähig zu erhalten. Er genoß allgemeine Verehrung und Anerkennung und vertrat den Kreis als Landtagsabgeordneter. In dieser Eigenschaft war ich mehrfach mit ihm zusammengekommen. Es war mir eine besondere Freude, im Sommer 1929 neben dem Eingang zum Kreishause eine Anlage einweihen zu können, von der sein in Erz modellierter Kopf auf den Burgberg blickte, an dessen Fuße einem anderen verdienten Landrat des Kreises, von Peguelhien, ein Gedenkstein errichtet war.

Ich trat meinen Dienst in Neidenburg am 2. Januar 1929 an. Ich war an harte ostpreußische Winter gewöhnt, doch dieser übertraf mit seiner Kälte, seinem Schnee und seiner Dauer alles bisher Erlebte. Erst von einem Osterurlaub zurückkommend war es mir möglich, den Kraftwagen zu benutzen. Bis dahin konnte ich meinen Kreis nur mittels Schlitten kennenlernen. Häufig war es eine reine Berg- und Talfahrt über die Schneewehen der Straße. Manchmal landete auch der Schlitten, beim Schneesturm umgestürzt, im Graben. Auf der Strecke nach Scharnau blieb ein Zug mit mehreren zur Hilfe nachgesandten Lokomotiven viele Wochen lang im Schnee begraben.

Vor dem Kreishause bewillkommnete mich der erste Kreisdeputierte Becker — Schloßgut Neidenburg —. Sein Vater war selbst Landrat von Neidenburg gewesen. Er hatte von Jugend auf die landrätliche Tätigkeit kennengelernt und war als langjähriger Kreisdeputierter mit Land und Leuten bestens vertraut. Er war ein sehr gebildeter und belesener Mann, politisch gemäßigt und paßte daher gut als Kreisdeputierter. Sein Äußeres hatte einen fast städtischen Anstrich, und niemand hätte wohl in ihm den ostpreußischen Gutsbesitzer und früheren Leibhusaren-Offizier vermutet. Leider kränkelte er frühzeitig und konnte sich in den letzten Jahren den öffentlichen Ämtern nicht mehr so widmen, wie dies in den schwierigen Zeiten erwünscht gewesen wäre.

Er stellte mir nach meiner Ankunft sogleich meine Mitarbeiter vor. Regierungsassessor Ziedrich hatte während der Vakanz den Kreis verwaltet. Seine Neigungen galten insbesondere dem Wohlfahrtswesen, das ja ein reiches und befriedigendes Arbeitsgebiet darstellt. Nach kurzer Zeit wurde er versetzt. Bürodirektor Dygutsch war ein erfahrener

Verwaltungsbeamter, mit der Kreisverwaltung in langen Jahren verwachsen. Stets ruhig und überlegt, war er mir ein wertvoller Stellvertreter. Inspektor Plogas von der landrätlichen Verwaltung übertrug ich die Leitung des Wohlfahrtsamtes. In unermüdlicher Pflichttreue hat er hier Vorzügliches geleistet. Kreisbaumeister Stein hatte nicht nur die Verwaltung der Straßen und Gebäude, sondern war ein richtiges Mädchen für alles. Was man ihm übertrug, packte er mit praktischem Sinn und großem Elan an. Seine Straßenwärter „meldeten“ ihrem Herrn „Major“. Kreisbaumeister Lixfeld oblagen die Meliorationen. Er war begeistert für seinen Beruf. Der Kreis verdankt seiner hingebenden Tätigkeit eine erfolgreiche Entwicklung der Grünlandwirtschaft. In Direktor Kopetsch hatte die Kreissparkasse einen sehr befähigten und umsichtigen Leiter, unter dem sie zum ersten Kreditinstitut des Kreises geworden war. In guten und schwierigen Zeiten hatte er der Wirtschaft erfolgreich helfen können und genoß daher bei der Kreisbevölkerung mit Recht großes Vertrauen. Chefarzt des Johanniter-Kreiskrankenhauses war Dr. Gutzeit, ein bekannter Augenspezialist, aber auch ein ausgezeichnete Operateur, der sein über 100 Betten zählendes Krankenhaus mustergültig verwaltete. Ich freute mich, ihm neuzeitliche Apparate zur Verfügung stellen zu können. Gendarmeriehauptmann Brandstätter war eine energische Persönlichkeit, auf die unbedingt Verlaß war. Er wußte seine Gendarmen gut auszubilden, griff aber auch selbst ein, wo es notwendig war. Zudem war er als alter Ulan ein guter Pferdekennner. Der Kraftwagenführer Breitfeld war ein sicherer, zuverlässiger Fahrer, ein guter Wagenpfleger, dazu verschwiegen und treu. Mit meinen Mitarbeitern konnte ich daher recht zufrieden sein. Der Kreis hatte gut daran getan, kenntnisreiche und bewährte Beamte anzustellen. Einige der Besten von ihnen haben leider ihre Treue zum Kreise mit dem Tode besiegeln müssen. Sie sind von den Russen erschossen worden. Ich bewahre meinen Mitarbeitern eine dankbare Erinnerung.

Das 1912 erbaute Kreishaus hatte im Erdgeschoß die Büroräume, darüber die landrätliche Wohnung, die ein sehr behagliches Wohnen und auch eine Geselligkeit gestattete, wie sie im gastlichen Osten üblich war. Hinter dem Hause lag ein großer Garten mit alten Lindenbäumen, dessen anmooriger Boden herrliche Rasen- und Blumenanlagen ermöglichte. Manche erholsame und beschauliche Stunde habe ich dort verlebt. Neben dem Kreishause lag das frühere Kreishaus und neben diesem der kleine Bau, der ursprünglich als Landratsamt gedient hatte, so augenfällig das Anwachsen der Kreisverwaltung zeigend. Gegenüber lag die alte trutzige Ordensburg, nunmehr das Amtsgericht beherbergend, dem Amtsgerichtsrat Matthes als aufsichtsführender Richter vorstand. Mit dem schwarzen Ordenskreuz auf weißem Schilde, mit der roten Neidenburg in dem Schnittpunkt, konnte ich dem Kreis ein eindrucksvolles Wappen geben. Zwischen dem Kreishause und dem Krankenhaus lag das jetzt als Altersheim dienende frühere Krankenhaus, das unter anderem den über 100 Jahre alten Sadowski beherbergte. Im Sitzungssaal des Kreistages brachte ich die Bilder der früheren Landräte an. Deren Reihe eröffnete Landrat von Berg, dessen schönen Stich mir der Geheime Rat von Berg schenkte. Seinen Nachfolger von Peguelhien erwähnte ich schon. Ihnen schlossen sich an Becker-Schloßgut, von Hasselbach, Schultz-Kownatken, Bansi und Freiherr von Mirbach. Jeder von ihnen hatte lange Jahre im Kreise gewirkt.

Im Kreisausschuß war die Stadt durch ihren Bürgermeister Dr. Frost und den Beigeordneten Maurermeister und Bauunternehmer Emil Schulz vertreten. Der erstere war eine joviale und bedächtige Natur, jeder Hast und Schärfe abhold. Er schwang sein mildes Zepter und griff nur im Notfall ein, wußte jedoch gleichwohl der Stadt in ruhigem Fortschritt beachtliche Vorteile zu sichern. Großen Einfluß auf ihn hatte sein Beigeordneter Schulz, der seine jahrzehntelangen Erfahrungen und seinen klugen Rat in allen wichtigen Fragen durchzusetzen wußte. In Stadt und Land war er eine sehr angesehene Persönlichkeit. Jedes Jahr konnte er ein oder mehrere Jubiläen in seinen zahlreichen

Ehrenämtern begehen. Seine Tochter, die kürzlich verstorbene Frau Friedrich, stand ihm wirksam zur Seite und hat nach seinem Tode sein Werk fortgesetzt.

Das Land vertraten außer Becker-Schloßgut, Wiese-Sabloczyn und Merkisch-Muschaken. Der erstere war ein Junggeselle, der seinen schönen Besitz an der polnischen Grenze mustergültig betrieb und auch für die Kreisverwaltung sehr interessiert war. Herr Merkisch war ein tüchtiger Landwirt mit guter Kenntnis der Verhältnisse im Kreis.

Im Kreistag war neben Becker, Schulz und Frost ausschlaggebend der vornehme Major a. D. von Schack-Oschekau, der als Führer des Stahlhelms die alte konservative Gesinnung verkörperte, ferner Schwanke-Groß Schläfken, der Vorsitzende des Landwirtschaftsverbandes, die etwas aktivere wirtschaftspolitische Richtung vertretend. Lewandowski-Frankenau, der bekannte Schweinezüchter, zeichnete sich durch seine Sachlichkeit aus. Die Opposition führte Otto-Jedwabno. Er war an sich ein kluger Kopf, vertrat aber zu stark den Lokalpatriotismus des östlichen Kreisteils und glaubte vor allem den angeblich zu starken Einfluß des größeren Besitzes zu Gunsten des Bauerntums bekämpfen zu müssen. Bisher war die gemeinsame Vertretung aller landwirtschaftlichen und politischen Fragen mit gutem Ergebnis versucht worden. Obendrein sah Otto in den Beamten nicht die bereitwilligen Helfer, sondern die ungebetenen Bevormunder oder sogar unerwünschten Polizeiorgane. Rechtsanwalt Hinz in Neidenburg unterstützte Otto in den meisten Dingen. Es gab unliebsame Spannungen, ja Zusammenstöße, die in jener kritischen Zeit besser vermieden worden wären.

Der würdige Superintendent Gettwart und sein ausgezeichnete Nachfolger Stern genossen überall große Verehrung. Die Geistlichkeit hatte in dem kirchentreuen Masuren großen Einfluß. Es war stets ein tiefer Eindruck, wenn die Gemeinde zum Gebet niederkniete. Ebenso war der katholische Geistliche Pfarrer Klink sehr geschätzt.

Der Westen des Kreises war von dem Osten durch große Forsten getrennt. Der staatliche Teil wurde von vier Forstmeistern verwaltet. Ihr Stolz waren nicht nur die wertvollen Waldbestände, sondern noch mehr die urigen Hirsche mit den Geweihen, die den Romintern nicht nachstanden. Diese erbeuteten Trophäen bekamen aber nur die guten Freunde zu Gesicht, damit nicht hochgestellte Herren den Abschluß für sich beanspruchten. Die ausgeprägteste Persönlichkeit war Forstmeister Hoene-Commusin, in dessen Revier die besten Hirsche standen. Der ehemalige Feldjäger war eine Vollnatur, die Wissen mit Charakter vereinte. Aber auch die Forstmeister Baehr-Grünfließ, Rahm-Kaltenborn und Freiherr von Lindelof-Hartigswalde konnten stolz auf ihre Reviere und ihre Erfolge sein. Das edle Waidwerk wurde im ganzen Kreise mit Eifer betrieben. Die winterlichen Treibjagden mit den anschließenden feuchtföhlichen Abenden gehören wohl für alle Teilnehmer zu den angenehmsten Erinnerungen. Namentlich in dem großen Waldgebiet lagen eine Reihe ausgedehnter Seen, deren verschwiegenem Zauber sich niemand entziehen konnte. Ihr Reichtum an Fischen aller Art und an herrlichen Krebsen machte der Hausfrau den Küchensettel leicht, zumal es obendrein Pilze und Beeren in Hülle und Fülle gab. Der Wochenmarkt in Neidenburg zeigte infolgedessen eine ungewöhnlich reiche Auswahl und ein malerisches Bild.

In Direktor Martens hatte das Neidenburger Gymnasium einen Leiter, dem man gewiß keine Einseitigkeit und Enge der Anschauung nachsagen konnte und der alles daran setzte, seinen Jungen außer dem notwendigen Wissen die Kunst beizubringen, einmal im Leben ihren Mann zu stehen. Die Volksschule leitete seit langen Jahren der sehr befähigte und allseits geliebte Rektor Mateoschat. Der vaterländische Frauenverein lag in den bewährten Händen von Frau Amtsgerichtsrat Matthes.

Die vordringlichste Aufgabe für mich war die Durchführung der Osthilfe, die ich ja in Berlin mit hatte schaffen helfen. Sie wollte die kurzfristigen und hochverzinslichen

Verbindlichkeiten hinter der 1. Hypothek durch eine langfristige und zinsverbilligte Staatshypothek umschulden. Sie setze eine erststellige Beleihung voraus. Da jedoch inzwischen die Pfandbriefe der ostpreußischen Landschaft infolge der Zuspitzung der Kreditverhältnisse nicht mehr abgesetzt werden konnten und daher keine Beleihungsmittel an erster Stelle verfügbar waren, drohte tatsächlich die Osthilfe in Ostpreußen zu scheitern. Ich dachte diese Schwierigkeiten durch Absatz der Landschaftspfandbriefe bei den Sparkassen zu beheben, die einen Teil ihrer Mittel in mündelsicheren Papieren anzulegen hatten. Im ersten Weltkriege hatten deutsche Städte Patenschaften für kriegsgeschädigte Kreise übernommen. Köln war Pate von Neidenburg. Ich wandte mich daher an den Oberbürgermeister von Köln, den jetzigen Bundeskanzler Dr. Adenauer, und wußte ihn zur Abnahme von 1/2 Million Pfandbriefen durch die Stadtparkasse zu bewegen. Mit dieser Rheinlandhilfe war die Osthilfe für den Kreis Neidenburg gesichert und vielen gefährdeten Betrieben geholfen. Entsprechendes wurde für die anderen ostpreußischen Kreise eingeleitet und auf diese Weise rund 40 Millionen RM ostpreußischer Landschaftspfandbriefe untergebracht. Wenn die Osthilfe die auf sie gesetzten Erwartungen nicht erfüllte, so lag das daran, daß infolge der Weltmarktlage die Preise für die landwirtschaftlichen Erzeugnisse immer mehr absanken und dadurch die eben sanierten Betriebe aufs neue notleidend wurden. 1929 brachte aber die Osthilfe eine große Erleichterung. Ohne sie wären viele Betriebe unrettbar zusammengebrochen.

Im Kreis Neidenburg mit seinen überwiegend leichten Böden hatte namentlich der Kartoffelanbau größte Bedeutung. Es konnten dabei beachtliche Erfolge erzielt werden. Erträge um 100 Zentner je Morgen, die anderwärts noch als gute Ernten galten, wurden hier meist als unbefriedigend angesehen. Der Saatkartoffelanbau erforderte noch mehr Arbeit, brachte aber gute Verdienste. Zahlreiche Brennereien gewährleisteten eine angemessene Verwertung der Abfallkartoffeln. Die dabei anfallende Schlempe ermöglichte eine große Rindviehhaltung, die wiederum den für den Kartoffelanbau unerläßlichen Stallung lieferte. Der Kartoffelanbau, der an sich schon arbeitsintensiv ist, verlangte allerdings während der Ernte die zusätzliche Einstellung von Arbeitskräften, die im Kreise nicht genügend verfügbar waren. Es war von jeher üblich, in diesen Wochen polnische Gräber zu beschäftigen, die größtenteils schwarz über die Grenze kamen. Selbst die immer schärfer werdenden Verbote konnten dies nicht ganz verhindern.

Eine große Hilfe stellte für die Landwirtschaft des Kreises die Regulierung der Gewässer und die Meliorierung der Grünlandflächen dar. Bei dem geringen Gefälle der Wasserläufe mußte ferner für eine regelmäßige Räumung gesorgt werden, weil sonst eine Versumpfung der anliegenden Flächen unvermeidlich war. Auf diesem Gebiet hat Baumeister Lixfeld Hervorragendes geleistet. Unermüdlich warb er für die Kultivierung des Grünlandes, die auf genossenschaftlichem Wege erfolgte und die Zustimmung der Mehrheit der Beteiligten erforderte. Ich habe ihn hierbei nach Kräften unterstützt. Tausende von Morgen wurden so fruchtbares Weideland und gaben damit der Viehhaltung und der Milchwirtschaft einen großen Auftrieb. Die schwierigste Aufgabe war im Orschützgebiet (deutsch, polnisch Orzec), im Südosten des Kreises zu lösen. Dieses große Wiesengelände war mit Staatsmitteln bereits um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts entwässert worden. Durch mangelnde Räumung am Unterlauf nahe der polnischen Grenze war jedoch das ganze Gebiet, an dem rund 25 Gemeinden beteiligt waren, wieder mehr oder weniger versumpft. Die Genossenschaft war praktisch tot, kein Beteiligter hatte mehr Interesse an diesen Sumpfflächen, auf denen, wie scherzhaft gesagt wurde, eine Kuh bald zur Ziege wurde. Die notwendigen Arbeiten überstiegen auch die Kräfte der Beteiligten; ohne nennenswerte neuerliche Staatshilfe kam man nicht weiter. Doch konnte diese nicht erreicht werden, wenn die Beteiligten gar nichts taten. Ich ordnete daher, da die Genossenschaft aktionsunfähig war, an, daß die Gemeinden gewisse Räumungsarbeiten vornahmen. Auf



einem kurzen Urlaub begriffen, las ich mit Befriedigung aus der nachgesandten Zeitung, daß beim Räumen dort zwölf tote Russen gefunden worden seien. Das war einerseits der Beweis, daß meine Anordnung befolgt wurde, aber ebenso, daß seit 15 Jahren nicht mehr geräumt worden war. Einige Monate später erreichte ich eine örtliche Besichtigung dieses Gebietes, um die nötigen Staatsmittel zu erhalten. Die hohen Herren aus Königsberg und Berlin bekamen gründlich nasse Füße, als sie mit mir quer durch dieses Gebiet gingen.

Noch lange danach wurden mir die verdammten nassen Wiesen in den Ministerien vorgehalten. Aber das Ziel war erreicht, die Mittel wurden grundsätzlich zugesagt. Wir teilten das Gebiet in vier Genossenschaften auf. Die Pläne wurden mit Kreismitteln ausgearbeitet. Mein Nachfolger konnte sie durchführen. Dies armselige Gebiet wurde damit erneut einer der wertvollsten Teile des Kreises.

Der Ausfall der Ernte hing im wesentlichen davon ab, ob genügend Niederschläge fielen. Dann blickte wohl der Norden der Provinz mit seinen schweren Böden, der den Regen verwünschte, auf den üppig werdenden Sandboden Masurens. blieb jedoch der Regen aus, dann kam mit der Dürre die Not, zumal wenn sich ihr Nachtfröste zugesellten. Dies war namentlich 1930 der Fall, wo sich eine rechte Katastrophe ergab. Mit den Ministerialkommissaren, deren Besuch ich erreicht hatte, konnte ich teilweise mit dem Wagen über Kornfelder fahren, ohne Schaden zu verursachen, so wenig stand darauf. Die Staatshilfe von 400.000 RM, die ich dank meiner Berliner Beziehungen für die am meisten geschädigten Gebiete des Kreises erwirken konnte, bewahrte viele Betriebe vor dem Zusammenbruch. Auch in späteren Jahren machten örtliche Notstände kleinere Hilfsaktionen notwendig.

Die Landarbeiter wurden überwiegend als Instleute eingestellt. Dieses im Westen oft aus Unkenntnis kritisierte Arbeitsverhältnis gewährte zwar eine verhältnismäßig geringe Arbeitsvergütung in Geld, dafür aber erhebliche Naturalleistungen. Insbesondere brachte die Geflügel- und Schweinezucht einen guten Verdienst. Da das Haus dem Arbeitgeber gehörte, hatte letzterer die Steuern und Reparaturen zu tragen. Der Instmann stand sich also in der Regel besser als der benachbarte Siedler. Da er leicht eine andere Stelle fand, konnte auch von einer unangemessenen Abhängigkeit vom Arbeitgeber nicht die Rede sein. Es bestand meist ein in jahrzehntelanger Zusammenarbeit ausgebildetes Vertrauensverhältnis.

Zu Unrecht wurde Ostpreußen im Westen als das Land des Großgrundbesitzes angesehen. Es war von wenigen Kreisen abgesehen ein Bauernland. Dies galt insbesondere von dem Kreise Neidenburg, wo neben Tausenden von bäuerlichen Besitzungen nur wenige Großbetriebe vorhanden waren. Als vorbildliche Wirtschaften waren sie aber für den Kreis von großem Wert und stellten überdies Persönlichkeiten, die die Interessen des Berufsstandes und des ganzen Kreises gut zu vertreten wußten. Den Kreisdeputierten Becker-Schloßgut erwähnte ich bereits, ebenso Schwanke-Groß Schläfken als Vorsitzenden des Landwirtschaftsverbandes und Wiese-Sabloczyn als Kreisauschußmitglied, ferner v. Schack, Besitzer von Skottau und Pächter des Johanniterordensgutes Oschekau als Stahlhelmführer. Briken-Albrechtsau war für Wirtschafts- und Kreditfragen eingesetzt. In der Vorkriegszeit war Nehbel-Salusken die markanteste Persönlichkeit des Kreises. Er war erster Kreisdeputierter und vertrat von 1902 bis 1918 den Kreis im Provinzial-Landtag, Abgeordnetenhaus und Reichstag, ferner in zahlreichen anderen Ehrenämtern, so als Landschaftsdirektor in unermüdlichem Wirken. Als Landwirt galt sein Interesse besonders dem intensiven Kartoffelanbau, in dem er bahnbrechend wurde. Seine öffentlichen Ämter verhinderten ihn jedoch in steigendem Maße, sich laufend um seinen eigenen Betrieb zu kümmern. Er mußte daher diese Aufgabe seiner aus dem Schloßguthause stammenden Frau überlassen, welche sein Lebenswerk nach seinem Tode (1922) in vorbildlicher Weise weiterführte und aus Salusken einen anerkannten

Musterbetrieb machte, der selbst in den Krisenzeiten keiner Staatshilfe bedurfte. In gleicher Weise fielen Frau Franckenstein-Sagsau und Frau Schwanke-Koslau und -Orlau sowie Frau Zehe-Dietrichsdorf nach dem Tode ihrer hervorragend tüchtigen Ehemänner die schwierige Aufgabe zu, ihre Betriebe selbst leiten zu müssen. Die Pflichttreue und Umsicht, mit der diese Gutsherrinnen ihre Besitzungen bewirtschafteten, nötigte jedem Hochachtung ab. Anspruchslos für ihre Person, sahen sie ihre Aufgabe darin, das überkommene Erbe zu erhalten. Ihr vorbildlicher Einsatz zeigte sich auch darin, daß sie bis zum bitteren Ende mit ihren Leuten aushielten. Frau Franckenstein und Frau Schwanke kamen auf dem Treck um. Frau Nehbel wurde von den Russen überholt und lebte unter den schwierigsten Verhältnissen noch bis zum Herbst 1945 auf ihrem Gute, bis sie von den Polen ausgewiesen wurde. Frau Kautz-Taubendorf, Frau Medicus-Logdau und Frau Zehe-Dietrichsdorf fanden nach dem Tode ihrer Ehemänner Unterstützung durch ihre Söhne bzw. Schwiegersöhne, die später die Betriebe übernahmen. Auch diese tüchtigen Frauen verdienen hohe Anerkennung.

Karl Zehe in Dietrichsdorf setzte mit gutem Erfolge das Werk seines Vaters Curt Zehe fort, der als einziger im Kreise Alleinvermehrter für den Pettkuser Saatroggen geworden war und damit den leichten Boden auf eine hohe Ertragsstufe brachte. Karl Zehe zeichnete sich namentlich als guter Züchter aus.

Als bewährte Landwirte sind ferner zu nennen:

Balk-Sbylutton, Becker jun.-Sachen, Bertram-Wiesenfeld, Grieffenhagen-Kl. Koslau, Haedge-Kownatken, Kohls-Sackrau, Küttner-Lippau, Olschewski-Abbau Neidenburg und Schlenger-Albinshof, Maxin-Wychrowitz, Schienger-Camerau, Stenzel-Karlshöhe, Wargalla-Piontken und Wittich-Saberau. Darüber hinaus verdienten noch viele andere wegen ihrer guten Leistungen erwähnt zu werden. In der Schafzucht waren namentlich die Stammherden von Zehe-Dietrichsdorf und v. d. Medem-Wolka bekannt.

Schwanke-Groß Schläfken war Vorsitzender des Reitervereins. Als begeisterter Pferdeliebhaber wußte er bei jung und alt den echten Reitergeist hochzuhalten und weiterzubilden. Schöne Erinnerungen sind die Reitjagden, insbesondere die Hubertusjagd bei ihm selbst, bei der seine Kinder auf Ponnys die letzte Strecke mitreiten durften. Bei den Turnieren im Sommer fehlten nie Vorführungen mit den alten farbenfrohen Kavallerie-Uniformen, die immer lebhaften Beifall erweckten. Der Bau der Reithalle ist sein Werk.

Die neue Grenzziehung gegenüber Polen machte den Neubau einer Reihe von Straßen notwendig. Viel war bereits unter Freiherr von Mirbach geschehen, der als Abgeordneter seinem Kreis wertvolle Beihilfen hatte verschaffen können. Mittels meiner Berliner Verbindungen konnte ich dieses Werk weiter fortsetzen. Auch für die ordnungsmäßige Unterhaltung der Straßen habe ich nach Möglichkeit gesorgt. Meist kann man ja die Finanzen des Kreises an dem Zustand der Straßen erkennen, da hierbei am ersten gespart zu werden pflegt. Neubauten von privaten und öffentlichen Gebäuden bezeugten, daß trotz der schwierigen Zeiten rege Fortschritte gemacht wurden.

In zunehmendem Maße wurde dem Jugendsport Beachtung geschenkt. Den Höhepunkt bildete jedes Jahr das Kreissportfest in Kaltenborn.

Die gesundheitliche Betreuung der Bevölkerung lag mir sehr am Herzen. Ich konnte im ganzen Kreise die Schulzahnpflege einführen, ferner in Jedwabno ein Krankenhaus einrichten, das einem Arzt die Möglichkeit gab, dort die Praxis auszuüben. Namentlich im Winter war es für die Kranken des östlichen Kreisteils ein großer Vorteil, die lange Schlittenfahrt nach Neidenburg zu vermeiden und sich in Jedwabno behandeln lassen zu können.

Da Neidenburg nahe der polnischen Grenze lag, konnte ich mittels des Grenzübertrittscheins in das Soldauer Gebiet. Ich habe es als wichtige Aufgabe angesehen, die Verbindung mit den dort verbliebenen Deutschen zu pflegen. Auf dem schönen Besitz von Franckenstein-Niederhof, der lange Jahre Kreisdeputierter in Neidenburg gewesen war, habe ich öfters im Kreise der Nachbarn gewohnt. Auf dem Wege dahin traf ich meistens mit Superintendent Barczewski in Soldau zusammen, der dort unbeirrt die Fahne des Deutschtums hochhielt,

Die Finanzen des Kreises blieben in guter Ordnung. Trotz der immer schwieriger werdenden Wirtschaftslage konnte ich sogar die Kreisumlagen senken und an weitere Erleichterungen denken. Neidenburg war der einzige ostpreußische Kreis ohne Schulden.

Ostern 1930 hatte ich Charlotte von Wuthenau, die älteste Tochter aus dem Salusker Hause, geheiratet und fühlte mich damit dem Kreise noch enger verbunden, denn ich mußte nun damit rechnen, daß ich in absehbarer Zeit neben dem Kreise auch den meiner Frau zufallenden Besitz zu verwalten haben würde. Die glücklichste Verbindung zweier Aufgaben, die sich m. E. denken läßt. Doch wurde ich zwei Jahre später, anlässlich der Reichspräsidentenwahl 1932, unerwartet abberufen, weil diese Wahlen im Kreise Neidenburg entgegen den Wünschen der Regierung ausgefallen waren. Diese Maßnahme richtete sich nicht gegen meine Person. Mir wurde sogleich zugesagt, daß ich anderweitig als Landrat verwendet werden würde. Aber mein Schicksal wurde dadurch in eine andere Bahn gelenkt. Ich konnte noch einen erholsamen Sommer in Salusken verbringen und den Betrieb näher kennenlernen, als mir das bisher möglich gewesen war. Dann erfuhr ich eines Tages durch das Radio meine Versetzung als Landrat nach Eschwege bei Kassel, meiner hessischen Heimat. Obwohl ich dort mit offenen Armen aufgenommen wurde und größere Aufgaben vorfand, mir ferner später der Kreis Trier, einer der schönsten und größten Kreise Preußens, anvertraut wurde, so blieb doch Neidenburg für mich stets der Kreis, dem ich mich am meisten verbunden gefühlt habe. Ich verbrachte dort weiter meine Ferien und die Weihnachtstage und dachte an die immer näherrückende Zeit, wo ich für dauernd dorthin zurückkehren würde, um wie meine Vorfahren als Landwirt tätig zu sein. Das Kriegsende hat diese Pläne zunächst zunichte gemacht. Trotzdem hoffe ich zuversichtlich auf den Tag, an dem für uns alle der Ruf zur Rückkehr in unseren geliebten Neidenburger Kreis ergeht.

### **Rektor Friedrich Mateoschat**

„Meine Mitarbeit in der Notgemeinschaft vertriebener Neidenburger als Obmann der Berufsgruppe Lehrer und Erzieher sowie als Leiter der Heimatstelle für Schrift und Bild des Kreises Neidenburg ist mir eine Herzensangelegenheit, die ich hoffentlich bei Besserung meines Gesundheitszustandes noch lange verrichten kann.“

Dies schrieb Rektor Friedrich Mateoschat am 22. Januar 1957, und nur zweieinhalb Jahre später mußten wir unseren Lesern mitteilen, daß er, nachdem er gerade einen Antwortbrief an den Kreisvertreter des Kreises Neidenburg geschrieben hatte, plötzlich zusammenbrach und an einem Herzinfarkt verschied.

Rektor Mateoschat war eine bekannte Persönlichkeit in der Stadt Neidenburg, aber auch im Kreis Neidenburg war sein Name ein Begriff, wenn er auch nur fünfzehn Jahre Zeit hatte, ihn zu erwerben. Er wurde geboren am 27. September 1886 in Samolucken, Kreis Pillkallen (Schloßberg). Nach der Volksschule besuchte er zur Vorbereitung auf den erwählten Beruf die Präparandie und das Lehrerseminar in Hohenstein/Ostpreußen. Seine erste Anstellung als Schulamtsbewerber erhielt er am 1. Oktober 1906 in Farienen, Kreis Ortelsburg. 1909 legte er die zweite Lehrprüfung ab, um dann von 1910 bis 1930

alleiniger Lehrer an der einklassigen Volksschule in Rotenfelde, Kreis Sensburg, zu werden.

Während seiner Tätigkeit im Kreis Sensburg gründete er die erste pädagogische Arbeitsgemeinschaft Ostpreußens und wurde deren Leiter. Aber auch sonstige Ehrenämter innerhalb seines Arbeitskreises zeigen die Beliebtheit dieses Lehrers und seine Bereitschaft, sich für die Allgemeinheit einzusetzen.

Am 1. August 1930 trat Mateoschat seinen Dienst als Rektor an der evangelischen Knaben- und Mädchenschule in Neidenburg an und hatte bis zur Inbetriebnahme der neuerbauten evangelischen Knabenschule, in der die vierklassige katholische Volksschule mit untergebracht werden sollte, mit allen Schwierigkeiten zu kämpfen, die beengter Schulraum mit sich bringt. Als im Januar 1933 der Neubau der genannten evangelischen Knabenschule seiner Bestimmung übergeben wurde, blieb ihm die Entscheidung überlassen, ob er Rektor der evangelischen Knabenschule oder der evangelischen Mädchenschule werden wolle. Er entschied sich für die evangelische Mädchenschule, die mit der sogenannten „Höheren Töchterschule“ in einem Gebäude untergebracht war, und überließ den hervorragend eingerichteten Schulhausneubau der evangelischen Knabenschule einem anderen Schulleiter. Bis zur Vertreibung hat Rektor Mateoschat sein ganzes Können und seine ganze Kraft dem weiteren Ausbau seiner Mädchenvolksschule gewidmet. Er war auch bei der Wahl des Namens „Burgschule“ maßgeblich beteiligt.

Bei einem Rückblick auf seine sonstige Tätigkeit für die Allgemeinheit finden wir folgende Angaben: Vorstandsmitglied des ostpreußischen Provinzial-Lehrervereins bis 1933, Leiter der Neidenburger pädagogischen Arbeitsgemeinschaft von 1931 bis zur Auflösung durch die NSDAP im Jahr 1933, Mitbegründer und Vorstandsmitglied der Interessengemeinschaft der pädagogischen Arbeitsgemeinschaften im Regierungsbezirk Allenstein, Mitglied des Kirchenrates und Beauftragter für Naturschutz im Kreis Neidenburg. Als solchem gelang es ihm, neben anderen Objekten das Gebiet der Allequellen zwischen Lahna und Orlau unter Naturschutz bzw. Landschaftsschutz zu stellen. 1944 übernahm Mateoschat schließlich noch im Auftrag der Regierung einen Umschulungslehrgang für volksdeutsche Lehrer und Lehrerinnen, die in Neidenburg zusammengezogen wurden.

Wenn die „Burgschule“ Neidenburg einen sehr guten Ruf hatte, dann ist dies allein Rektor Mateoschat und den von ihm geführten Lehrkräften zu verdanken. Sein persönlicher Umgang mit den Eltern und dem Elternbeirat, der Stadt, der Kreisverwaltung und den Geistlichen beider Konfessionen brachte nur Nutzen für seine Schule, obwohl er seitens der Partei mit Mißtrauen betrachtet und heftig bekämpft wurde.

Seine Arbeit und seine Liebe galten der Ertüchtigung der Jugend. Davon ließ er sich durch nichts abbringen. 1944 wurde er, wie fast alle Männer Ostpreußens, zum Stellungsbau einberufen. Am 20. Januar 1945 verließ er mit dem Volkssturm Neidenburg.

Die Flucht führte ihn später durch ganz Ostpreußen bis Danzig und dann über Pillau, Stralsund, Eberswalde nach Flensburg. Hier geriet er in die Mühlen der außerordentlich langsam arbeitenden Entnazifizierungsausschüsse. Des Verfahrens überdrüssig, beantragte er seine Pensionierung.

Rektor Mateoschat war verheiratet mit der Oberlehrerin (Studienrätin) Ida Schwochow, die im Januar 1951 in Flensburg verstarb. Der Ehe entsprossen drei Töchter.

Im Ostpreußenblatt vom Juli 1959 wurde im Nachruf für Mateoschat folgendes gesagt:

„Der Kreis Neidenburg, vor allen Dingen der Unterzeichnete, verliert in dem Verstorbenen einen Mitarbeiter in den Dingen der Heimat, der kaum zu ersetzen sein wird. Bei

Einrichtung der Heimatstelle für Schrift und Bild des Kreises Neidenburg und bei der Berufung eines Obmannes für die Lehrkräfte der Höheren Schulen und Volksschulen, sowie der Berufsschulen des Kreises Neidenburg war es selbstverständlich, daß der Verstorbene in diese leitenden Ämter berufen wurde. Was er als Leiter der Heimatstelle Schrift und Bild geleistet hat, wird erst nach Sichtung und Auswertung des von ihm gesammelten Heimatgutes deutlich werden. Sein besonderes Anliegen, alle Erzieher des Kreises Neidenburg zu erfassen, um mit ihnen ein gemeinsames Werk über das Schulwesen des Kreises herauszugeben, konnte er zu seinem Leidwesen nicht zum Erfolg führen.“

Diese Feststellung soll Rektor Mateoschat kennzeichnen und mit ihm in die Geschichte des Kreises Neidenburg, an der er so gern mitgearbeitet hätte, eingehen.

W a g n e r

## **Franz Fanelisa**

### **Ehem. Amtsvorsteher in Roggen, Kreis Neidenburg/Ostpreußen**

Der Kreisvertreter des Kreises Neidenburg, Herr Bürgermeister Wagner, hat mich gebeten, für das Archiv eine kurze Biographie meines Vaters unter besonderer Würdigung seiner Verdienste um den Heimatkreis zu erstellen. Seiner Bitte sei hiermit gern entsprochen. Nur muß ich um Verständnis dafür bitten, daß ich zu diesem Zweck einen Freund und Waidgenossen meines Vaters, Herrn Lehrer Kluwe aus Bielefeld, und das langjährige Mitglied der Roggener Gemeindevertretung, Herrn Friedrich Latossek aus Bremen-Borgfeld, um eine Gedächtnisstütze gebeten habe, weil Daten und Einzelheiten aus dem Leben meines Vaters, die bis in meine frühe Kindheit zurückreichen sollen, mir teilweise nur noch sehr schwach, ja auch gar nicht mehr in Erinnerung sind. Die beiden Landsleute haben mir wichtige Hinweise gegeben. Ihnen sei an dieser Stelle recht herzlich gedankt.

Auch bitte ich um Nachsicht und Verständnis, wenn ich einer Würdigung der Verdienste meines Vaters den Vorrang gegenüber einer trockenen Aufzählung von Daten und Wirkungszeiten einräume. Das glaube ich dem Vermächtnis eines Mannes schuldig zu sein, der weit über die Grenzen seines Wirkungskreises bekannt war. Ich hoffe, auf diese Weise auch einen kleinen Beitrag zu dem leider sehr spärlichen Nachlaß zu leisten, den wir uns aus unserer Heimat herüberretten konnten und den zu bewahren und zu pflegen für jeden Ostpreußen eine vordringliche Verpflichtung sein sollte.

Mein Vater gehört mit zu jenen Männern, die besonders in der Zeit vor und nach dem ersten Weltkrieg die Entwicklung des Kreises Neidenburg maßgeblich bestimmen durften, wozu er besonders durch seine langjährige Mitgliedschaft im Kreisausschuß in reichem Maße Gelegenheit hatte.

An der Vielzahl der Ämter und Ehrenämter, die er auf sich vereinigte, läßt sich leicht der Grad des Vertrauens ermessen, das man ihm allseits entgegenbrachte. Er war u. a. Amtsvorsteher, Gemeindevorsteher, Postagent, Standesbeamter, Schiedsman, Kreisausschußmitglied, Provinziallandtags- und Kreistagsabgeordneter, Kirchenältester, landwirtschaftlicher Sachverständiger, Schöffe beim Amtsgericht, Geschworener beim Landgericht und Kommissar der Feuersozietät für die Provinz Ostpreußen. Daß er aber in seinem Hauptberuf ein passionierter Landwirt und Waidmann war, darf nicht unerwähnt bleiben, weil gerade die Liebe zur Scholle und zur Jagd sein persönliches Schicksal in hohem Maße beeinflußt hat.

Sie hat ihn letztlich dazu bewogen, auf den Posten des Kreisausschußsekretärs beim Landratsamt in Neidenburg, den ihm Herr Landrat von Mirbach anbot, ohne große Bedenken zu verzichten und seiner Scholle und Gemeinde treu zu bleiben.

Mein Vater wurde am 24. November 1878 in Groß Gardienen, Kreis Neidenburg, als Sohn eines Gastwirts geboren. Nach dem Besuch der Volksschule nahm er eine kaufmännische Lehre in Allenstein an, mit dem Ziel, das elterliche Geschäft einmal zu übernehmen, das sein Vater inzwischen im Jahre 1895 in Roggen erworben hatte. Mit der erworbenen Gastwirtschaft war die Posthilfsstelle in Roggen verbunden. Die Post selbst wurde damals von Briefträgern aus Muschaken ausgetragen. Erst nach Fertigstellung der Bahnstrecke Neidenburg-Ortelsburg wurde die Posthilfsstelle in eine Postagentur umgewandelt (etwa 1905), die dann von meinem Vater weiter verwaltet wurde. Bevor er im Jahre 1909 heiratete, verkaufte er die Gastwirtschaft, erwarb das gegenüberliegende Baugrundstück und baute sich dort einen Bauernhof auf, auf dem er die Postagentur mit unterbrachte und auch vorübergehend dort eine Molkerei betrieb.

Im Jahre 1912 starb der langjährige Gemeindevorsteher aus Roggen, Glimski. Mein Vater wurde sein Nachfolger. Die Tätigkeit des Gemeindevorstehers wurde damals in Roggen nicht mit barem Gelde abgegolten. Vielmehr erhielt er die nicht sehr ertragreiche sogenannte Gemeindefufe (rd. 60 Morgen Land und Wiesen) zur eigenen Bewirtschaftung für die Dauer der Wahlzeit. Dieser Landzuwachs war ein dankbares Betätigungsfeld für die landwirtschaftlichen Neigungen meines Vaters, der jetzt die damals als modern bezeichneten neuen Bewirtschaftungsmethoden erproben konnte. So zeigte er den Bauern seiner Gemeinde eine gewinnbringende leichtere Bewirtschaftung ihrer Höfe - er ging ihnen beispielhaft voran.

Die im Besitz der Gemeinde befindlichen Kiesgruben veranlaßten ihn zum Ausbau der zwei Kilometer langen Dorfstraße und der Verbindungswege, und damit erschloß er seiner Gemeinde den Verkehr aus den Städten Neidenburg und Ortelsburg. Sein Ziel war aber noch weiter gesteckt. So ist es auch seinem Einfluß und Drängen als Kreistagsabgeordneter zu verdanken, daß die Chaussee von Roggen zum Bahnhof nach Windau (3 km) gebaut wurde. Als Gemeindevorsteher war er auch Verbandsvorsteher der Schulgemeinde, zu der noch das Rittergut Sachen gehörte. In seiner Amtszeit wurde das 1881 erbaute Schulhaus von Grund auf umgebaut und durch ein neues Wirtschaftsgebäude erweitert. Es folgte der Bau des großen Gemeindehauses, in dem Wohnungen für zwei Zollbeamte und den Gemeindegemeindevorsteher vorhanden waren.

Im Jahre 1915 wurde mein Vater Amtsvorsteher des großen Amtsbezirks Roggen mit sieben Gemeinden und drei Gütern. Seit dieser Zeit etwa war er nicht nur Kreistagsabgeordneter, sondern auch Mitglied des Kreisausschusses. Diese vielseitige Tätigkeit für die Allgemeinheit wurde plötzlich durch den Tod beendet. Durch einen Herzschlag wurde er am 28. März 1929 mitten aus seinem Schaffen gerissen. Bei seinem Begräbnis zeigte sich, wieviel Liebe er sich durch sein segensreiches Wirken erworben hatte, wie viele um einen Helfer trauerten. Ein Dorf, ein Kreis stand an seinem Grabe. Nach einer amtlichen Bekanntmachung in der Neidenburger Zeitung vom 4. April 1929 „wird aus Anlaß des plötzlichen Dahinscheidens unseres Herrn Amtsvorstehers im Amtsbezirk Roggen für öffentliche Veranstaltungen, verbunden mit Tanz und Lustbarkeit, für die Dauer von vier Wochen keine Genehmigung erteilt.“ Das ist wohl einmalig in der Anerkennung für ein Gemeindeoberhaupt. Seine Liebe zur Scholle, zu den Menschen und zu seiner Heimat rechtfertigte die Feststellung an seinem offenen Grabe: „Der ist in tiefster Seele treu, der die Heimat liebt wie du.“

## **Friedrich Wilhelm Siekierski**

### **Neidenburg**

Eine in der Stadt wie im Kreis bekannte Persönlichkeit war der Malermeister Friedrich Wilhelm Siekierski, Neidenburg, der in der Burgstraße mit seiner Ehefrau, Hedwig Skodzkians, sein kleines schmuckes Häuschen mit einem gepflegten Blumengarten bewohnte. Stets freundlich und lustig aufgelegt, war er vielen Menschen ein Helfer und Berater in allen Lebenslagen. Seine humorige Einstellung dokumentierte er dadurch, daß er an sein farbenprächtiges Haus in großen Lettern den Spruch malte: „Der Herr gebe denen, die mich kennen, zehnmal mehr, als sie mir gönnen.“

Siekierski entstammt einer alten Neidenburger Familie, sein Vater war der Schuhmacher Gottlieb Siekierski. Dessen Neidenburger Ahnen waren bis um das Jahr 1700 in Neidenburg nachweisbar.

Nach der Malerlehre bei Richard Sachs in Neidenburg und der Ableistung des Militärdienstes in Danzig-Neufahrwasser unterzog er sich der künstlerischen Ausbildung bei dem Kunstmaler Becher in Neidenburg. So war es ihm möglich, frühzeitig die Meisterprüfung abzulegen und sich selbständig zu machen. Der Wiederaufbau von Neidenburg in den Jahren 1915 bis 1920 brachte für ihn große Arbeiten, aber immer noch fand er Zeit, sich für die Allgemeinheit zur Verfügung zu stellen. Seine große Stunde schlug, als die Abstimmungsarbeiten anliefen. Es gibt wohl kein Dorf, das damals von ihm nicht besucht worden ist, wo er nicht zur Bevölkerung sprach.

Er wurde dann Listenführer der Abstimmungsberechtigten der Stadt Neidenburg, die zwar in anderen Teilen Ostpreußens geboren, aber trotzdem abstimmungsberechtigt für Neidenburg waren. Seine Kenntnisse in der französischen Sprache ermöglichten es ihm, sich mit dem französischen Kontrolloffizier gut zu verständigen und dadurch an der gerechten Durchführung der Abstimmung maßgeblich beteiligt zu sein. Die Wochen vor der Abstimmung und das Eintreffen der Abstimmungsberechtigten in Neidenburg kurz vor der Abstimmung nahmen Friedrich Wilhelm Siekierski bis zur Erschöpfung in Anspruch, aber nie war ihm eine zuge dachte Arbeit im Interesse des Deutschtums zu viel.

In seinem Beruf hatte Siekierski viel Erfolg, und sein Geschäft gehörte zu den ersten der Stadt Neidenburg. Seine künstlerische Begabung brachte ihm den Auftrag zur Ausgestaltung der evangelischen Kirche und die Erneuerungsarbeiten in der Burg Neidenburg. Seine Steckenpferde waren Pastell- und Ölmalerei, er bevorzugte Landschaften und Blumenstillleben. Aber auch das Theaterspielen lag ihm sehr am Herzen, und es gab wohl keine Vereinstheaterveranstaltung, in der nicht Friedrich Wilhelm Siekierski eine der Hauptrollen trug.

Seine Leidenschaft aber war ein gutes Skatspiel. Bei Skatbrüdern war er ein begehrter Mann.

Wie alle Neidenburger mußte er 1945 mit seiner Frau fliehen. Sein Fluchtweg endete in Himmelspforten bei Stade. Als ihm ein ehemaliger Mieter in seinem Neidenburger Haus, der als Arbeitsdienstführer im Kreis tätig gewesen war, anbot, nach Engers am Rhein zu kommen, gab es für Siekierski kein Überlegen. In seiner zweiten Heimat, in Engers, faßte er bald Fuß und wurde schnell der gleiche, geachtete und beliebte Bürger, wie er es in Neidenburg war. Beratend wirkte er dort bei der Ausgestaltung der evangelischen Kirche. Das Vertrauen der evangelischen Gläubigen berief ihn in den Kirchenrat. Schließlich wurde er auch Kirchenkassenrechner.

1955 starb seine Frau, die er 1908 geheiratet hatte, plötzlich an Gehirnschlag. Diesen Schicksalsschlag konnte Siekierski nicht verwinden. Er folgte ihr nach einem Vierteljahr,

am 26. Dezember 1955 nach. Es war ihm, wie so vielen, nicht vergönnt, in der alten Heimat mit seiner Gattin zur letzten Ruhe gebettet zu werden.

P. Wagner

### **Emanuel Iwan Prozesky**

Emanuel Iwan Traugott Prozesky wurde am 5. 1. 1878 in Königsberg/ Preußen geboren. Er entschloß sich, den Försterberuf zu ergreifen. Nach seiner Ausbildung und Dienstleistung auf verschiedenen Stellen, darunter auch in Kurland, und Erfüllung seiner Militärdienstzeit in Ortelsburg beim 1. Ostpr. Jägerbatl. Graf York von Wartenberg übernahm er im Jahre 1905 die Försterstelle auf dem Gute Niederhof bei Soldau, die er bis zur Flucht im Januar 1945, also fast 40 Jahre, bekleidete.

Am 31. 3. 1910 heiratete er Helene Poggoda, ebenfalls in Königsberg geboren. Der Ehe entsprossen sechs Kinder (vier Söhne, zwei Töchter).

Den ersten Weltkrieg machte er bei verschiedenen Jägerformationen an der Ost-, West- und Südfront mit. Mehrfach verwundet, ausgezeichnet mit dem E. K. I und II und dem silbernen Verwundetenabzeichen und zum Offizierstellvertreter befördert, kehrte er aus dem Kriege heim und übernahm wieder seinen Posten.

Prozesky war als passionierter Jäger, ein sehr guter Schütze und hatte auf forstlichem Gebiet hervorragende Kenntnisse. Die großen jagdlichen Erfolge, die hohen Strecken besonders an Fasanen in seinem Wirkungsgebiet vor dem ersten Kriege waren seiner Wildhege zu verdanken. Unermüdlich bekämpfte er das Raubzeug, und im Winter sorgte er vorbildlich für das Wild. So war Niederhof dank seiner Tüchtigkeit ein ideales und vielseitiges Niederwildrevier geworden.

Die Vorbereitung und die Leitung der großen, in ganz Ostpreußen bekannten „Niederhöfer Treibjagden“ lag stets in seinen Händen. Aber nicht nur diese besorgte er, sondern auch die Jagden in den benachbarten Revieren, und es wurde jedesmal als gewiß erwartet, daß der betreffende Jagdherr bei Beginn seiner Treibjagd bekanntgab „Die Leitung hat wie immer Förster Prozesky aus Niederhof.“

Die Abtretung des Soldauer Gebietes und damit auch des Gutes Niederhof an Polen traf diesen Mann ebenso schwer wie alle anderen Deutschen. Trotzdem blieb er in Niederhof. Wegen des polnischen Agrarreformgesetzes und der dadurch drohenden Enteignung von Land wurden große Flächen unter seiner Leitung aufgeforstet und neue Schonungen angelegt.

Aber auch im Jagdschutz war Prozesky vorbildlich und stets voll einsatzbereit. So stellte er in den dreißiger Jahren einen polnischen Wilderer auf frischer Tat. In erbittertem Handgemenge erschloß er diesen in äußerster Notwehr. Er stellte sich der Polizei und mußte mehrere Monate in Untersuchungshaft zubringen, bis er von einem polnischen Gericht freigesprochen wurde. Als Anerkennung erhielt er vom Deutschen Jagdschutzverein den Ehrenhirschfänger, eine hohe, nur selten für Wildererbekämpfung verliehene Auszeichnung.

In den Kriegsjahren 1920 (russisch-polnischer Krieg) und auch 1939 blieb er auf seinem Posten und half so diese schweren Tage durchzustehen.

1941 verlor er seine Frau nach einer schweren Operation.



Als am 18. 1. 1945 Niederhof plötzlich durch russische Panzer besetzt wurde, wäre er fast erschossen worden, da er seine grüne Forstuniform trug. Nur die Aussagen eines polnischen Landarbeiters retteten ihn. Nach Eintritt der Dunkelheit gelang es ihm dann, zusammen mit einem anderen Deutschen zu Fuß aus Niederhof zu entkommen. Nach abenteuerlicher Flucht, die ihn über Graudenz, Danzig und Pommern führte, kam er nach Mölln in Holstein. Trotz seines Alters und der erlittenen Strapazen legte er die Hände nicht in den Schoß, sondern war als Fachmann in einem Holzgeschäft tätig. Als Gemeindevertrauensmann von Niederhof hat er vielen Landsleuten geholfen, insbesondere bei der Bearbeitung von Rentenanträgen.

Nach längerer Krankheit starb er im Krankenhaus in Ratzeburg am 11. 4. 1953 und ruht nun auf dem dortigen Friedhof.

Bernhard Franckenstein-Niederhof

*In den Heimatbriefen Nr. 46 – 50 erschienen nachfolgende Biographien:*

### **Theodor Tolki**

Ehrenbürger der Stadt Neidenburg, geb. 19. 1. 1822, gest. 26. 10. 1904

Städte ehren mit der Verleihung der Würde eines Ehrenbürgers gemeinhin nicht Tagesgrößen, sondern wollen voll Dankbarkeit Mitbürger auszeichnen, deren Achtung und Liebe fordernde Taten für ihre Gemeinde aus lauterem Herzen kommen und allein den Mitmenschen gelten. Nicht immer sind solche Männer im Vordergrund Handelnde und sich Darbietende, oft gehören sie zum Kreise der Stillen im Lande. Und gerade deren Nachhall und Name werden dann leicht im lauten Getöse der Zeitläufe aus Ohren und Gedächtnis späterer Generationen verdrängt. Und deshalb wird hier Theodor Joachim Tolki genannt, der als Ehrenbürger der Stadt Neidenburg dankbare Erinnerung verdient.

Theodor Tolki kam als Sohn des Lehrers Joachim Tolki am 19. Januar 1822 in Saweiden im Kreise Rößel zur Welt. Daß er seine Gymnasialausbildung nicht in der Heimat, sondern im pommerschen Greifswald beendete, beruht auf dem seltenen Ereignis, daß seine ganze Klasse, also auch er, wegen irgendeines Jugendstreiches von einem ostpreußischen Gymnasium verwiesen wurde. Der Abiturient kam aber nach Ostpreußen zurück und studierte seit dem Sommersemester 1844 an der Albertina in Königsberg Rechtswissenschaft. Er trug seitdem das blauweißrote Band des Corps Masovia, das sein großer Neidenburger Mitbürger Ferdinand Gregorovius schon 1838 erworben hatte, und der Zufall wollte es, daß im gleichen Jahre 1844 mit ihm der nachmalige bekannte Allensteiner Landrat Otto Gisevius und auch ein späterer Ehrenbürger von Wormditt, der Sanitätsrat Johannes Poschmann, seine Corpsbrüder waren. Nach den üblichen Examina trat er in den Justizdienst, und hier führte ihn seine erste Anstellung als Kreisrichter in seine Wahlheimat und Wirkungsstätte, in die Stadt Neidenburg. Dort lebte der Kaufmann und Hotelier Schimmelpfennig, dessen Tochter Charlotte er am 14. August 1855 ehelichte. Die Familie wuchs, und das nicht üppige Richtergehalt mag die Bestreitung der Lebenshaltung und die Erziehung der drei Söhne und zwei Töchter schwer gemacht haben. So schied Theodor Tolki aus dem Staatsdienst und ließ sich in Neidenburg als Rechtsanwalt nieder. Er war der einzige damals in Stadt und Umgebung, und bei seiner beruflichen Tüchtigkeit und großen Beliebtheit hätte er ein reicher Mann nicht nur werden,

sondern auch bleiben können. Aber von seiner menschlichen Herzengüte und seiner Großzügigkeit hatten seine Klienten den Vorteil. Er verzichtete oft auf Gebühren, wo er Not ahnte, und vergaß absichtlich die Einziehung gestundeter Beträge. Die große Familie konnte gerade leben. Wirtschaftliche Unternehmungen, auf die er sich zur Behebung der Notlage der ärmeren Bevölkerungskreise einließ, gediehen auch nicht immer recht, und seine guten Absichten fielen nicht immer auf günstigen Boden. So beschäftigte er sich jahrelang zur Wiesenlandgewinnung mit der Trockenlegung des Braynickers Sees. Auch erwarb er zum Verkauf stehende bäuerliche Grundstücke, die zu einem Gut vereinigt wurden. Nach seinem jüngsten Sohn erhielt es den Namen Alfredshof. Aber auf diesem Hof sehr mäßiger Bonität hatte es dann sein ältester Sohn Richard als Landwirt bis zu seinem frühen Tode nicht leicht. Um 1893 wurde das Gut wohl verkauft. Die Menschen in Stadt und Land schätzten Tolki, der allen gemeinnützigen Anliegen sein Interesse zuwandte, sehr. So trug man ihm als einem Mann von Bürgersinn die Last von Ehrenämtern auf. Er wurde Vorsitzender des Vorschußvereins, auch Leiter der Schützengilde und der Liedertafel. Sein Wesen war von Güte bestimmt, er war ein Idealist und umgänglicher Menschenfreund, der sich in Mußestunden mit philosophischen Fragen befaßte. Fern jedem volkstribunenhaften Auftreten, war er politisch freisinnig ausgerichtet. Vielleicht deshalb erhielt er erst sehr spät, aber noch vor der Jahrhundertwende, den Titel Justizrat. Der rote Adlerorden aber erfreute den würdigen Herrn Notar mit dem weißen Vollbart doch. Die Stadt ehrte ihn und sich, als sie ihm etwa vier Jahre vor seinem Tode unter Bürgermeister Joppen die Ehrenbürgerrechte verlieh. Sie erkannte das Bemühen ihres Theodor Tolki um Wohlfahrt und Wohlergehen der Stadt- und Kreiseingesessenen an. Selbstlos, wie er immer gewesen war, hatte er für andere und die Öffentlichkeit fast sein ganzes Vermögen geopfert, und erst im hohen Alter konnte er Anwaltspraxis und Notariat aufgeben. Sein Lebensabend in seinem geliebten Neidenburg klang in recht bescheidenen Verhältnissen mit seinem Tode am 26. Oktober 1904 aus. Theodor Tolki ist der Großvater mütterlicherseits des ehemaligen Elchjägermeisters Oberforstmeister a. D. Hans Kramer (Lüneburg), der nicht nur den Ostpreußen als Verfasser des Standardwerkes „Der Elchwald“ bekannt ist. Der letzte noch lebende Träger des Familiennamens ist der 1905 in Tilsit geborene Oberstaatsanwalt Hans-Joachim Tolki in Berlin

Dr. Hans Lippold

### **Adolf Redzanowski, Kyschienen**

Eine der markantesten Persönlichkeiten ihrer Zeit im Soldauer Gebiet war auch Adolf Redzanowski, Kyschienen. Er wurde am 28. 8. 1875 in Kyschienen geboren. Nach Schulabschluß und Erlernung der Landwirtschaft übernahm er den väterlichen Besitz, später kaufte er noch den Hof seines Onkels dazu. Im Jahre 1906 heiratete er Ida, geb. Otto, aus Heinrichsdorf. Aus dieser Ehe sind sieben Kinder hervorgegangen, von denen heute noch fünf leben. Dank seiner Tüchtigkeit und seines Wissens wurde sein Besitz mit einer der besten seines Dorfes und der weiteren Umgebung.

Zahlreiche Ehrenämter bekleidete er im Laufe seines Lebens. Vor der Lostrennung des Soldauer Kreisteiles von Deutschland im Jahre 1920 war er zeitweise Amtsvorsteher und lange Jahre Bürgermeister seiner Gemeinde. Auch gehörte er dem Soldauer Kirchenrat als Ältester an. Weiter war er an führender Stellung in der Meliorationsgenossenschaft und in der Molkereigenossenschaft Kyschienen tätig.

In der polnischen Zeit war es nicht leicht, für die deutschen Organisationen geeignete Männer in die Führungsgremien zu bekommen, denn dieses öffentliche Eintreten für das

Deutschtum war natürlich mit gewissen Anfeindungen durch die Polen verbunden. Doch wenn der Ruf an ihn erging, einen Posten zu übernehmen, stellte er sich zur Verfügung. So finden wir ihn im Aufsichtsrat der Soldauer Vereinsbank Raiffeisen und der Molkereigenossenschaft Soldau. Selbstverständlich war er auch treues Mitglied des Landbundes Weichselgau, der Organisation der deutschen Landwirte in Pommerellen.

Überall wurde sein Rat geschätzt. Seinen, von ihm in irgendeiner Angelegenheit einmal als richtig erkannten Standpunkt vertrat er mit Nachdruck und verstand es, sich durchzusetzen. Seine oft recht spitzen, aber immer den Nagel auf den Kopf treffenden Bemerkungen kennzeichneten ihn. Er war kein Freund von Traurigkeit und immer witzig und humorvoll aufgelegt.

Am 21. 9. 1935 schloß dieser treudeutsche Mann seine Augen für immer. Ein großes Gefolge seiner Freunde und Berufsgenossen begleitete ihn auf seinem letzten Gang.

Wir alle, die wir mit ihm zusammen in den verschiedenen Organisationen gearbeitet haben, erinnern uns noch heute seiner in Dankbarkeit und Anerkennung für alles, was er im Leben für die ihm anvertraute Scholle, für seine Heimat, für seine Berufsgenossen und für die Erhaltung des Deutschtums in polnischer Zeit getan hat.

Bernhard Franckenstein

## **Paul Raudies**

Landwirt, Amtsvorsteher von Waschulken und Kreisbrandmeister, wurde 1867 in Tilsit geboren und kam 1897 als Administrator des Gutes von Landrat Schulz, Kownatken, später Kaunen, in den Kreis Neidenburg.

1907, nach Übernahme des Gutes durch Herrn Haedge, wechselte er den Beruf, wurde Büroangestellter beim Landratsamt Neidenburg, später Amtsvorsteher von Waschulken und ehrenamtlicher Kreisbrandmeister.

Um als Amtsvorsteher tätig sein zu können, mußte er im Amtsbezirk auch Wohnsitz haben. Er erwarb ein Landgrundstück am Wege nach Waschulken, 2 km von der Stadt entfernt, auf dem er sich auch als Landwirt weiter betätigte.

Mit Pferd und Wagen bereiste er zweimal im Jahr als Kreisbrandmeister zur Revision der Feuerwehren den Kreis Neidenburg. Der Wiederaufbau der Feuerwehren nach dem ersten Weltkrieg war sein Verdienst. Nach über 20jähriger Tätigkeit als Kreisbrandmeister wurde er mit dem Feuerwehrverdienstkreuz in Gold ausgezeichnet. Von den vielen weiteren Vereinen, denen er angehörte, sei an erster Stelle die Sanitätskolonne vom Roten Kreuz zu erwähnen. Als Führer der freiwilligen Sanitätskolonne bewährte er sich beim Russeneinfall 1914 durch Umsicht und Einsatz. Er wurde dafür mit der Rot-Kreuz-Medaille ausgezeichnet.

Im Reiterverein war er 2. Vorsitzender und erwarb bei Reitturnieren, vor allem beim Dressurreiten, manchen Preis. Auch im Gardeverein war er als 1. Vorsitzender tätig. Festlichkeiten, die seiner Verantwortung unterlagen, waren in Neidenburg sehr beliebt. 1933 verstarb er im Alter von 66 Jahren.

Paul Wagner

## Alfred Senff, Gedwangen, 1881 — 1958

Eine im Kreis Neidenburg bekannte Persönlichkeit war der Kaufmann Alfred S e n f f aus Gedwangen. Am 19. April jährte sich sein Sterbetag zum zehnten Male. Dieses immer aktiven Landsmannes zu gedenken, sei uns Verpflichtung.

Geboren am 13. März 1881 als Sohn des Lehrers Senff in Buschwalde (Neu Borowen), verlor er früh seinen Vater. Mit noch einer Tochter verzog seine Mutter in das nahe Gedwangen. Nach dem Schulbesuch arbeitete Alfred im Büro seines Onkels, des Amtsvorstehers Krupka. Anschließend erfolgte die Lehrzeit in einem Neidenburger Textilgeschäft und Angestelltentätigkeit in westpreußischen Städten. Nach zweijähriger Dienstzeit beim Gren.-Regt. 5 in Danzig weitere mehrjährige Angestelltentätigkeit in einem Textilgeschäft der lieb gewordenen Garnisonstadt.

Bei Besuchen daheim sah der junge Kaufmann in seinem aufstrebenden Heimatort die Möglichkeit, sich selbständig zu machen. Das geschah im Jahre 1906. Schon 1911/12 konnte er ein modernes Wohn- und Geschäftshaus aufbauen und den Handel auch auf Schuhwaren erweitern. Ein Jahr zuvor heiratete er seine Frau Emma, geb. Pillich, Schwester des Gasthofbesitzers gleichen Namens aus Gedwangen.

Von 1914 bis 1918 als Unteroffizier bei einem Inf.-Regt. im Kriegseinsatz, baute er nach Rückkehr gemeinsam mit dem 1. Brandmeister Gasthofbesitzer Rudolf Grube die im Jahre 1908 gegründete Freiwillige Feuerwehr Gedwangen (damals Jedwabno) wieder auf, deren stellvertretender Brandmeister er bereits von 1908 bis 1912 gewesen ist. Nach Erreichung der Altersgrenze seines Kameraden Grube im Jahre 1931 stand er bis 1939 der Wehr als verantwortlicher Führer vor. Im Jahre 1936 setzte ihn das Landratsamt auch als stellv. Kreisfeuerwehrführer ein. In dieser Stellung trug er auch die Gesamtverantwortung, als im Jahre 1943 der Kreisfeuerwehrführer, Bürgermeister Wagner, eingezogen wurde. So hatte sich unser Kamerad Senff ganz und gar dem Feuerlöschwesen verschrieben.

Daneben gehörte er auch der kirchlichen Körperschaft an und kam auch bald in die Gemeindevertretung. Als zweiter Schöffe und dann zehn Jahre als Bürgermeister bis 1933 hat er fast 13 Jahre die Gemeinde Gedwangen verwaltet. Es waren die schweren Zeiten der Inflation und der Erwerbslosigkeit. Das Vertrauen der Kreisverwaltung berief ihn auch in den Vorstand der Kreissparkasse, deren Hauptzweigstelle Gedwangen in dem der Familie Pillich gegenüberliegenden Deutschen Haus untergebracht war. Daß der Verstorbene sich auch in anderen Vereinigungen aktiv und passiv betätigte und sie förderte, war eine Selbstverständlichkeit.

Zur Familie gehörten drei Töchter und ein Sohn, die alle mit ihren Familien in der Bundesrepublik leben. Die Töchter waren und sind auch jetzt in Lehramtsberufen tätig. Die Gattin und Mutter starb im Alter von 56 Jahren 1941 in Gedwangen.

Der Vertreibungsweg endete 1945, von den Russen überrollt, im Mecklenburgischen. 1946 erfolgte die Umsiedlung nach Altenthann, Landkreis Nürnberg, wohin die Töchter im Jahre 1945 während der Kampfhandlungen geflüchtet waren. Hier noch als Vertreter tätig, zog er 1957 wegen Erkrankung zu seiner in Fischbach bei Nürnberg wohnenden ältesten Tochter. Eine schwere Erkrankung mit anschließender Operation führte nach kurz zuvor vollendetem 77. Lebensjahr zum Tode. Fischbach wurde die letzte Ruhestätte. Ein langes Leben hatte sich auch im Dienste der Heimatgemeinde Gedwangen und des Heimatkreises erfüllt.

Unseres Kameraden und Landsmannes Alfred Senff auch hier zu gedenken ist uns  
Verpflichtung. Fritz Suchalla

## **Bürgermeister Albert Joppen**

Einer der rühmlichsten Bürgermeister bis zur Jahrhundertwende war Bürgermeister Albert Joppen, der 24 Jahre lang die Geschicke der Stadt Neidenburg leitete. Vor seiner Wahl zum Bürgermeister der Stadt Neidenburg war Joppen bei der Regierung in Königsberg tätig. Geboren wurde er am 10. Februar 1851 in Friedland/Westpreußen, wo er nach dem Schulbesuch die entsprechende vorbereitende Ausbildungen für die Beamtenlaufbahn erhielt.

In die Amtszeit von Bürgermeister Joppen fallen viele bauliche Veränderungen im Stadtgebiet. So wurde während seiner Amtszeit die „Höhere Töchterschule“ (Mädchenschule) in Neidenburg errichtet, und um die bestehende „Höhere Knabenschule“ bemühte er sich ständig, in der Absicht, sie zu einer Vollanstalt (Realgymnasium) auszubauen. Daß ihm die Vollendung nicht glückte, daran waren die damaligen Verhältnisse schuld, die nicht nur auf finanziellem, sondern auch auf aufsichtsrechtlichem Gebiet lagen.

Mit Weitblick erkannte Joppen die Notwendigkeit, für Neidenburg einen Schlachthof zu erbauen; es gelang ihm auch, diesen Plan in die Tat umzusetzen. So wurde Neidenburg eine jener kleineren Grenzstädte, die mit zu den ersten gehörten, die einen ordnungsmäßigen Schlachthof hatten.

Besondere Lieblingskinder des Bürgermeisters waren die Grünanlagen und der Stadtwald. Obwohl der Schloßberg nicht Stadteigentum war, wandte Joppen große Mittel auf, um die Grünanlagen zu verbessern und den Schloßberg durch Bänke zu einem Ruheplatz für die Bürger zu gestalten. Damals gab es nur den Weg über die Bismarckstraße zum Bahnhof. Joppen war es, der damit begann, einen zweiten Weg zum Bahnhof anzulegen und so den Verkehr zu erleichtern. Bei dieser Planung mußte auch das Salusker Fließ überbrückt werden. Im Zug dieser Arbeiten ließ er dort eine Badeanstalt errichten, die von alt und jung gern benutzt wurde.

Daß ein Bürgermeister, der 24 Jahre lang in einer Stadt amtierte, fast alle Ehrenämter der Stadt zu tragen hatte, ist selbstverständlich.

Es scheint, daß fast bei allen Bürgermeistern Neidenburgs eine Liebhaberei amterblich war. Auch Joppen hatte sie: Er war ein leidenschaftlicher Jäger. Aus diesem Grund ist es zu verstehen, daß er so viel für Aufforstung von Ödländereien übrig hatte und das Gebiet des Stadtwaldes ständig vergrößerte.

Er war verheiratet mit Josephine Engling aus Braunsberg. Der Ehe entsprossen drei Söhne und drei Töchter. Joppen verstarb am 12. März 1909 und wurde auf dem evangelischen Friedhof in Neidenburg beigesetzt. Sein Leben und Wirken fanden in dem Heimatbuch der Stadt Neidenburg die entsprechende Würdigung.

Wagner / Losch

## **Paul Gettwart**

### **Superintendent i. R.**

Es war unmittelbar nach dem ersten Weltkrieg, und zwar im Anfang des Jahres 1919, da wurde als Nachfolger des in den Ruhestand getretenen Superintendenten Heinrich Tomuschat ein Mann berufen, dem es vergönnt gewesen ist, den Wiederaufbau der Stadt Neidenburg, in Sonderheit aber die Wiederherstellung der im August 1914 kriegszerstörten ehrwürdigen Ordenskirche, persönlich mitzuerleben. Es war dies der Pfarrer aus Marwalde, Kr. Osterode, Paul, Karl, Ernst Gettwart.

Derselbe war am 22. Januar 1863 in Osterode als Sohn des Kreisgerichtssekretärs Karl Gettwart und der Berta, geborene Triebensee, geboren. Die Schule hat er zum Teil in seiner Vaterstadt, zum Teil in Berlin besucht, wo er Zögling des berühmten Joachimstaler Gymnasiums gewesen ist. Das Studium der Theologie hat er ebenfalls teils in Berlin, teils auch in Königsberg absolviert. Dort hat er auch die beiden theolog. Prüfungen abgelegt. In der Zeit zwischen den beiden Prüfungen hat er seinen Militärdienst beim Inf.-Rgt. 44 in Osterode abgeleistet; dabei wurde er zum Unteroffizier befördert. Nach seiner zweiten theolog. Prüfung trat er am 1. Mai 1888 als Lehrvikar bei dem berühmten Krüppelvater Superintendent Braun in Angerburg ein. Mit dessen Tochter Margarete Braun hat er sich verlobt und hernach auch 1891 verheiratet. Er hat mit derselben in einer außerordentlich glücklichen Ehe gelebt. Aus dieser Ehe sind drei Söhne und zwei Töchter hervorgegangen. Einer der Söhne ist allerdings im ersten Weltkrieg gefallen. Eine der Töchter hat den Amtsgerichtsrat Nikolai aus Barten geheiratet. Die jüngste Tochter Dorothea dagegen ist unverehelicht geblieben und hat bis zum Fortzug der Eltern dem Vater treulich geholfen, den mit Pfarramt und Superintendentur verbundenen Schreibkram zu bewältigen. Nach Beendigung seiner Vikariatszeit hat Paul Gettwart noch eine Zeitlang den Dienst eines Hilfspredigers in Angerburg ausgeübt. Bereits 1890 trat er freilich sein erstes Pfarramt in Posserssen, Kr. Angerburg, an. Dort fiel ihm die Aufgabe zu, in dem neu eingerichteten Kirchspiel den Bau des Pfarrhauses und der Kirche zu betreiben, was ohne Zweifel für den jungen Pfarrer mancherlei Schwierigkeiten mit sich brachte. Er hat sie indes gemeistert und seine erste Pfarrstelle sechs Jahre lang innegehabt. Im Sommer 1896 wurde er alsdann zum Pfarrer der Doppelgemeinde Gr. Schmuckwalde/Peterswalde, Kr. Osterode, gewählt. Hier hat er 16 Jahre lang gearbeitet und sich bei hoch und gering größter Beliebtheit erfreut. Nur auf Drängen der zuständigen Kirchenpatrone von Marwalde und Döhlau hat er sich 1912 entschlossen, nach Marwalde, Kr. Osterode, herüberzuwechseln, um das noch ausgedehntere Kirchspiel Marwalde-Döhlau und Marienfelde zu betreuen. Das evang. Konsistorium hat die große Treue und den nimmermüden Fleiß, den Pfarrer Gettwart in der Verwaltung seiner Pfarrstellen an den Tag gelegt hat, anerkannt und ihn infolgedessen zum Superintendenten des Kirchenkreises Neidenburg berufen. Seine Einführung in Neidenburg hat Generalsuperintendent Gennrich am 14. 4. 1919 vorgenommen. Am Michaelistage 1924 hat Gettwart alsdann die Weihe des neu erstandenen Gotteshauses erleben dürfen. Erst im Herbst 1933 ist er in den Ruhestand getreten und hat in Cranz eine Wohnung bezogen. Dort hat er schon zwei Jahre später seine Augen zum letzten Schlummer geschlossen. Von seiner Familie ist bis dahin keinerlei Nachricht zu erlangen gewesen. Es wird nicht ohne Grund befürchtet, daß Frau Gettwart mit ihrer Tochter 1945 auf der Flucht auf einem der Schiffe — möglicherweise auf der Gustloff — den Tod in den Wellen der Ostsee gefunden hat.

Superintendent Gettwart war ohne Zweifel ein Mann des Friedens, der jedem Streit im innersten seines Herzens abhold gewesen ist. So hat er manche Entscheidung, die an sich nötig gewesen wäre, die aber leicht Verstimmungen zur Folge hätte haben können, vermieden. Auch hat das zunehmende Alter seine Spannkraft in den letzten Jahren nicht unmerklich beeinträchtigt. Indes hat Superintendent Gettwart sein Amt stets sehr ernst genommen und war zugleich ein sehr gern gehörter Prediger. Auch die Gründung der evang. Frauenhilfe, des Posaunenchores sowie der kirchl. Jugendvereine in Neidenburg sind auf seine Amtstätigkeit zurückzuführen. So wird die Gemeinde Neidenburg ebenso wie der Kirchenkreis ihres einstigen Seelsorgers und langjährigen Superintendenten stets dankbar gedenken und sein Andenken auch über sein fernes Grab hinaus alle Zeit recht in Ehren halten.

Kurt Stern

## Gottfried Friedrich Taute

Als Sohn eines Arztes am 26. November 1794 in Neidenburg geboren, erzogen in Willenberg und am Königsberger Friedrichskolleg, studierte er von 1815 an der durch Kant berühmt gewordenen Universität Ostpreußens, wo damals seit sechs Jahren Johann Friedrich Herbart als Professor für Philosophie und Pädagogik lehrte. Dieser Mann nannte des jungen Taute Doktorarbeit über Ursprung und Kenntnis der Religionen (1822) interessant und förderte ihn. Er war es wohl auch, der den nach dreijährigen Reisen Zurückgekehrten veranlaßte, sich als Hochschullehrer zu habilitieren. (Schrift über den psychologischen Ursprung der Religionen, Königsberg 1825). 1841, im gleichen Jahr, als der nach 24jähriger Tätigkeit von Königsberg nach Göttingen gegangene Herbart, sein großes Vorbild, starb, wurde Taute außerordentlicher Professor und hielt an der alten Universität des deutschen Ostens seine Vorlesungen über Logik und Einleitung in die Philosophie, bis er am 4. Februar 1862 starb.

Taute war bekannt und angesehen, aber er wurde nicht berühmt wie seine Vorgänger Kant und Herbart. Das lag nicht nur daran, daß die Lehre, die er vertrat, ungewohnt war und nicht so interessant für die Öffentlichkeit wie andere, neuaufkommende geistige Bewegungen; der Hauptgrund war, daß Taute wie sein Lehrer und Meister Herbart ein ruhiger und bescheidener Mann geblieben ist, „aller lauten Beteiligung an religiösen und politischen Tagesfragen abhold“.

Er ist nie ein Modephilosoph gewesen. Seine Leistung war die pflichtbewußte Arbeit mit und an der Jugend, die er unermüdlich, 16 Jahre als Dozent und weitere 21 Jahre als Professor, das nüchterne, klare Denken lehrte, er selbst ein Muster an Genauigkeit wie der große Immanuel Kant.

Sein größtes und bekanntestes, leider unvollendet gebliebenes Werk ist die „Religionsphilosophie“, von der zwei Teile 1840 und 1852 erschienen. Daneben sind bekannt seine Semester-Eröffnungsrede von 1848 über die Wissenschaften und die Universitätsstudien den Zeitbewegungen gegenüber und der Vortrag über den Spinozismus als Revolutionsprinzip vom gleichen Jahr. Den nachhaltigsten Einfluß hat aber wohl sein „Pädagogisches Gutachten“ über das höhere Schulwesen gehabt (Königsberg 1849).

Die Befähigung zum lebendigen und originalen Schreiben, zur umfassenden Beurteilung weiter Wissensgebiete beruhte auf den vielseitigen Kenntnissen Tautes in der Geschichte der Philosophie, in der Theologie und in den Naturwissenschaften, besonders der Mathematik. Daß er trotzdem keine Vielwisserei ausbreitete und kein starres System aufrichtete, läßt sich aus seiner Beweglichkeit und seinem selbständigen Denken erklären: ein Realist, der die Möglichkeit von Wundern zugab, das war in der großen Zeit des Aufblühens von Naturwissenschaft und Technik schon eine Seltenheit.

Als Taute zu Grabe getragen war, schrieb ihm der Akademische Senat der Universität Königsberg einen Nachruf, den die Ostpreußische Zeitung (Nr. 33/1862) veröffentlichte.

Darin heißt es:

„Er war einer der treuen Schüler Herbarts, der über ein Menschenalter mit begeisterter Hingebung und unnachlassender Ausdauer die Lehren des Herbart'schen Systems über alle Zweige der Philosophie vortrug. Als Schriftsteller widmete er sich dem Ausbau der Herbart'schen Philosophie nach der Seite der Religionsphilosophie, die von Herbart selbst nur angedeutet, nicht ausgeführt war. Auch das große Werk, worin Taute sie behandelte, ist ihm zu vollenden nicht vergönnt gewesen.“

Er lebte in fast einsiedlerischer Zurückgezogenheit ganz seinen vielumfassenden Studien und verkehrte nur mit wenigen Freunden. Seine strenge Pflichttreue aber und sein auf hohe Ziele gerichtetes wissenschaftliches Streben werden ihm stets ein achtungsvolles Andenken bei seinen Kollegen erhalten.“

Rud. Stockert

## **Adolf Tschörner**

### **Bezirkshauptmann der Gendarmerie a. D.**

war eine Persönlichkeit in der Heimat, die nicht nur durch ihre Dienststellung in der Allgemeinheit bekannt war. Die menschlichen Qualitäten machten ihn zu einem gerechten, immer hilfsbereiten Mitbürger. Aus diesem Grunde bringen wir nachstehend seinen Lebenslauf.

Tschörner war aus Bochum. Er wurde hier am 4. 10. 1890 geboren und verlebte in unserer jetzigen Patenstadt seine Jugendzeit. Als Berufssoldat zog er 1914 in den Krieg, den er bis zu seinem Ende mitmachte. 1919 trat er in die Schutzpolizei im Ruhrgebiet ein. 1923 wurde er von der französischen Besatzungsmacht ausgewiesen. Im Regierungsbezirk Hildesheim fand er Einstellung bei der Landjägerei mit dem Dienstsitz in Gronau/Hannover. Im Jahre 1936 wurde er als Gend.-Obermeister z. Pr. in den Kreis Neidenburg versetzt und mit der Leitung der Gend.-Abteilung Kl. Kosel beauftragt.

Diese Stellung sollte er nicht lange bekleiden; denn schon nach kurzer Zeit wurde er zur Teilnahme an einem Lehrgang für Oberbeamte (Inspektor) abgeordnet, wo er die Abschlußprüfung mit „Gut“ bestanden hat. Bald nach Rückkehr von diesem Lehrgang übernahm er unter gleichzeitiger Beförderung zum Gend.-Inspektor die gerade freigewordene Planstelle des Gend.-Kreisführers des Kreises Neidenburg. Damit wurde er auch Sachbearbeiter in Gendarmerie-Angelegenheiten bei dem Landrat des Kreises.

Als nach Ausbruch des Krieges 1939 das Soldaugebiet, das vor 1920 schon ein Teil des Kreises Neidenburg war, wieder frei und dem Kreis angegliedert wurde, fiel dem Gend.-Kreisführer die Aufgabe zu, in diesem Teil umgehend für die erforderliche Ordnung und Sicherheit zu sorgen. Eine neue Gendarmerieabteilung mußte aufgestellt werden, um das flache Land mit der notwendigen Anzahl Gendarmen zu besetzen. Diese Aufgabe zu lösen, war nicht leicht, Tschörner hat sie meisterhaft gelöst.

Als zu Beginn des Krieges der Befehl erteilt wurde, innerhalb der einzelnen Kreise die Polizei einzuberufen, fiel auch diese Aufgabe dem Gend.-Kreisführer zu. Die Männer, die aus freien Berufen kamen, konnte man nicht so ohne weiteres Polizeidienst verrichten lassen, ohne sie vorher, wenn auch nur kurzfristig, zu beschulen. Zu diesem Zweck wurde am Sitz des Regierungspräsidenten in Allenstein eine Gendarmerie-Schule eingerichtet, deren Aufbau und Leitung Herrn Tschörner übertragen wurde. Nachdem er sich seine Ausbilder selbst aussuchen durfte, verstand er es in Zusammenarbeit mit diesen ausgezeichnet, die Ausbildung voranzutreiben. Daß alles wie am „Schnürchen“ klappte, bewiesen jedesmal am Schluß einer Besichtigung die lobenden Worte der die Besichtigung abnehmenden höheren Vorgesetzten. Daneben kümmerte er sich aber auch noch um die Dienstgeschäfte des Kreises und erledigte die im Laufe jeder Woche anfallenden schriftlichen Vorgänge an den freien Sonntagen. Am Sonntagabend ging es wieder nach Allenstein.



1943 wurde Tschörner zum Bez.-Hauptmann der Gendarmerie ernannt. Tschörner war seinen nachgeordneten Beamten gegenüber nicht nur Vorgesetzter, sondern auch ein guter Kamerad. Durch seine Hilfsbereitschaft und seine klugen Entscheidungen in allen an ihn herangetretenen Lagen hat er sich nicht nur bei diesen, sondern auch bei seinen Vorgesetzten sowie auch einem großen Teil der Kreisangehörigen ein besonderes Ansehen erworben.

Im Frühjahr 1944 beauftragte ihn der Kommandeur der Gendarmerie mit der Führung einer Gendarmerie-Hauptmannschaft, deren Planstelle sich in Lötzen befand.

Der Zusammenbruch und der Ausgang des Krieges verschlossen Adolf Tschörner berufliche Aufstiegsmöglichkeiten; denn die für ihn in greifbare Nähe gerückte Beförderung zum aktiven Hauptmann wurde nicht mehr vollzogen.

Auch ihn traf das Los sowjetischer Kriegsgefangenschaft, und nach Entlassung fand er sich mit seiner Familie in Eime bei Elze zusammen. Auch hier zeigte sich seine ausgleichende Persönlichkeit im besten Licht, und die Bürger von Elze wählten ihn mit großer Stimmenmehrheit zu ihrem Bürgermeister. Das Amt hatte er inne, bis er am 14. 9. 65 verstarb.

W a g n e r

### **Die Familie Küttner, Lippau**

Das Rittergut Lippau mit dem Vorwerk Unruhsruh gehörte 1945 zur Zeit der Vertreibung dem Gutsbesitzer Gottfried Küttner. Das etwa 750 Hektar große Gut lag südlich des Dorfes Skottau, der größere Teil östlich, der kleine Teil westlich des Skottau-Flüßchens. Gottfried Küttner übernahm 1899 als 17jähriger mit seiner Mutter das Gut käuflich. Der Vorbesitzer des Gutes Lippau hieß Rubietzki. Er scheint allerdings das Gut nicht lange bewirtschaftet zu haben, denn ein schmiedeeisernes Zeichen am Schornstein der Brennerei wies darauf hin, daß ein „v. R. 1884“ diese Brennerei erbauen ließ, und es ließ sich feststellen, daß vor Rubietzki ein „von Rudowski“ das Gut besessen hat. Weitere Angaben über Vorbesitzer des Gutes ließen sich leider nicht ermitteln. Geboren war Gottfried Küttner am 28. Dezember 1882 auf dem Gut seiner Eltern in Fabianowo im Kreis Jarotschin in der damaligen preußischen Provinz Posen, wo er auch seine Jugend verbrachte.

Im Jahre 1911 heiratete Gottfried Küttner Elisabeth Rudolph, die am 2. Juli 1892 in Meerane in Sachsen als Tochter eines Fabrikanten geboren war.

Von 1914 bis 1918 nahm Gottfried Küttner am ersten Weltkrieg als Artillerist teil und wurde als Hauptmann entlassen.

Bald nach seiner Verheiratung im Jahre 1911 kaufte Küttner noch das Gut Sophienwalde im Kreise Rosenberg in Westpreußen, das er selbst bewirtschaftete. Die Verwaltung des Gutes Lippau übertrug er einem Verwalter. Der letzte Verwalter des Gutes Lippau war Friedrich Kositzke, ein tüchtiger und passionierter Landwirt. 1934, nachdem Sophienwalde verkauft worden war, übernahm Küttner die Bewirtschaftung von Lippau wieder selbst.

Aus der Ehe Küttner entstammten zwei Kinder, Heinz, geboren 1912, und Gerda. Diese wurden in Sophienwalde zunächst durch eine Erzieherin unterrichtet. Heinz kam später auf ein Gymnasium, wo er die Reifeprüfung ablegte. Er sammelte dann landwirtschaftliche Erfahrungen als Volontär auf verschiedenen Gütern in Ostpreußen.

Zur Hilfe in der Bewirtschaftung von Lippau rief Küttner 1934 seinen Sohn nach Hause, damit er ihn bei der Leitung des Betriebes unterstützen und sich in seine Aufgaben als späterer Besitzer des Gutes einarbeiten konnte. Das war um so mehr erforderlich, als

Gottfried Küttner durch ein Gichtleiden (vielleicht war es aber ein damals noch nicht erkannter Bandscheibenschaden) inzwischen so behindert war, daß er die Beaufsichtigung der Feldarbeiten nur von einem leichten Feldwagen aus erledigen konnte.

Die Wirtschaftsgebäude des Gutes Lippau waren ausreichend und gut imstande, so daß in der Zeit zwischen den Kriegen nur wenige Bauarbeiten erforderlich wurden. Immerhin wurden aber in dieser Zeit ein Schweinestall und ein Speichergebäude sowie mehrere Arbeiterhäuser errichtet. Andere Arbeiterhäuser erhielten dadurch, daß aus Vierfamilien-Zweifamilienhäusern wurden, geräumigere Wohnungen. Von besonderer Bedeutung war, daß das Gut Lippau mit allen Wirtschafts- und Wohngebäuden um 1930 an das Stromnetz des Ostpreußennetzes angeschlossen wurde.

Ende August 1939 wurde im Gutshaus ein Divisionsstab mit einer Nachrichtenabteilung untergebracht. Anfang September 1939, mit Beginn des Einmarsches der deutschen Truppen in Polen, zog dieser Stab weiter. Während der Sohn Heinz als Soldat am Polenfeldzug teilnahm, blieb die übrige Familie in Lippau. Für die zur Wehrmacht eingezogenen Gutsarbeiter wurden dem Gut Kriegsgefangene zugewiesen. Die Bewirtschaftung des Gutes gestaltete sich dadurch, besonders auch wegen des für die Bewachung erforderlichen geschlossenen, kolonnenmäßigen Einsatzes der Kriegsgefangenen, immer schwieriger. Es gelang aber trotzdem, die Erträge auf der alten Höhe zu halten.

Das Kriegsende gestaltete sich für die Familie Küttner dann katastrophal. Die immer wieder ausgestreuten Parolen, daß sich die Lage an der Front „stabilisiert“ hätte, die Sorgen des Landwirts um das zurückzulassende Vieh, um die weitere Fortführung der Wirtschaft usw. waren die Ursache, daß viele Landwirte bis zum letzten Augenblick auf ihrer Scholle ausharrten. Auch die Familie Küttner verließ erst sehr spät, zu spät, mit dem Treck das Gut Lippau. Schon bei Groß Gräben im Kreise Osterode wurde dieser Treck von russischen Panzern überrollt. Alle wurden zurückgetrieben. Auf dem Rückweg gelangten Küttners mit noch anderen Flüchtlingen bis in die Gegend von Michelsau, Kreis Neidenburg, wo sie Unterkunft in einem Siedlerhaus fanden. Am Abend des 23. Januar 1945 kam zu dieser Siedlung ein Trupp betrunkenen Russen. Die Flüchtlinge versteckten sich rasch in der Scheune der Siedlung. Küttner, dessen Leiden sich bereits so verschlimmert hatte, daß er fast gelähmt war, blieb auf seinem Lager liegen. Die in der Scheune Versteckten hörten in der Nacht Geräusche von Schlägen und auch Schreie. Am Morgen, nachdem die Russen abgezogen waren, fanden sie Küttner schwer verletzt, aber noch lebend vor. Doch am 25. Januar verstarb er. Er wurde auf dem Friedhof von Skottau mit anderen Ermordeten dieser Tage in einem Massengrab beigesetzt.

Die übrigen Flüchtlinge kehrten schließlich nach Lippau zurück. Frau Küttner mischte sich unter die anderen Frauen, um nicht als bei den Russen ja besonders verhaßte „Kapitalistin“ erkannt zu werden. Am 8. Februar 1945 wurde sie aber von zwei Russen, angeblich zu einer Vernehmung, zu einem neu eingetroffenen russischen Kapitän abgeholt. Seitdem wurde sie nicht mehr gesehen. Erst nach der Schneeschmelze, im März 1945, wurde ihre Leiche in einem Tannendickicht hinter dem Gutspark gefunden. Gräßliche Verstümmelungen an ihrem Körper brachten die Gewißheit, daß sie ermordet worden war.

Tochter Gerda Küttner wurde von den Russen verschleppt. Nach Auskunft von zwei Heimkehrern wurde sie in das Gefangenenlager Nr. 20 Njaspagorsk am Vim im Kanigebiet gebracht und dort als Krankenschwester eingesetzt. Hier ist sie im August 1945 an Typhus verstorben.

Heinz Küttner heiratete gegen Ende des Krieges die Tochter Annemarie des einstigen Kreisveterinärrates Dr. Weyl aus Neidenburg.

Nach der Vertreibung gelangte dieses Ehepaar nach Hannover. Hier schlug sich Heinz mit seiner Familie zunächst bei der Trümmerräumung der zerstörten Stadt durch. Später übertrug ihm eine Serumgesellschaft die Verwaltung der Domäne Memsen bei Hoya an der Weser. Aus der Ehe Heinz Küttners sind zwei Kinder hervorgegangen. Heinz Küttner starb am 1. Januar 1968, erst 55 Jahre alt. Über ihn berichtete der Heimatbrief Nr. 47. Namensträger ist sein Sohn Klaus, der Tierarzt werden will und sein Studium in Hannover betreibt.

Georg Keiling

*In den Heimatbriefen Nr. 51 – 55 erschienen weitere nachfolgend aufgeführte Biographien:*

### **Wilhelm Toffel, Sattlermeister**

Wer von den alteingesessenen Bürgern der Kreisstadt kannte den biederen Handwerksmeister Wilhelm Toffel nicht? Am 21. November 1870 in Neidenburg geboren, hat dieser ruhige, besonnene, hilfsbereite und immer zufriedene Mann mit den kleinen lachenden Augen sein ganzes Leben in den Mauern der Stadt verbracht und ihr Schicksal geteilt. Sein ganzes Interesse hatte er auf den schönen Stadtwald gerichtet, und mit Recht wurde er immer wieder in die Waldkommission gewählt, in der er seine Erfahrungen verwerten konnte.

Alles, was mit Wald und Jagd zu tun hatte, konnte ihn begeistern; seine jahrzehntelange Mitgliedschaft in Schützengilde und Jagdverein legten davon Zeugnis ab. In den Jahren 1907 und 1908 war er nacheinander erster und zweiter Ritter der Gilde, wie er überhaupt an den verschiedensten Provinzial- und Gauschießen teilgenommen hatte und lange Jahre dem Vorstand angehörte.

Als aufrechter Christ gehörte er dem evangelischen Gemeindevorstand an und diente wiederholt als Schöffe beim Neidenburger Gericht den Interessen des Rechts. Ganz auf aber ging er in seinem Beruf als Sattler- und Polstermeister wie auch als Möbelkaufmann. Nach der Schule hatte er seine Lehr- und Gesellenzeit in Neidenburg hinter sich gebracht, die Meisterprüfung abgelegt und sich nach seiner Heirat mit Auguste Meckelburg selbständig gemacht. Er erwarb am Anfang des Jahrhunderts das Haus Nr. 6 in der Bismarckstraße und betrieb dort nach größerem Umbau ein Geschäft mit Möbeln, Sattler-, Leder- und Polsterwaren.

Während des ersten Weltkrieges war er als Soldat beim Inf.-Regiment 59 und machte die Stellungskämpfe bei Verdun bis zum Herbst 1917 mit. Nach seiner Abstellung zum Bekleidungs- und Instandsetzungsamt beim XX. A. K. wurde er am 22. November 1918 entlassen.

Der Sattler- und Polsterinnung stand er als Innungsoberrmeister bereits einige Jahre vor dem ersten Weltkriege vor. Im Jahre 1932 beging er das seltene Jubiläum als Obermeister mit 25 Dienstjahren, wozu ihm von der Handwerkskammer in Allenstein das goldene Handwerkerabzeichen verliehen wurde, und seine Innung ernannte ihn zum Ehrenobermeister. Dem Neidenburger Handwerkerverein gehörte er als Vorstandsmitglied an,

bis er nach dem Tode seiner Ehefrau im Jahre 1938 alle Ämter aufgab und sich beruflich völlig zurückzog. Er verlebte seinen Lebensabend bei seinen Kindern und Enkeln. In den kritischen Januartagen 1945 hielt er sich gerade bei seiner jüngsten Tochter in Preußisch Eylau auf. Es gelang ihnen die Flucht mit dem letzten Zuge aus Ostpreußen über viele Zwischenstationen mit Bombenangriffen und Beschießung der Züge durch Tiefflieger nach Norden in Ostfriesland. Hier verstarb er, 78jährig, am 11. März 1949 fern der Heimat. Damit war ein Leben erfüllt, das immer auch dem Wohle der Allgemeinheit gedient hat.

### **Dr. med. vet. Bernhard Studthoff, Neidenburg**

Kreisveterinärarzt für den Kreis Neidenburg, war der Nachfolger des weit über die Grenzen des Kreises Neidenburg hinaus bekannten Dr. Weyl. Über das Leben von Dr. Studthoff schreibt u. a. seine Gattin Elisabeth, die jetzt in Tübingen, Beim Herbstenhof Nr. 15, wohnt, folgendes: „Mein Mann, Bernhard Studthoff, früher Studzinski, ist am 29. 12. 1898 in Schwetz (Westpr.) als fünfter Sohn des Oberpostsekretärs Studzinski geboren. Er besuchte dort das Gymnasium bis zum Abitur, das er im Februar 1917, bereits in Uniform, ablegte. Sein Jahrgang war Ende 1916 zur Wehrmacht eingezogen worden. Aus dem Weltkrieg zurückgekehrt, begann er sein Studium an der tierärztlichen Hochschule in Berlin bis zum Staatsexamen und der Promotion zum Doktor der Veterinärmedizin. Von 1923 bis 1930 praktizierender Tierarzt in Liesau, Freistaat Danzig, dann bis 1936 Tierarzt am Schlachthof in Danzig; während dieser Zeit noch einmal Studium und Prüfung für die Regierungs-Veterinärlaufbahn. Im August 1936 wurde er zum Kreisveterinärarzt in Neidenburg ernannt.

Mein Mann fand dort nicht nur eine neue berufliche Tätigkeit. Neidenburg wurde ihm und mir zur zweiten Heimat, da wir als geborene Westpreußen unsere eigentliche Heimat nach dem ersten Weltkrieg verloren hatten. Es wurden wunderbare Jahre, die wir in Neidenburg erleben konnten, zumal neben der weiten, reichen Landschaft, die sich meinem Mann in seiner Tätigkeit erschloß, auch die weiten Wälder seiner Jagdpassion Freude und Befriedigung gaben. Am 18. 1. 45 mußten wir dieses schöne Ostpreußenland vor den einrückenden Feinden verlassen. In Danzig wurden wir durch starken Schneefall an der Weiterfahrt behindert. Es gelang mir noch, mit meiner Tochter am 21. 3. 45 per Schiff die Flucht in den Westen zu überstehen. Die Männer unter 60 Jahren wurden in Danzig zurückgehalten. Mein Mann ist dann am 27. 3. 1945 beim Einmarsch der Russen ums Leben gekommen.“

Wer Dr. Studthoff kannte, wird sich an einen gradlinigen, offenen Menschen erinnern. Er war kein Mann von vielen Worten, sondern ging kurz, klar und ehrlich auf das ihm notwendig erscheinende Ziel zu. So war es verständlich, daß er zwar wegen seiner dienstlichen Korrektheit manchen Ärger hatte, er wurde aber von allen Landsleuten geachtet und anerkannt. Wie schon seine Ehefrau bemerkt, war er ein leidenschaftlicher Waidmann und ließ sich die Hege des Wildes angelegen sein. Seine Erfahrungen auf diesem Gebiet waren dafür ausschlaggebend, daß nach der Einberufung des Unterzeichneten zur Wehrmacht, als das Amt des Kreisjägermeisters vakant wurde, Dr. Studthoff dieses übertragen erhielt. Er führte es bis zur Vertreibung korrekt und vorbildlich. Die Nachricht von seinem Ableben kam erst spät nach der Vertreibung und trotzdem für viele seiner Freunde überraschend.

Wagner, Kreisvertreter

## **Schwester Auguste Kuhn**

Am 24. April d. Jhrs. hat ein Mensch seine Augen zum letzten Schlummer geschlossen, der zwar klein von Wuchs gewesen ist, den Gott aber mit einem sehr regen Geist, mit bemerkenswerter Willenskraft, aber auch mit viel natürlicher pädagogischer Begabung ausgestattet hat: Das war die langjährige Leiterin unseres Kindergartens in Neidenburg, Diakonisse Schwester Auguste Kuhn. Am 6. Juni 1877 in Rosochatzken, Kreis Treuburg, geboren, hat sie in den ersten Jugendjahren nach dem frühen Tode des Vaters ihrer Mutter in der Haus- und Landwirtschaft helfen müssen. Indes bereits 1896 durfte ihr inniger Herzenswunsch in Erfüllung gehen, und sie konnte in das Diakonissenmutterhaus in Königsberg eintreten, um sich für den opferreichen Schwesterndienst ausbilden zu lassen. Schon drei Jahre später konnte man sie aussenden, damit sie in der Krankenpflege, aber auch in der Betreuung von Kindern tätig werden sollte. So arbeitete sie zwei Jahre in Rastenburg, elf Jahre in Thorn-Mocker und drei Jahre in Memel, bis sie 1915 als Leiterin des vom Vaterländischen Frauenverein begründeten Kindergartens in Neidenburg berufen worden ist. Hier hat sie durch viele Jahre, unterstützt von ihrer treuen Helferin, dem einstigen Fräulein Lottchen Engling, der jetzigen Frau Charlotte Böhlke in Menden, ihre Lebensarbeit getan und hat durch 30 Jahre hindurch ununterbrochen in unermüdlicher Pflichterfüllung die vorschulpflichtigen Kinder im Kindergarten gesammelt und denselben mit außerordentlichem Geschick geleitet. Sie hat die Kleinen zur Ordnung angehalten, hat mit ihnen gespielt und gesungen, hat ihnen die biblischen Geschichten erzählt und so manches kleine Kindergebet ihrem Gedächtnis eingepägt. Wie dankbar die Eltern dafür gewesen sind, beweist die Tatsache, daß immer mehr Kinder zum Besuch des Kindergartens angemeldet worden sind, als des Raumes wegen aufgenommen werden konnten.

Gewohnt hat Schwester Auguste Kuhn im evangelischen Gemeindehaus zusammen mit der Gemeindeschwester Meta Siemanowski, mit der sie bis zum Tode die innigste Freundschaft verbunden hat. Mit ihr zusammen hat sie auch noch eine andere sehr segensreiche Tätigkeit freiwillig auf sich genommen: Sie hat die konfirmierten jungen Mädchen der evangelischen Kirchengemeinde im evangelischen Jungfrauenverein gesammelt, der viele Jahre lang zu den stärksten Jugendkreisen der Provinz hat zählen dürfen. Sicher werden sich noch viele Neidenburger Gemeindeglieder der eindrucksvollen Gemeindeabende erinnern, welche die Schwestern mit den jungen Mädchen veranstaltet haben. Nicht minder dankbar werden sie der klangvollen Chöre gedenken, durch die der Jungfrauenverein die Gottesdienste in der ehrwürdigen Neidenburger Ordenskirche unter Leitung der Schwestern Auguste Kuhn und Maria Siemanowski verschönt hatte. — Freilich, wie alles Schaffen und Streben daheim durch den Zusammenbruch des Vaterlandes und den Verlust der Heimat zum Erliegen gekommen ist, so hat auch das segensreiche Wirken der Schwestern in unserer Stadt mit dem Januar 1945 ein jähes Ende gefunden. Zwar gelang es den beiden noch im letzten Augenblick vor Einnahme der Stadt durch die Russen mit Gottes Hilfe das Leben zu retten; doch haben die Strapazen der Flucht und das Hin und Her nach der Vertreibung gerade auch der Gesundheit von Schwester Auguste Kuhn einen so schweren Stoß versetzt, daß sie nach 1945 zumal in ihrem Alter nicht mehr imstande war, noch eine neuerliche Tätigkeit auszuüben. Sie hat statt dessen ihre Altersjahre zuerst im Feierabendheim des Oberlinhauses in Wernigerode und seit 1958 dann wieder im neu errichteten Königsberger Diakonissenmutterhaus in Altenberg bei Wetzlar verleben dürfen. Wenn sie dort trotz vieler Krankheit und einer schweren Operation doch noch das gesegnete Alter von 93 Jahren erreichen durfte, so ist das nicht nur ihrer Energie und Selbstzucht, sondern wesentlich der aufopfernden Pflege zu danken, die Schwester Meta Siemanowski ihrer langjährigen, treuen Freundin hat

angedeihen lassen. Bei ihrer Beerdigung auf dem Schwesternfriedhof in Altenberg haben wir Gott danken dürfen, daß Gott an der Entschlafenen sein Wort wahrgemacht hat: „Ich will dich segnen, und du sollst ein Segen sein!“

Kurt Stern

### **Aus der Familie Sachs, Neidenburg**

Es ist bedauerlich, daß uns, der Schriftleitung des Neidenburger Heimatbriefes, so wenig Unterlagen über alte Familien der Stadt und des Kreises zugeleitet werden bzw. vorliegen, über Familien, die in der Heimat verwurzelt waren, die ein jeder kannte und denen die Gemeinschaft der Stadt und des Kreises viel zu verdanken hatte.

Eine solche war die Familie des Malermeisters Richard Sachs. Wir besitzen über sie Familienunterlagen und nehmen den als führenden Feuerwehrmann und Schützenbruder bekannten Bürger, Malermeister Johann Wilhelm Richard Sachs, Neidenburg, heraus.

Ein vollkommen zutreffender Artikel aus der Neidenburger Zeitung, der anlässlich des 70. Geburtstages von Richard Sachs erschien, zeigt die Persönlichkeit:

„Am Freitag, dem 27. April 1928, kann wiederum ein langjähriger Mitbürger unserer Stadt, der 1858 hier in Neidenburg geborene Malermeister Richard Sachs, in voller Rüstigkeit und geistig frisch seinen 70. Geburtstag begehen. Nach dem Besuch der höheren Schule in N. und einer Lehrzeit von 1873 bis 1876 bei Malermeister Lage in Saalfeld begab er sich, wie noch vor 50 Jahren im Handwerk üblich, von 1876 bis 1883 auf die Wanderschaft!

Sein Weg führte ihn durch ganz Deutschland, bis in die schönsten Gegenden unseres Vaterlandes, wo er in folgenden Städten als Malergehilfe seine Tätigkeit ausübte. Thorn, Lauban, Hirschberg, Schmiedeberg, Breslau, Ohlau, Osnabrück, Frankfurt am Main, Stuttgart, Heidelberg, Münster, München, Augsburg, Köln, wo er auch am Dom arbeitete. Dann ging's weiter nach Holland, Rotterdam, Amsterdam, Harlem, Utrecht und dann Hannover, Celle, Lüneburg, 1883 kehrte er nach Neidenburg zurück, um mit seiner Selbständigmachung auch gleichzeitig zu heiraten.

45 Jahre ist Sachs jetzt Neidenburger Bürger. 38 Jahre gehört er sowohl der Schützen-Gilde, als auch der freiwilligen Feuerwehr als 2. Brandmeister und 40 Jahre dem Handwerkerverein an. In der ehemaligen Allensteiner Malerinnung war er zweiter Obermeister. Möge der Lebensabend unseres Mitbürgers Sachs für die kommende Zeit ein recht glücklicher sein. Das dürfte wohl der Wunsch aller sein, die ihn kennen und schätzen lernten.“

Soweit 1928 ein Bericht.

Hier ist alles erfaßt, und wir können nur noch ergänzen. Aus seiner ersten Ehe mit Wilhelmine Sassor entsprossen sieben Kinder, die zum großen Teil später bekannte Persönlichkeiten unserer Heimat wurden. 1901 verstarb die Ehefrau und ließ sechs unversorgte Kinder zurück, die zweite Ehe mit Berta Freytag brachte den Kindern eine Mutter und drei weitere Geschwister.

Auch diese Ehe wurde 1912 durch den Tod zerrissen. Die dritte Ehefrau, Johanna Podlach, überlebte Richard Sachs. Sie verstarb nach der Vertreibung 1945 in der DDR.

Daß den rührigen Malermeister Sachs viele Schicksalsschläge, traf ist Grenzlandlos. 1914 mußte er mit der Familie flüchten. Eine zweite Flucht blieb ihm erspart, am 6. April

1937 verstarb er zu Neidenburg und wurde unter großer Beteiligung der Bevölkerung zu Grabe getragen.

Wir „Alten“ erinnern uns seiner noch sehr gut.

Wagner Kreisvertreter

### **Arthur Sachs, Neidenburg**

Malermeister und Kaufmann, wurde am 10. September 1886 in Neidenburg als zweiter Sohn des Malermeister Richard Sachs geboren. Sein Vater bewohnte ein Haus in der Burgstraße. Sachs war als ein strebsamer Handwerksmeister sehr geachtet. Er war Obermeister der Malerinnung und Stadtverordneter.

Arthur Sachs besuchte die Grundschule und das Gymnasium in Neidenburg bis zu seinem 16. Lebensjahr, erlernte dann das Malerhandwerk im väterlichen Betrieb. Anschließend begann er eine kaufmännische Lehre. Im Jahre 1912 machte er sich in Lautenburg als Maler selbständig. 1914 wurde er zum Kriegsdienst einberufen. Den Krieg machte er bis zum Ende mit. Da er in dem an Polen abgetretenen Lautenburg nicht mehr bleiben wollte, kehrte er nach Neidenburg zurück. Er heiratete am 6. 8. 1919 Ottilie Sczech aus Salleschen, die ihm beim Aufbau der neuen Existenz eine tüchtige Hilfe wurde. So erwarben sie gemeinsam im Jahre 1919 das Haus Hindenburgstraße 8, in dem ein Malereibetrieb eingerichtet wurde, der aus kleinen Anfängen bald zu einem der größten Betriebe in der Umgegend wurde. 1920 legte Arthur Sachs die Meisterprüfung ab. In seinem Bestreben, sich weiter fortzubilden, besuchte er die Malschule in Wien. Immer nach Tätigkeit suchend, errichtete er neben seinem Handwerksbetrieb auch ein Fachgeschäft für Tapeten, Farben und Lacke, angeschlossen eine Buch- und Papierhandlung. Auch als Obermeister der Malerinnung versuchte er durch Tatkraft und Umsicht seinen Handwerkskollegen behilflich zu sein, als Ratsherr ging das Wohl seiner Heimatstadt anderen Interessen vor. Am 4. 11. 1941 verstarb er im Neidenburger Krankenhaus nach einem schweren Magenleiden, dessen Ursache mehrere Gasvergiftungen im ersten Weltkrieg gewesen waren.

Wagner, Kreisvertreter

### **Dr. Heinrich Haedge, Kaunen**

Es ist schwer, über einen Mann der Heimat zu schreiben, dessen Name jedem Bewohner aus dem Kreis Neidenburg geläufig war, der bekannt wurde durch seinen Fleiß und seine Beharrlichkeit, der sich aber jeder öffentlichen Schau entzog und damit persönlich in der Öffentlichkeit wenig bekannt war; ich meine Dr. Heinrich Haedge-Kaunen.

Er lebte nur seinen sich selbst gesetzten Aufgaben und kannte nur eine Verpflichtung: seine Arbeit für seine Scholle, seinen Betrieb mit seinen Menschen und die Sorge um und für seine Familie. Wer war also Heinrich Haedge in seiner Person und seinem Besitz? Heinrich Haedge wurde als Sohn des Domänenpächters Ludwig Haedge am 1. 11. 1889 in Jablonken, Kr. Rosenberg/Westpreußen, geboren. Sein Vater, Ludwig Haedge, kam 1885 aus Mecklenburg nach Ostpreußen, um Land und Leute kennenzulernen, und übernahm 1909 die Domäne Kaunen (Kownatken). Kaunen gehörte zu den 1440 Hufen, die Landmeister Friedrich v. Wildenberg einem adligen Konsortium unter Führung von Peter von Heselicht im Jahre 1321 verschrieben hat. 1661 umfaßte Kownatken 40 Hufen und war im Besitz der Finckensteinschen Erben. Später war auch Landrat Bernhard Schultz, Geh. Reg.-Rat, Besitzer von Gut Kownatken, der es an den Fiskus verkaufte. Dieser nahm

es in Domänenverwaltung. Näheres über die Besitzverhältnisse sind aus dem Buch „Die Landgemeinden des Kreises Neidenburg“, Seite 166, ersichtlich.

1922 kaufte nach dem Tode von Ludwig Haedge sein Sohn Dr. Heinrich Haedge, der seine Studien in Rostock und Königsberg mit dem Dr. phil. abgeschlossen hatte, Kownatken. Im gleichen Jahr heiratete er Else Wiesemann. Der Ehe entsprossen Charlotte, Just und Gisela.

Dr. Haedge übernahm mit Kownatken ein schweres Erbe. Kownatken, wie es damals noch hieß, lag zwar an der Durchgangsstraße Neidenburg-Osterode, aber es waren 16 km mit dem Pferdefuhrwerk bis nach Neidenburg zu bewältigen, und zur nächsten Bahnstation Gutfeld waren es auch 12 km, eine Erschwernis, die sich überall, vor allen Dingen im hohen Schnee, bemerkbar machte. Mit großem Fleiß und seinem ganzen Einsatz gelang es Dr. Haedge alle Schwierigkeiten zu meistern und den Betrieb in die Höhe zu bringen. Das geschah, wie in allen Neidenburger Betrieben, durch Intensivierung des Kartoffelanbaues. Dieser ergab weitere Gewinne durch Nebenprodukte und damit Verbesserung des Bodens. 100 000 Liter Brennrecht gaben eine weitere gute wirtschaftliche Unterlage. Aber alles war nur durch persönlichen Einsatz von Dr. Haedge zu bewältigen, und man sah ihn oft selbst am Steuer des Treckers sitzen, um im Winter infolge hoher Schneelage Bahnhof Gutfeld oder die Stadt Neidenburg zu erreichen.

Seine Berufskollegen sagen heute noch, daß Dr. Haedge nichts unversucht ließ, um den Betrieb in die Höhe zu bringen. Dabei war er sparsam und vorsichtig, lebte mit seiner Familie entsprechend bescheiden. Eine Leidenschaft hatte er, und dafür sparte er oder war in dieser Liebhaberei freigebig und großzügig: die Jagd. Kaunen hatte eine gute Niederwildjagd. Der Kauner See, er bot eine gute Wasserwildjagd neben seinem Fischreichtum, so daß jagdlich immer etwas los war. Die Hochwildjagd in der Gemeinde Lykusen im Kreis Neidenburg hatte er lange Zeit gepachtet und es zeugt von einer hervorragenden Jagdauffassung, daß er niemals in Streitigkeiten verwickelt wurde, weder mit Jagdgenossen noch der angrenzenden Staatsforst oder seiner Aufsichtsbehörde, dem Kreisjagdamt.

Das Leben ist ein Kreis. 1885 kam die Familie Haedge aus Mecklenburg nach Ostpreußen. 1945 wurde sie, wie alle anderen Familien, in die unbekannte Ferne vertrieben. Am 11. November 1945 schloß Dr. Heinrich Haedge in Mecklenburg seine Augen zum ewigen Schlaf. Sein Grab befindet sich in Melkof, Kreis Hagenow.

Wagner

## **Ihr Name ist Berliner Geschichte**

### **Dr. Gertrud Dorka aus Neidenburg / Orlau**

Wir haben in der Folge Nr. 47, Seite 12, unseres Heimatbriefes über das Elternhaus von Frau Dr. phil. Gertrud Dorka aus ihrer Feder berichtet. Der 79. Geburtstag von Frau Dr. Dorka am 19. März 1972 bietet willkommenen Anlaß, an sie zu erinnern, die nun selbst schon bei Lebzeiten zu den großen Gestalten der Heimat zählt. Wir übermittelten Frau Dr. Dorka. Berlin 31, Hohenzollerndamm 6, zu ihrem Geburtstag die herzlichsten Glückwünsche und wünschten ihr weiterhin einen beschaulichen, friedlichen Lebensabend.

Ihre jahrzehntelange Arbeit auf wissenschaftlichem Gebiet, vor allem aber ihre heute kaum mehr vorstellbaren, entsagungsvollen Bemühungen nach dem zweiten Weltkrieg verdankt Berlin die Erhaltung der kostbaren Bestände des Ehem. Staatlichen Museums für Vor- und Frühgeschichte. Wir danken ihr, die seit langem Anteil nimmt am Heimatbrief, mit dem



Abdruck der Würdigung, die ihr zum 65. Geburtstag von den Berliner „Blättern für Vor- und Frühgeschichte“ gewidmet wurde:

### *Gertrud Dorka, die Trümmerfrau*

Am 19. 3. 1958 vollendet Dr. phil. Gertrud Dorka ihr 65. Lebensjahr. Aus diesem Anlaß wird sie ihr Amt als Direktorin des Ehem. Staatlichen Museums für Vor- und Frühgeschichte in Berlin niederlegen, ein Amt, das sie reichlich zehn Jahre hindurch mit großer Hingabe in der ungewöhnlich schwierigen Zeit des Wiederaufbaues verwaltet hat.

Aus dem Lehrerhause des kleinen Dorfes Orlau bei Neidenburg stammend, hatte sie sich dem Lehrberuf verschrieben. In Neidenburg und auf dem Oberlyzeum in Königsberg erwarb sie sich das Rüstzeug hierzu und erhielt 1914 die Lehrbefähigung für Lyzeen.

Als der Weltkrieg 1914 ausbrach, der ihr die beiden Brüder nehmen sollte, als die Russen über die allzu nahe Grenze in ihre ostpreußische Heimat einbrachen, wurde auch Gertrud Dorka vom Flüchtlingsstrom mitgerissen und nach Berlin getragen. Hier fand sie ihre zweite Heimat, ihr Amt und ihre Lebenserfüllung. Vom 1. 10. 1914 bis zum 31. 8. 1947 war sie als wissenschaftliche Lehrerin an verschiedenen Schulen des Bezirkes Pankow tätig.

Die Lehrerschaft Berlins in den Jahren nach dem ersten Weltkriege zeichnete sich durch ein ungewöhnlich starkes Streben nach Fortbildung, nach Erweiterung des Gesichtskreises, nach Vertiefung wissenschaftlicher Kenntnisse aus. Das Niveau der Lehrgänge, die der Berliner Lehrerverein veranstaltete, der Kurse der Humboldt-Hochschule und des Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht war von beachtlicher Höhe. Das Institut für wissenschaftliche Heimatkunde gab seinen historisch und naturwissenschaftlich interessierten Hörern wertvollste Anregungen, und in dieses fröhlich aufregende und erregende Studium - Studium heißt ja „Eifer“ - stürzte sich die junge Lehrerin Gertrud Dorka, wie auch schon Ernst Sprockhoff es getan hatte, mit echter Begeisterung. Bald fand sie zu Albert Kiekebusch und seinem „Seminar“ im Märkischen Museum.

Von 1918 an beteiligte sie sich an den Veranstaltungen dieses von Kiekebusch mit großem Ernst geleiteten Arbeitskreises. Als sie sich hier eingearbeitet hatte, übernahm sie 1926/27 eine der Wanderausstellungen, mit denen Kiekebusch vom Museum in die Schulen hineinging und die Jugend für das heimische Altertum begeisterte (vgl. Berliner El. 4 1955, 73 ff.).

Damals erwachte wohl in Gertrud Dorka der Wunsch nach dem Vollstudium, die Lust, sich noch gründlicher mit der Vorgeschichte vertraut zu machen. Die Berliner Universität war der wissenschaftlichen Heimatkunde eine gute Pflegestätte. Namen lockten, wie die von Friedrich Solger, Walther Vogel und - seit 1929 - auch von Albert Kiekebusch. Zunächst mußten das große Latinum und Graecum bestanden werden, um sich dann unter zeitweiser Beurlaubung von 1930 bis 1936 in Berlin dem Studium der Anthropologie, der historischen Geographie und vor allem der Prähistorie widmen zu können. In Kiel erwarb sich Gertrud Dorka 1936 den Doktorhut, der ihr dann nach Erscheinen ihres Buches über den pommerschen Kreis Pyritz 1939 feierlich überreicht wurde.

Es folgten Jahre ruhigen Schuldienstes, rauh unterbrochen von Evakuierungsmaßnahmen, die der Bombenkrieg 1943 auslöste. Mit Schulklassen siedelte Gertrud Dorka nach Zeitz (Prov. Sachsen) über, um erst 1946 in das zerstörte Berlin zurückzukehren. Ihre Wohnung und Habe fand sie wieder, ihre mühsame Inventaraufnahme eines märkischen Landkreises des Oberbarnims, war vernichtet, war verbrannt in Freienwalde a. d. Oder.

Als man 1947 endlich daran dachte, die scheinbar herrenlos im Schutt liegenden Schätze des früheren Staatlichen Museums für Vor- und Frühgeschichte in der Prinz-Albrecht-

Straße der Bergung für wert zu erachten, erreichte Gertrud Dorka der Ruf, sich dieser entsagungsvollen Aufgabe zu unterziehen.

Das hat sie vom 1. 9. 1947 an als „Trümmerfrau“ unbeirrt getan. Zunächst nur mit Unterstützung zweier treuer Helfer, die noch von dem Personalbestand des „Ehemals Staatlichen“ übrig waren. Es folgte die Übersiedlung in das Nachbarhaus, in das leerstehende Museum für Völkerkunde, ebenfalls eine trostlose Ruine. Im Jahre 1948 galt es, eine „Expedition“ nach Lebus auszurichten, um im zerschossenen Schlosse an der Oder, das Wilhelm Unverzagt einst als Forschungsstätte eingerichtet und schließlich im Kriege als Zuflucht für Museumsgut benutzt hatte, die Heinrich-Schliemann-Sammlungen zu bergen und nach Berlin zu holen. Heute mutet uns dies alles wie ein Abenteuer an.

Die Ruine in der Stresemannstraße erfüllte sich bald mit neuem Leben. Die Zahl der Mitarbeiter wuchs langsam, doch stetig. Am 21. 5. 1955 konnte dann in den zu unterst liegenden, fast kellerartigen acht Räumen des Südwestflügels eine von Sparsamkeit und Beschränkung auf das Wesentliche zeugende Schausammlung eröffnet werden.

Sie braucht sich vor den großen Landesmuseen des Westens in keiner Weise zu verstecken und vermittelt einen durchaus lückenlosen Überblick der märkischen Vor- und Frühgeschichte von der Eiszeit bis zur Gründung Berlins. War doch 1947 der Inhalt der Abteilung für Vorgeschichte des Märkischen Museums nach einer Irrfahrt über Dahlem ebenfalls in die Stresemannstraße gelangt und mit dem ehemals staatlichen Besitz - wenigstens äußerlich - verschmolzen. Die Heimat wurde also in den Vordergrund gestellt.

Was hätte es jetzt im Neubeginn auch für einen Sinn gehabt, etwa die herrlichen Kaukasusbronzen oder die glanzvolle Merowingerzeit Frankreichs wiedererstehen zu lassen? Dies alles ruht noch in den Kisten. Nach Berlin zurückgekehrt aus dem Kunstgutlager Celle.

Allmählich waren im Museum auch die Voraussetzungen für die interne Arbeit und die wissenschaftliche Forschung herangereift. Mit dem Erwerb der Bibliothek des verstorbenen Pfarrers Martin Schultze gelang Gertrud Dorka 1950 ein entscheidender Schritt hierfür. Heute besteht wieder nach allerdings sehr bescheidenem und langsamem Zuwachs ein brauchbarer Handapparat. Man muß jedoch bedenken, daß es anfangs so gut wie gar keine Bücher mehr gab.

Die Bodendenkmalpflege in Berlin erwachte zu neuem Leben. Mit dem rasanten Tempo des Wiederaufbaues konnte sie allerdings nicht Schritt halten.

Die „Berliner Blätter für Vor- und Frühgeschichte“, ein wahres Kind der Not, begründet von einem begeisterten Freund der Ausgrabungswissenschaft, wurden mühsam aufgepäppelt. Überall war die behutsame Hand, die so oft hilfreich in die eigene Tasche griff, die fraulich-hausfraulich ordnende Hand von Gertrud Dorka zu spüren. Wenn nun die Direktion des Museums am Ende ihrer beruflichen Tätigkeit auf diese zehn Jahre des Aufbaues zurückblickt und hinüberschaut nach dem schmucken Langhansbau neben dem Charlottenburger Schloß, der alles Gerettete und Bewahrte in Zukunft aufnehmen soll, dann kann sie beruhigt sagen: „Die Mühe und das Ausharren in der Ruine waren nicht umsonst!“

Wagner

### **Paul Oschinski, Przellenk**

Wenn man die tüchtigen Landwirte und aufrechten Männer des Soldauer Gebietes aufzählt, wird der Name Paul Oschinski nicht fehlen. Er wurde am 21. 5. 1889 in Klein Schönbruck, Kreis Graudenz, geboren, besuchte die Oberrealschule in Graudenz und ergriff dann den landwirtschaftlichen Beruf. Nach gründlicher Ausbildung bewirtschaftete er den

väterlichen Betrieb bis zu dessen Verkauf 1914. Da er wegen eines Leidens nicht Soldat werden konnte, war er während des ersten Weltkrieges als Landwirt im besetzten Gebiet eingesetzt. Durch Verlegung des Wohnsitzes nach Danzig wurde er nach Bildung des Freistaates Danziger Staatsangehöriger. Er heiratete die Tochter Magdalena des Gutsbesitzers Riemer-Przellenk. Aus dieser Ehe gingen drei Kinder hervor, von denen der älteste Sohn im Kriege mit 19 Jahren in einem Lazarett starb. Auch die einzige Tochter starb in jungen Jahren nach dem Kriege. Nach dem Tode des Schwiegervaters im Jahre 1921 übernahm Paul Oschinski die Bewirtschaftung von Przellenk.

Durch seine Danziger Staatsangehörigkeit gab es unendliche Schwierigkeiten mit der Eintragung der Eheleute Oschinski in das Grundbuch. Wegen der ungeklärten Besitzverhältnisse war eine auf die Zukunft gerichtete intensive Bewirtschaftung des Gutes zunächst nicht möglich. Erst nachdem ein Prozeß gegen den polnischen Staat, der zehn Jahre hindurch geführt werden mußte, vor der obersten Instanz gewonnen war, konnte die Eintragung im Grundbuch erfolgen, und damit war dann eine nach damaligen Verhältnissen mögliche Bewirtschaftung gegeben.

Paul Oschinski verstand es, bald einen Musterbetrieb zu schaffen. Ein großer Teil des Grünlandes wurde melioriert und eine hervorragende Rinderherde aufgebaut, die später nach der Befreiung in das Ostpreußische Herdbuch aufgenommen wurde. Auch etwas Pferdezucht wurde in Przellenk betrieben.

Nachdem die Besitzverhältnisse in Przellenk geklärt waren, kam das Gut bald auf die Liste der gemäß dem polnischen Agrarreformgesetz zu parzellierenden deutschen Betriebe. Doch gelang es durch immer wieder eingebrachte Einsprüche, die Durchführung der Enteignung bis zum Beginn des Krieges hinauszuschieben. Mit den Vorarbeiten und der Vermessung war bereits begonnen.

Wegen seiner Danziger Staatsangehörigkeit mußte sich Oschinski in polnischer Hinsicht sehr vorsichtig verhalten, er konnte sich nur in rein wirtschaftlichen Verbänden betätigen. So war er Mitglied des Landbundes Weichselgau, der berufständigen Organisation der deutschen Landwirte in Pommerellen. Wir entsinnen uns noch einer Flurschau in Przellenk, die sehr stark besucht war, bei der besonders der hervorragende Stand der meliorierten Wiesenflächen im Soldautal besichtigt wurde.

Eine Reihe von Jahren leitete Oschinski auch die Molkereigenossenschaft Heinrichsdorf als Vorsitzender des Vorstandes.

Das Haus Przellenk zeichnete sich durch seine Gastlichkeit aus. Oft kamen hier die Nachbarn aus den umliegenden Gütern zusammen, um über ihre Erlebnisse und Sorgen besonders in den letzten Monaten vor Ausbruch des zweiten Weltkrieges zu sprechen.

Um einer eventuellen Ausweisung aus der Grenzzone — wie es viele andere Deutsche erleben mußten — zu entgehen, hatte sich Oschinski kurz vor Ausbruch des Krieges nach Danzig begeben. Nach der Befreiung kehrte er umgehend zurück und stellte sich nunmehr der Allgemeinheit zur Verfügung. Er war bis zur Flucht 1945 Amtsvorsteher und Bezirksbauernführer des Bezirkes Heinrichsdorf. Nachdem der Bürgermeister zur Wehrmacht einberufen war, übernahm er auch dessen Geschäfte für Przellenk und Grodtken.

Bei dem plötzlichen Einbruch der Roten Armee im Januar 1945 gelang es der Familie Oschinski, in letzter Minute zu fliehen und bis Danzig zu kommen. Nach der Besetzung Danzigs wurde Paul Oschinski sofort auf offener Straße von den Russen verhaftet und in ein Lager gebracht. Am 16. 4. wieder entlassen, ist er am 17. 4. an den Folgen dieser schweren Haftzeit gestorben.

Wir haben versucht, das Porträt eines Mannes zu zeigen, der trotz aller in seinem Fall besonders großen Schwierigkeiten es verstanden hat, die ihm anvertraute Scholle dem Deutschtum bis zum bitteren Ende zu erhalten.

Paul Oschinski wird uns unvergessen bleiben.

März 1971

Bernhard Franckenstein

## **Erika Matthes**

Am 27. Mai d. J. hat im Altersheim der Gustav-Werner-Stiftung in Dettingen/Ems eine Heimatgenossin die Augen zum letzten Schlummer geschlossen, die in Stadt und Kreis Neidenburg keine Unbekannte gewesen ist. Es war dies Erika Matthes, einzige Tochter des Amtsgerichtsrats Carl Matthes und seiner Ehefrau Hedwig Matthes. Geboren am 1. Dezember 1903 in Neidenburg, hat sie als Kind die höhere Töchterschule ihrer Heimatstadt besucht und alsdann das angesehene Handwerk einer Damenschneiderin erlernt. Sie hat dabei ebenso die Gesellenprüfung wie 1929 auch die Meisterprüfung in Allenstein abgelegt. Durch ihre Mutter, welche, wie wohl noch erinnerlich, Vorsitzende des Vaterländischen Frauenvereins der Stadt als auch des Kreisverbandes Neidenburg gewesen ist, wurde ihr Interesse freilich schon in früher Jugend auf soziale Aufgaben gelenkt. So beteiligte sie sich schon als junges Mädchen helfend an hauswirtschaftlichen Kursen, die nach dem ersten Weltkriege vom Kreisverband vaterländischer Frauenvereine in zahlreichen Dörfern des Kreises veranstaltet wurden. Auch trat sie bereits 1925 in das Rote Kreuz ein und ließ sich wenig später auch als Schwesternhelferin vom Roten Kreuz ausbilden. Als solche hat sie sich wie auch später als Hauptführerin und Krankentransportleiterin Verdienste erworben, die nicht ohne Anerkennung geblieben sind. So hat sie außer anderen Auszeichnungen auch die Medaille für deutsche Volkspflege sowie das Kriegs-Verdienstkreuz zweiter Klasse erhalten. Noch gegen Ende des zweiten Weltkrieges im Februar 1945 kam sie zum Einsatz im Wehrtüchtigungslager Malta in Kärnten in Österreich. Nach der Kapitulation der Truppe wurde sie in Kärnten dann auch bis 1948 interniert. Nach ihrer Entlassung aus der Internierung kehrte sie dann zu ihren Eltern zurück, die schon im letzten Kriegsjahr nach Dranske auf Rügen evakuiert gewesen sind. Dort wurde sie auch bis 1952 als Gemeindegeschwester tätig. Indes ging es ihr darum, ihrer alternden Mutter nach dem Tode des Vaters ein freundlicheres Heim und eine Bleibe zu verschaffen, wo günstigere Existenzbedingungen als in dem einsamen Dranske gegeben waren. Dieses gelang ihr auch dadurch, daß sie die Stelle einer Heimleiterin in dem Altersheim der kleinen Stadt Kremmen, Kr. Oranienburg, annahm. In dieser Stellung hat sie durch fünf Jahre in rührender Treue ihre immer hilfloser werdende Mutter umsorgt und sich vor allen Dingen mit ihrer ganzen Tatkraft für die Pflinglinge im Altersheim, wirklich die Ärmsten der Armen, eingesetzt. Ihre unbedingte Redlichkeit, in der sie die für den Unterhalt der Heiminsassen bestimmten Mittel auch diesem Zweck zuführte, bewirkte schließlich, daß sie anfangs, den kommunistischen Machthabern in der Stadt, die mit öffentlichen Mitteln etwas großzügiger umzugehen pflegten, unbequem zu werden. So war es nur natürlich, daß sie nach dem Tode der Mutter, die gerade an ihrem Geburtstag gestorben ist, Kremmen verließ und gleichzeitig nach der Bundesrepublik und damit in die Nähe ihres einzigen Bruders hinüberwechselte. Auch in der Bundesrepublik hat sie dann noch mancherlei Arbeitsplätze - teils als Pflegerin in privaten Altersheimen - übernommen, bis ihre Gesundheit immer mehr nachließ und sie selbst Pflege in Anspruch nehmen mußte. Sie fand sie längere Zeit hindurch in Bernloch und schließlich in Dettingen, wo ihr

inhaltsreiches Leben sein Ende gefunden hat. Dort ruht sie fern der Heimat, verstreut wie so viele, deren Wiege einmal in Neidenburg gestanden hat, aber unvergessen für so viele, denen ihre Pflege gegolten und ihre Hilfe zuteil geworden ist.

Kurt Stern

### **Adolf Wargalla, Kreisältester, Struben, 80 Jahre**

Der Kreisälteste des Kreises Neidenburg, der in der Heimat bekannte und geachtete Landwirt Adolf Wargalla-Struben, jetzt wohnhaft in 4047 Dormagen, im Grunewald 2a, feierte im Kreise der Familie seines Sohnes am 18. April dieses Jahres seinen 80. Geburtstag.

Es wäre zwecklos, nach den Gründen zu suchen, warum erst heute auf diesen Ehrentag eines immer für die Allgemeinheit sich einsetzenden Landsmannes hingewiesen wird, aber notwendig ist es zu versichern, daß alle verspäteten Wünsche von Herzen kommen.

Wir schrieben in unserem Heimatbrief Nr. 47 zum 75. Geburtstag von Adolf Wargalla unter anderem eine Art Kurzbiografie, und wir wollen diese wiederholen.

Geboren am 18. 4. 1893 in Kaltenborn. Landwirtschaftliche Lehre und Schule. 1911 Erwerb eines landwirtschaftlichen Anwesens der Eltern in Freidorf. 1913 dreijähriger Freiwilliger 1. Leibhusarenregiment Danzig-Langfuhr. Kriegsteilnehmer 1914/18. Verwundungen und Auszeichnungen.

1919 Eheschließung mit Auguste Merchel (verstorben 1960). Aus der Ehe gingen drei Kinder hervor, von denen nur noch Heinz im Westen lebt. Während ein Kind in der Heimat Erde ruht, verstarb seine Tochter Ilse 1972 hier im Westen. Sein Hof in Struben war als sehr gut bewirtschaftet bekannt, ebenso seine Pferdeliehaberei und seine Zielstrebigkeit in einmal erkannten Dingen. Das Vertrauen der Kreisbevölkerung wählte ihn bereits 1922 in den Vorstand des Land- und Forstwirtschaftsverbandes, in dem er ab 1929 Stellv. Vorsitzender war. 1932 kam er in den Aufsichtsrat der An- und Verkaufsgenossenschaft. Seit 1934 bis zur Vertreibung war er Vorsitzender des Aufsichtsrates. In der 1934 gegründeten Kreisbauernschaft übernahm er, um seinem Freund Grieffenhagen, dem ersten Kreisbauernführer, die Bitte nicht abschlagen zu müssen, die Kreisabteilung „Genossenschaftswesen“, die er bis zu seinem Ausscheiden im Jahre 1937 vorbildlich leitete. Noch einmal holten ihn die Landwirte in das Amt, in das er 1940 dienstverpflichtet wurde. Aber nicht nur diese Ehrenämter belasteten Adolf Wargalla, er war auch in Organen der Viehverwertungsgenossenschaft, der Neidenburger Bank Raiffeisen, Sachverständiger beim Erbhofgericht, Schöffe und für die Wehrmacht Pferdeschätzer. Daß er daneben in seiner Gemeinde noch Ehrenämter innehatte, versteht sich bei der Persönlichkeit von Adolf Wargalla von selbst.

1945 schlug auch für ihn und seine Familie die Abschiedsstunde von der ihm lieb gewordenen und zum Blühen gebrachten eigenen Scholle. Nach der am 18. Januar 1945 angetretenen Flucht über Mecklenburg fand er später Frau und Tochter wieder und einen Wohnsitz in Leichlingen, während sein Sohn Heinz bereits Familie und eigenen Hausstand hatte.

Mit viel Mühe und Arbeit schuf sich Adolf Wargalla wieder festen Boden unter den Füßen, war aber sofort bereit, als er darum gebeten wurde, sein Wissen und Können, seine Arbeitskraft der Heimatarbeit zur Verfügung zu stellen. Als Kreisausschuß-Mitglied und als Angehöriger des Kreistages ist er mitbeteiligt an dem Aufbau der Gemeinschaft „Kreis Neidenburg“ und deren heutigem Stand.

Nach Ableben des Kreisältesten Otto Pfeiffer wählte ihn die Gemeinschaft zum Kreisältesten des Kreises Neidenburg.

Wenn wir Adolf Wargalla zu seinem Geburtstag die herzlichsten Glückwünsche aussprechen, dann hoffen wir, daß es ihm noch lange vergönnt sein möge, sein Leben gesund im Kreise seiner Familie zu verbringen und noch lange unserer Heimatgemeinschaft mit seinem Rat zur Seite zu stehen.

### **Rudolf Winter, Mansfeld**

Rudolf Winter wurde am 3. 8. 1883 in Neuhof, Krs. Flatow, Westpr., als Sohn des Landwirts Martin Winter und seiner Ehefrau Wilhelmine, geb. Bigalke, geboren.

Im Juni 1906 kaufte Martin Winter das Gut Mansfeld bei Soldau in Größe von 126 ha, und die Familie siedelte von Neuhof, Kreis Flatow, nach Mansfeld über. Schon vier Jahre später, im Jahre 1910, starb der Vater, und Rudolf Winter übernahm das Gut. Im Jahre 1920 kam Mansfeld, das im Soldauer Gebiet lag, zum polnischen Staatsgebiet, und im gleichen Jahr heiratete Winter Gertrud Zühlsdorf aus Margonin, Krs. Mogilno, ehemal. Provinz Posen. Der Ehe entstammten zwei Söhne und eine Tochter. Der zweite Sohn und Hoferbe fiel 1944 in Italien.

Mansfeld lag an der Straße Soldau-Illowo, hatte sehr guten Boden, der systematisch drainiert war und durch vorbildliche Bestellung, Düngung und Kalkung die höchsten Erträge erbrachte. Die Wiesen waren zum großen Teil neu angesamt und bildeten die Grundlage für die Rinderherde. Diese wurde durch die Kriegseinwirkung 1914 — 1918 und die Rinderseuche, die durch den Bolschewisteneinfall von 1920 in das Soldauer Gebiet eingeschleppt wurde, so dezimiert, daß nur ein kleiner Rest an Milchkühen und Jungvieh übrigblieb. Winter begann mit dem Wiederaufbau durch Ankauf von Herdbuchkühen und Rindern sowie erstklassigen Bullen, die Aufnahme in das polnische Herdbuch fanden. Die Herde gehörte schon Anfang der dreißiger Jahre mit zu den besten des Soldauer Gebietes und rief berechnete Bewunderung bei Fachleuten, und die sie sahen, hervor.

Jeder sah, daß hier zielstrebige züchterische Arbeit geleistet worden war, wobei man den Anteil von Mühen und Arbeit auch von Frau Winter nicht außer acht lassen darf.

In der Heimat genoß die Familie allseits große Achtung, ihre große Hilfsbereitschaft und ihre vorbildliche Haltung fanden überall Anerkennung. Am 18. 1. 45 mußten auch Winters Haus und Hof verlassen, und der Weg führte sie über Westpreußen, Pommern, bis nach Mecklenburg, wo die Ehefrau verstarb. Seit 20 Jahren wohnt Rudolf Winter nun in 4967 Bückeburg, Wallstraße 31, und wird von seiner Tochter, die hier eine neue Heimat fand, und dem Schwiegersohn, der Familie Eggers, betreut.

Der nun fast 90jährige, sehr heimatverbundene Landsmann nimmt an fast allen erreichbaren Heimattreffen teil. Am politischen Geschehen ist er ebenfalls noch sehr interessiert. Vor allen Dingen erfreut er sich noch bester körperlicher Verfassung.

Wir, die ihn kennen und mit ihm verbunden sind, übermitteln ihm alles Gute zu seinem neunzigsten Geburtstag.

Wir wünschen dem Jubilar von Herzen einen weiteren rüstigen Lebensabend.

Die Kreisgemeinschaft Neidenburg

Wagner, Samulowitz, Franckenstein

## **Erich Jotzer**

### **Konditoreibesitzer und stellvertretender Bürgermeister der Stadt Neidenburg**

„Freunde in der Not gehen hundert auf ein Lot.“ Dieses alte Sprichwort mag sehr oft seine Wahrheit haben, bei Erich Jotzer traf es aber nicht zu.

Als ich die Geschäfte des Bürgermeisters von Neidenburg Anfang 1933 übernahm, war Erich Jotzer Beigeordneter der Stadt. Er war von Anfang an zu einer Zusammenarbeit bereit. Als er später, nach dem Ausscheiden von Dr. med. Gutzeit, mein Stellvertreter wurde, entwickelte sich zwischen uns ein Vertrauensverhältnis, das durch alle Zeiten bestehen blieb und manche harte Probe zu bestehen hatte.

Doch später davon. Erich Jotzer war am 3. Oktober 1890 als Sohn einer alten Neidenburger Handwerkerfamilie geboren. Sein Vater besaß am Markt in Neidenburg eine Bäckerei. Über den Lebensweg von Erich Jotzer bis zur Übernahme des väterlichen Geschäftes wissen wir: Er besuchte die Oberrealschule in Neidenburg und begann im Betrieb des Vaters die Bäckerlehre. In Insterburg vervollkommnete er seine Kenntnisse als Konditor durch eine zusätzliche Lehrzeit. Tangermünde, Gardelegen und Betriebe auf Helgoland waren weitere Stationen seiner beruflichen Vervollkommnung. Als Einjährigfreiwilliger leistete er kurz vor Ausbruch des Weltkrieges seine Militärzeit ab. Aus uns unbekanntem Gründen wurde er erst 1915 zum Kriegsdienst eingezogen und kämpfte bis zum Kriegsende in Frankreich, darunter vor Verdun. 1919 entlassen, nahm er Arbeit bei seinem Vater auf, der ihm nach einigen Jahren das Geschäft übergab. Die Möglichkeit, das Nebengrundstück seines Betriebes zu erwerben, veranlaßte ihn, nach einem großen Umbau eine Konditorei zu eröffnen, die „Konditorei Jotzer“, die bald weit über die Grenzen von Stadt und Kreis bekannt wurde. Wer ging nicht zu „Erich“, um seinen Kaffee zu trinken oder, wie man unter Männern landläufig sagte, „einen abzubeißen“. Erich Jotzer war ein stets freundlicher Wirt, der für jeden Menschen einen Gruß und ein freundliches gutes Wort übrig hatte.

Sein Familienleben wurde durch den Tod der einzigen Tochter überschattet, die infolge einer Blinddarmerkrankung im Kindesalter plötzlich verstarb. Von diesem Schicksalsschlag erholte sich seine Frau, eine geborene Grabowski aus Bartzdorf, nicht mehr, so daß sie 1938 ihrem Kind folgte. Zurück blieb Jotzer mit einem Sohn und den Geschäften, Bäckerei und Konditorei. Seine zweite Ehe 1941 mit Emmi Baufeld überdauerte alle, damals nie erwarteten schweren Zeiten. Mit ihrer Hilfe und ihrem Einfühlungsvermögen wuchs das Geschäft ständig.

Der Kriegsausbruch 1939 brachte viele Veränderungen, es mangelte an Personal wie an Waren, und von Tag zu Tag wurde die Überbeanspruchung größer, die Erich Jotzer als stellvertretender Bürgermeister auf sich nehmen mußte, um das Stadtoberhaupt zu entlasten. Hier sollte es sich zeigen, daß er ein Neidenburger Kind war. Er scheute sich vor keinem Auftrag, vor keiner Arbeit und keiner Entscheidung, wenn es um das Wohl der Stadt und der Bürger ging. Täglich opferte er, trotz der sich häufenden Aufgaben in seinem Geschäft, mehrere Stunden im Rathaus. Seine Vorschläge waren oft Ursache von langen Beratungen. Daß sie meistens zu positiven Entschlüssen führten, lag an der Sachlichkeit, die Erich Jotzer bei allen Dingen auszeichnete. So wurde aus dem Vertreter bald der erste und beste Berater und Freund des Bürgermeisters, obwohl dieser ständig Schwierigkeiten mit der NSDAP hatte.

Daraus ergab sich, daß auch Erich Jotzer bald in die Schußlinie kam. Es fehlte nicht an Warnungen seitens der NSDAP, und es gab viele in den Reihen der Bürger, die ihm rieten, das Verhältnis zum Bürgermeister zu ändern. Das wollte in den Jahren nach 1933 schon etwas heißen.

Erich Jotzer aber ließ sich nicht irre machen und blieb seinen Zielen treu. Diese Standfestigkeit bewies er in vielen Dingen. Den Anwohnern des Marktplatzes von Neidenburg wird noch in Erinnerung sein, wie Erich Jotzer sich gegen einen SA-Sturm und die Hitler-Jugend an einem ersten Weihnachtsfeiertag - es war wohl 1940 - behauptete.

Daß für das „Winterhilfswerk“ zu damaliger Zeit mit allen Mitteln die Geldbörsen geöffnet wurden, dürfte heute noch bekannt sein. Eine solche Möglichkeit suchte die Partei an diesem ersten Weihnachtsfeiertag. SA und HJ hatten einige Tage vor Weihnachten um Genehmigung nachgesucht, auf dem Marktplatz, über den die Hauptverkehrsstraße an die Grenze und damit zur Front ging, ein Fußballspiel auszutragen und diese Absicht auch über den Königsberger Rundfunk verbreiten lassen. Dieser Antrag war vom Bürgermeister in seiner Eigenschaft als Polizeiverwalter abgelehnt worden, die Gefahr für den Verkehr war zu groß. Auch aus anderen Sicherheitsgründen für Personen und Sachen war das Verbot auf erneutes Drängen der Beteiligten nicht zurückgenommen worden. Als dann trotzdem am ersten Weihnachtsfeiertag gegen Mittag SA und HJ auf dem Marktplatz anrückte und mit den Vorbereitungen für das Spiel begannen, erfuhr Erich Jotzer, daß der Bürgermeister für einige Stunden außerhalb der Stadt war. Er trat sofort den Parteigrößen entgegen und erneuerte das ausgesprochene Verbot mit der Androhung, das Spiel polizeilich zu unterbinden, wenn angepöfeln würde. Er hätte es noch in der Hand gehabt, nachträglich eine Genehmigung zu erteilen, er weigerte sich, weil er sich an das einmal ausgesprochene Verbot grundsätzlich hielt und zum anderen, weil er sich nicht erpressen lassen wollte. Auch die Androhung, daß die HJ das Rathaus stürmen werde, erschreckte ihn nicht. Er blieb auf seinem Posten im Rathaus, bis der Bürgermeister zurückkam und dem Spuk ein Ende bereitete. Daß daraus erneute Schwierigkeiten entstehen würden, beeindruckte Erich Jotzer nicht im geringsten. Sie begannen am gleichen Tage, als das Verbot in der Abendsendung des Rundfunks eine besondere harte Kritik erfuhr.

Im Krieg war Erich Jotzer Tag und Nacht an der Seite des Bürgermeisters. Die Nähe der Grenze, Entfernung nur sieben Kilometer, und damit der Front (Festung Mława) brachte große Aufgaben mit sich. Nur gemeinsam war es möglich, diese zu bewältigen, eine geregelte Versorgung der Stadt und den Durchzug von Truppen und Fahrzeugen zur Front zwischen Mława und Warschau sicherzustellen.

Als dann der Bürgermeister auf Veranlassung des Gauleiters Koch zum Wehrdienst eingezogen wurde, verzichtete Jotzer auf sein Vertreterrecht und überließ einem anderen Magistratsmitglied die Führung der Stadtgeschäfte, zumal andere Aufgaben, vor allen Dingen die Beschaffung von Lebensmitteln für die Bevölkerung, dringender und wichtiger wurden.

1945. Als einer der letzten verließ Erich Jotzer seine Heimatstadt, nachdem seine Familie bereits weggebracht worden war. Allein fand ich ihn 1946 in einer kleinen Stadt in Holstein, wo er als Bäckergehilfe über Zeit und Kraft beansprucht wurde und in einer Behausung leben mußte, die menschenunwürdig war. Leider konnte er sich damals nicht freimachen, da er sonst obdach- und mittellos gewesen wäre.

Endlich gelang es seiner Familie, aus der Zone zu kommen. Damit gab es für Erich Jotzer die Möglichkeit, wieder in geordneten Verhältnissen Fuß zu fassen. Mit einem Siedlungshaus begann es, ein kleines Lebensmittelgeschäft folgte. Trotz der vielen Arbeit, denn die Arbeit im Geschäft lag allein auf den Schultern der Eheleute, fand Jotzer sich bereit, das angetragene Amt eines Stadtvertreters von Neidenburg zu übernehmen, das damals in der Zeit der Feststellungen für den Lastenausgleich viel Arbeit mit sich brachte. Er wollte auch in der Vertreibung das Vertrauen seiner Landsleute rechtfertigen. Aber nun, da es wieder aufwärtszugehen schien, versagten seine Kräfte. Er verstarb 70jährig am 28. Januar 1960 in Bad Bramstedt, wo er auch seine letzte Ruhe fand. Damit war unsere



Gemeinschaft wieder um einen Landsmann ärmer geworden. Ein Mensch ging von uns, der es sich auch unter schwerem politischen Druck nicht nehmen ließ, der Allgemeinheit nach seiner Auffassung zu dienen. Das war in der Zeit zwischen 1933 und 1945 ein besonders beachtenswerter und seltener Charakterzug. Geschichte Neidenburgs und Erich Jotzer werden auch später noch gemeinsam genannt werden müssen.

Paul Wagner

### **August Tadday, Ulleschen, 75 Jahre**

In der Heimat hätte es kein Mensch geglaubt, daß einmal aus dem Bauern August Tadday ein Mann der Geschichtsschreibung seiner engeren Heimat werden würde. Erst nach 1945 trat er mit seinen Heimatkenntnissen in die Öffentlichkeit, und seit dieser Zeit ist er Mitarbeiter am Neidenburger Heimatbrief, er schrieb u. a. die Geschichte seines Amtsbezirkes Roggen, und zwar in der Form eines Begehungs-Berichtes über jedes einzelne Dorf. Wenn man berücksichtigt, daß er teilweise nur auf sein Gedächtnis, nur auf die Hilfe Dritter durch Befragen angewiesen war, dann ist seine Leistung eine, die zu Verwunderung führt. Gewiß mag manche Erinnerung brüchig geworden sein und daher die Darstellung nicht genau aufs Komma stimmen, aber die Beschreibung der Heimat liegt, nachdem sie uns archivmäßig verschlossen ist, von ihm geschrieben, vor uns. Vielleicht hätte mancher Landsmann zu diesen Arbeiten dieses oder jenes beitragen können, nachdem, warum es nicht geschehen ist zu fragen, erübrigt sich wohl. Die Heimatliebe war eben bei manchen nicht so groß, daß sie die schwere Arbeit des „Erinnerns“ und „Niederschreibens“ leisteten.

Anders August Tadday. In vielen weiteren Niederschriften hat er versucht, der Nachwelt das Bild der Heimat zum Zeitpunkt der Vertreibung zu erhalten.

Wer ist August Tadday?

Das Licht der Welt erblickte er in Ulleschen am 20. Oktober 1900, wo er auch seine Jugend verlebte. Wie früher üblich, überlegte man, ob dem guten Schüler der Volksschule nicht der Weg zum Lehrer oder einem anderen beamteten Beruf geebnet werden sollte. Der erste Weltkrieg, der auch seinen Vater zu den Waffen rief, machte allen Überlegungen einen Strich durch die Pläne. August Tadday mußte den Vater ab seinen 14 Jahren im bäuerlichen Betrieb vertreten, bis nach Kriegsende der Vater wieder die Zügel im Bauernhof übernahm. Wie so viele, inzwischen über ein Lehrlingsalter hinausgewachsene Söhne von Betrieben, die während des Krieges keine Lehrstelle erhalten konnten oder annehmen durften, begann Tadday 1920 endlich das Zimmererhandwerk zu lernen, einen Beruf, den er, wenn auch später nur noch als Nebenerwerb, bis zum Ausbruch des zweiten Weltkrieges ausübte. 1929 heiratete er Marie Kabbasch aus Ulleschen und übernahm deren väterliche Landwirtschaft. Aus der Ehe gingen vier Söhne und zwei Töchter hervor, die mit dem Vater den 75. feiern werden.

Die Unsicherheit in den Dörfern an der Grenze veranlaßte Tadday bereits 1935, an den Übungen der Grenzschutzwachtkompanie teilzunehmen, mit der er ab 1939 den Polenfeldzug mitmachte. Als Glück kann es Tadday bezeichnen, daß er am 20. April 1945 über Pillau nach Swinemünde kam und so Anfang Mai den Amerikanern in die Hände fiel und damit in deren Gefangenschaft geriet. Nach der Entlassung aus dem Gefangenenlager Eutin, die bereits am 23. 6. 1945 erfolgte, fand er zwar Arbeit auf einem Bauernhof in Holstein, doch seine Familie fand er erst 1946 in Ikendorf, Kreis Rostock, wo er im Zuge der Bodenreform eine Neubauernstelle übernehmen durfte. Der ständige politische Druck

veranlaßte Tadday 1953, mit seiner Familie noch rechtzeitig aus der damals sogenannten Zone zu fliehen. Über das Aufnahmelager Berlin und das Durchgangslager Hamburg kam die Familie nach Siegen in Westfalen, wo Tadday heute noch in 59 Siegen-Seelbach, in der Mittelbach 9, wohnhaft ist.

Die Neidenburger wünschen dem Jubilar zu seinem 75. Geburtstag nicht nur Glück, sondern Gesundheit und Rüstigkeit, damit aus seiner Feder noch mancher heimatliche Artikel, manche heimatliche Beschreibung entsteht, auch wenn ein ganzer Teil hier noch vorliegt.

Wagner – Kreisvertreter

### **Rechtsanwalt Erich Hinz und Frau Hildegard, Neidenburg**

Die Familie stammt aus Ostpreußen.

Vater Erich Hinz wurde am 19. 12. 1879 in Königsberg/ Pr. als Sohn des Kaufmanns Heinrich Hinz und seiner Ehefrau Martha, geb. Mattem, geboren. Er besuchte in Königsberg die Schule und legte im Jahr 1898 sein Abitur ab. Nach seiner militärischen Dienstzeit studierte er in Königsberg Jura und nach seiner Referendarzeit, die er z. T. in Labiau am dortigen Amtsgericht verbrachte, ließ er sich als Rechtsanwalt in Neidenburg nieder. Zu seiner Praxis als Rechtsanwalt gehörte auch das Notariat, das ihn viel mit der Landbevölkerung unseres Kreises zusammenbrachte. Noch als Junggeselle kaufte er das Haus Deutsche Straße Nr. 12 von Justizrat Alexander.

Mutter Hildegard Hinz, geb. Landsberg, wurde am 10. 7. 1892 in Allenstein, Ostpreußen, geboren, wo ihr Vater, Bernhard Landsberg, als Gymnasiallehrer tätig war. Sie lernte als junges Mädchen Hinz in Neidenburg kennen, als sie Lehrerin in Wolka im Kreis Neidenburg war, und heiratete im Oktober 1913. Als der erste Weltkrieg ausbrach, wurde Hinz eingezogen, um erst Weihnachten 1918 zurückzukehren. Frau Hinz, die ihr erstes Kind erwartete, flüchtete zu Beginn des Krieges nach Königsberg. Im Januar 1916 wurde Friedrich Wilhelm geboren, 1919 kam Bernhard zur Welt, und Brigitte wurde 1921 geboren, 1924 folgte Dietrich und 1931 die letzte, Hildegard.

Nach seiner Rückkehr aus dem Kriege war Hinz bis 1933 neben seiner Berufsarbeit politisch sehr engagiert, er arbeitete in der Stadt- und Kreisverwaltung mit und wurde in den 20er Jahren auch in den Provinziallandtag gewählt.

1938 zur Silberhochzeit waren Eltern und Kinder das letzte Mal in Neidenburg vereint.

Am 18. 1. 1945 gingen die Eheleute Hinz zusammen mit dem Ehepaar Studthoff auf die Flucht. Herr Studthoff wurde in Danzig zum Volkssturm eingezogen, und Hinz und Frau fuhren zu ihrem ältesten Sohn, der nun seit 1943 Arzt in der DDR ist.

Herr Hinz starb am 1. 7. 1948, Frau Hinz am 29. 3. 1962. Sie haben leider nicht erleben dürfen, daß sie 10 Enkel und einen Urenkel haben. Nach Angaben von Frau Brigitte Lück, geb. Hinz.

Eines sei nachgetragen. Wer Herrn Hinz kannte oder dienstlich mit ihm zu tun hatte, war sicher, daß er es mit einem offenen, geraden Menschen zu tun hatte, der, ohne zu deuteln, seine Meinung sagte und auch vertrat.

Das Ehepaar liebte die Natur und war großen Geselligkeiten abhold, dafür galt beider Liebe der Jagd und Hege.

Eine Bürgerfamilie, so wie sie Ostpreußen hervorbrachte.

Wagner

## **Landrat Axel Friedrich Crewell**

**Geb. 9. 1. 1896 in Müggeln/Schweidnitz**

Crewell war der Sohn eines königlichen Hegemeisters, der 1916, kurz nach dem Tode seiner Ehefrau, verstorben ist. Nach der Volksschule besuchte Crewell das Gymnasium in Berlin und ging noch vor dem Abitur als 18jähriger freiwillig im ersten Weltkrieg zu den Waffen. Nach mehrmaliger Verwundung und mit Kriegsauszeichnungen kehrte er 1918 aus dem Krieg zurück und besuchte das Lehrerseminar in Elsterwerda, wo er auch die erste Prüfung bestand. Die erste Lehrerstelle erhielt er in Wendorf bei Halle/Saale. Seine, wenn auch karge Freizeit, benützte er zum Studium an der Universität in Halle. 1932 wurde er als kommissarischer Landrat in Querfurt/Sachsen eingesetzt, 1933 wurde ihm diese Landratsstelle übertragen. 1940 tauschte Landrat Crewell mit dem Neidenburger Landrat Adam. Adam ging als Landrat nach Querfurt, und Crewell kam als Landrat nach Neidenburg, wo er bis 1945 verblieb. Er ist wohl der letzte Beamte gewesen, der Neidenburg verlassen hat, denn bereits nach der Besetzung durch die Russen gelang es ihm, über die Schloßteichanlagen von hinten ins Landratsamt einzudringen und wichtige Akten aus seinem Büro zu holen. Er verließ den Kreis Neidenburg mit seiner Stenotypistin und einem Beamten in Richtung Westen, um sich hinter dem polnischen Korridor bei einer Truppe freiwillig zu melden, und schickte den Beamten und die Angestellte mit dem Kraftwagen in seinen alten Wirkungskreis Querfurt, wo sich beide bei ihrem früheren Landrat Adam melden konnten. Crewells Tätigkeit in Neidenburg war trotz ständiger Schwierigkeiten mit den Parteiinstanzen von Erfolg gezeichnet. Obwohl Träger des goldenen Parteiabzeichens, waren ihm Parteiämter nicht anvertraut, bzw. genommen worden, weil er sich nicht gefügig zeigte. Landrat Crewell ist seit 1945 verschollen. Er soll in einem KZ in Sachsen gesehen und gesprochen worden sein und soll auch dort verstorben sein.

Wagner

## **Gottliebe Schleiser, geb. Falkowski, Gedwangen**

Meine Großmutter gehörte wohl zu den bekanntesten und geachtetsten Persönlichkeiten von Gedwangen und Umgebung. Sie wurde am 26. 8. 1863 in Kyschienen bei Soldau geboren und war seit dem 27. 10. 1884 mit dem Schäfersohn Gottlieb Schleiser, der ebenfalls aus Kyschienen stammte, verheiratet. Die junge Ehe war von schweren Schicksalsschlägen überschattet. Bei einem Großfeuer in Kyschienen um das Jahr 1890 herum verloren sie ihr gesamtes Hab und Gut. Ihr ältester Sohn erkrankte - schon im schulpflichtigen Alter - beim Baden in der Neide, zwei weitere Kinder fielen einer Diphtherieepidemie zum Opfer. Damals beschloß meine Großmutter, einen Beruf zu ergreifen. Nach ihrer Ausbildung an der Hebammenschule der Universitäts-Frauenklinik in Königsberg/Pr. ließ sie sich als Hebamme in Gedwangen nieder und war dort von 1895 bis 1935 tätig. Mehr als 4000 Kindern verhalf sie zum Eintritt in das Erdendasein, und vielen Frauen hat sie hilfreich zur Seite gestanden. Damals besaß eine Hebamme noch kein Motorrad oder Auto, und selbst ein Fahrrad war kaum erschwinglich. Meine Großmutter war deshalb bei Sonne, Regen, Schnee und Sturm, bei Tag und bei Nacht entweder zu Fuß oder mit dem Pferdefuhrwerk eines Bauern unterwegs, wenn ein kleiner Mensch auf die Welt kommen wollte. Doch trotz all dieser Schwierigkeiten liebte sie ihren Beruf und machte ihn zu ihrem Lebensinhalt. Als sie am 12. 3. 1935 im Alter von 72 Jahren in den Ruhestand trat, wurde sie in einer erhebenden Feierstunde verabschiedet, in der man ihre stete Einsatzbereitschaft, ihre Güte und Toleranz, ihr Einfühlungsvermögen und ihre

korrekte Arbeitsweise würdigte. In dem Gästebuch, das anlässlich der Feierstunde aufgelegt worden ist und das sich noch im Besitz unserer Familie befindet, findet man viele bekannte Namen wie Kreisaußereinspektor Plogas, Kreisfürsorgerin Barabass, Fürsorgerin Neumann, Bürgermeister Odenbach, Amtsvorsteher Thimm, Pfarrer Symanowski, Kreisamtsleiterin Stach, die Hebammen des Kreises Neidenburg wie Frau Klimmek, Frau Knieß, Frau Ollech, Frau Pasternak und Frau Ruskowski und viele Namen von Müttern, denen meine Großmutter hilfreich Beistand geleistet hatte.

Für ihre Enkel war sie die wundervollste Großmutter, die es gibt. Mit all ihren kleinen Sorgen und Nöten konnten sie zu ihr kommen und fanden stets ein offenes Ohr, ein offenes Herz und eine offene Hand. Sie konnte aus Wruken herrlich Puppenmöbel schnitzen, aus alten Stoffresten die schönsten Flickpuppen anfertigen und hübsche Handschuhe für uns Kinder häkeln. Ein großes Ereignis war immer der Tag, an dem Großmutter nach Neidenburg fuhr, um bei der Krankenkasse und dem Fürsorgeamt ihre Abrechnungen vorzulegen. Wir warteten dann schon eine Stunde vor der Rückkehr des Omnibusses aufgeregt an der Haltestelle vor dem Hotel Baschek. Wenn sie dann ausstieg - die Hände voller Beutel, Taschen und Tüten - gab es auf dem Weg zu ihrer ca. 300 Schritte entfernten Wohnung immer ein Riesenspektakel, weil es bis zum Auspacken so lange dauerte. Aber dann war die Freude um so größer; denn Großmutter schenkte stets individuell, so daß sich auch niemand benachteiligt fühlte. Am 27. 10. 1944 konnten unsere Großeltern ihre diamantene Hochzeit feiern. Sie wurden in der alten Dorfkirche von Pfarrer Skierlo eingesegnet, und wir Enkelkinder sangen mehrstimmig den Choral „Lobe den Herren“. Viele Einwohner von Gedwangen und Umgebung nahmen an diesem Fest teil. Obwohl viele damals schon eine Ahnung von etwas Schrecklichem hatten, war diese Hochzeit doch noch ein sehr schönes Familienfest. Das letzte zu Hause! Schon einige Wochen später mußten wir Gedwangen verlassen. Großvater, der seine Tiere nicht alleinlassen wollte, kam beim Einmarsch der Russen ums Leben. Großmutter erkrankte auf der Flucht und wurde in ein Rostocker Krankenhaus eingeliefert, aus dem sie später spurlos verschwand. Keiner weiß, wo sie geblieben ist. Alles Suchen, Fragen, Telefonieren, der Einsatz von Behörden, Pfarrämtern, dem Roten Kreuz, Friedhofsverwaltungen war erfolglos. Wir wissen nicht einmal, wo unsere geliebte Großmutter ihre letzte Ruhestätte gefunden hat.

Mehr als vier Jahrzehnte sind seitdem vergangen. Tränen sind versiegt. Wunden sind geheilt. Ich aber empfinde immer noch schmerzliche Trauer, wenn ich in Gedanken irgendwo das Grab suche, an dem ich stehen möchte, um zu sagen: „Danke, Omka!“

Edith Lehwald

## **Superintendent Kurt Stern**

Im ganzen Kreis Neidenburg bekannt, geachtet und respektiert war Kurt Stern, Pfarrer und Superintendent bis zur Vertreibung. Er wurde am 14. April 1889 in Ostau im Kreis Ortelsburg geboren und entstammte einer masurischen Familie, die viele Pfarrer in Ostpreußen gestellt hatte. (Sein Bruder, Ernst Stern, wurde später Superintendent in Ortelsburg.) 1893 erwarben seine Eltern das kleine, an der Alle gelegene Mühlengut Orlaumühle und wurden im Kreis Neidenburg ansässig. In Orlau besuchte Kurt Stern die Volksschule und später das Friedrichskollegium, das weithin bekannte Gymnasium in Königsberg; dort bestand er 1907 die Reifeprüfung. Es folgte — in alter Familientradition — das Studium der Theologie an der Albertus-Universität in Königsberg. Nach der im Frühjahr 1911 bestandenen ersten theologischen Prüfung wurde Kurt Stern Vikar in Lyck und absolvierte anschließend ein Lehrjahr am Königlichen Domkandidatenstift in Berlin. 1913 bestand er die zweite theologische Prüfung und wurde am 23. Juni 1913 in der

Schloßkirche zu Königsberg zum Predigtamt ordiniert. Nach kurzen Zwischenstationen wählte ihn im März 1914 die Gemeinde Puppen im Kreis Ortelsburg zu ihrem Pfarrer. Dort erlebte Kurt Stern im Spätsommer den Beginn des ersten Weltkriegs und den Einbruch der russischen Truppen in Ostpreußen.

Vier Jahre später wechselte er in die Pfarrerstelle Groß Schmückwalde/Peterswalde, Kreis Osterode, die er bis 1926 betreute. Peterswalde besaß zu dieser Zeit eine alte Holzkirche, die zu den schönsten in Ostpreußen zählte. Tatkräftig setzte sich Pfarrer Stern für die umfassende Renovierung dieser Kirche ein. 1926 bewarb er sich um die Pfarrstelle in Neidenburg und wurde dort als Pfarrer berufen. Er wirkte dort sehr segensreich; da er die masurische Sprache beherrschte, hielt er auch masurische Gottesdienste in vielen Gemeinden des Kreises ab. In den dreißiger Jahren ergaben sich immer häufiger Spannungen mit der herrschenden nationalsozialistischen Partei. Da Kurt Stern der Bekennenden Kirche angehörte, wurde er mißtrauisch beobachtet und sogar kurze Zeit in sogenannte Schutzhaft genommen.

Hansgeorg Borchert, der amtierende Superintendent in Neidenburg, mußte gleich zu Beginn des zweiten Weltkrieges Soldat werden. Er ist 1942 als Oberstleutnant in Rußland gefallen. Daraufhin wurde Kurt Stern sein Nachfolger und blieb in diesem Amt bis zur Flucht am 18. Januar 1945, die für ihn und seine Frau aber schon in Gallinden im Kreis Osterode endete. Bedrängt von Russen und Polen, lebte er dort noch fast ein Jahr in dürftigen Verhältnissen; doch soweit es ihm möglich war, wirkte er dort weiterhin als Pfarrer. In der Nacht zum 30. Oktober 1945 hielt Kurt Stern mit den aus der Umgebung zusammengetriebenen und ausgewiesenen evangelischen Christen im Kornspeicher von Spudich in Osterode seine letzte Andacht auf ostpreußischem Boden.

Nach der Ausweisung gelangte das Ehepaar in die kleine mecklenburgische Stadt Neukalen, Kreis Malchin, dort amtierte Kurt Stern als Pfarrer und ab 1951 in Kremmen in Brandenburg, wo er sein vierzigstes Ordinationsjubiläum erleben durfte. Dann gelang die Übersiedlung nach Westdeutschland. Seinen Wohnsitz nahm das Ehepaar in Bad Meinberg in Nordrhein-Westfalen, dort trat Kurt Stern in den Ruhestand. Am 12. Mai 1974 konnte er mit seiner Frau Hildegard, geb. Rutkowski, einer Pfarrerstochter aus dem Kreis Lyck, seine diamantene Hochzeit feiern. (Hildegard Stern starb am 3. November 1976 im Alter von 83 Jahren.)

Kurt Stern war ein treuer und gerngesehener Gast bei den Heimattreffen der Kreisgemeinschaft Neidenburg. Für den Neidenburger Heimatbrief schrieb er viele Jahre das geistliche Wort, das durchdrungen war von seiner Heimatliebe und seinem Glauben an Jesus Christus. Als er am 13. Oktober 1980 sein für den Heimatbrief bestimmtes geistliches Wort zur Post gebracht hatte, kehrte er von einem anschließenden Spaziergang nicht zurück. Trotz einer umfangreichen Suchaktion wurde er erst am nächsten Tag an einem Weiher durchnäßt tot aufgefunden. Er ruht auf dem Waldfriedhof Lünigheide bei Lemgo neben seiner Ehefrau und seinem früh verstorbenen Sohn.

Herbert Kalwa.

## **Gerhard Knieß**

Gerhard Knieß, Buchhändler und Kaufmann, war eine bedeutende Persönlichkeit unseres Heimatkreises. Nach Flucht und Vertreibung konnte er in der Büromittelbranche in Bremerhaven ein beachtliches Unternehmen aufbauen. Zielstrebigkeit, Fleiß und kaufmännische Begabung waren dafür die Grundlagen; dennoch ließ ihm sein Beruf die Zeit, sich in großem Maße der Forschung und Arbeit für seine Vaterstadt Neidenburg, der er in großer Liebe anhing, und seinem Heimatkreis zu widmen. So müssen den obigen

Berufsbezeichnungen noch hinzugefügt werden: Heimatforscher, Kreisarchäologe, Kreispfleger für kulturgeschichtliche Altertümer, Verleger heimatgeschichtlicher Literatur.

Gerhard Knieß wurde am 16. August 1909 als Sohn des Buchhändlers Otto Knieß in Neidenburg geboren. Er absolvierte eine Buchhändlerlehre in Leipzig und anschließend eine als Bürobedarfskaufmann in Ortelsburg. Schon 1928 trat er in das elterliche Geschäft ein, das von der Mühlenstraße an den Markt in Neidenburg verlegt wurde, wo es sich bis zur Zerstörung 1945 befand. Bereits früh interessierte sich Gerhard Knieß für Heimatgeschichte. Er hatte wesentlichen Anteil am Aufbau des Grenzlandmuseums in der Burgstraße und leitete es später. Die bedeutenden Funde aus dem Fürstengrab in Pilgramsdorf, deren Überführung in das Prussia-Museum in Königsberg vorgesehen war, konnten auf Initiative Gerhard Knieß' in Neidenburg verbleiben. (Der Krieg verhinderte die gründliche Bearbeitung der Exponate, was Gerhard Knieß noch viele Jahre später mit Bedauern feststellte. Heute befinden sie sich als „Beutegut“ in Rußland.

Gleich zu Beginn des Krieges mußte Gerhard Knieß Soldat werden und ist mehrmals verwundet worden. Nach dem Kriegsende wurde er, völlig mittellos, nach Bremerhaven verschlagen, wo ihm der oben erwähnte Wiederaufstieg als Kaufmann gelang. Schon in den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts, als es noch ein Risiko war, reiste Gerhard Knieß nach Neidenburg. Beim Fotografieren des zerstörten Gregorovius-Denkmal auf dem Schloßberg wurde er verhaftet; nach seinen Hinweisen konnten aber die Urnen der Gregorovius-Brüder aus dem Denkmal geborgen werden. Seine Sammlung zur Geschichte des Kreises Neidenburg in Bremerhaven wuchs und nahm eindrucksvolle Ausmaße an. Er betrieb in seinem großen Haus eine Offsetdruckerei, in der er für seinen Verlag, das „Knieß-Archiv“, zahlreiche Nachdrucke vergriffener Werke, die für die Geschichte des südlichen Ostpreußens von Bedeutung waren, herstellte, unter anderem Bücher von Ferdinand Gregorovius und Robert Budzinski. Als wichtige Dokumentation erschienen ab 1981 die „Quellen zur Geschichte des Kreises Neidenburg“. Zwölf Bände waren geplant; leider konnten nur die Bände 1, 5 und 6 fertiggestellt werden, aber auch die enthalten reiches Material. Gerhard Knieß war bis zu seinem Tode Mitglied der Historischen Kommission für Ost- und Westpreußische Landesforschung. Er starb am 2. März 1995 in Bremerhaven.

Herbert Kalwa

*Im Heimatbrief Nr. 116 erschien nachfolgender Sonderbeitrag über eine weitere Persönlichkeit unserer Heimat:*

## **Der China-Kayß in Jägersdorf**

Von Reinhard Kayss

In den Dörfern unseres Heimatkreises wurden so manchen Einwohnern - gar nicht so selten - Spitznamen, aber auch Ehrennamen gegeben, um sie von anderen gleichnamigen zu unterscheiden. So gab es in Jägersdorf einen Schimmel-Kayß (Wilhelm), einen Schneider Karl Kayß und meinen Großvater Karl Kayß, der im Dorf unter dem Namen China-Kayß bekannt war. Diesen Ehrennamen erhielt er, weil er zu dem deutschen Expeditionskorps gehörte, das mit den Verbündeten in den Jahren 1900/1901 den sogenannten Boxeraufstand in China niederschlug.

Mein Großvater wurde als jüngster Sohn des Erbhofbauern Martin Karl Kayß und seiner Ehefrau Gottliebe, geb. Rexa, am 7. September 1879 in Jägersdorf geboren. Er hatte drei Brüder: Johann, Gustav, Gottlieb, und drei Schwestern: Charlotte, Karoline und Auguste. Johann heiratete die verwitwete Amalie Wallis, geb. Glitza, aus Hardichhausen, Gottlieb die Marie Glitza aus Magdalenz am gleichen Tag wie sein Bruder Gustav deren Schwester Amalie in einer großen Doppelhochzeit in der evangelischen Kirche zu Muschaken. Gustav übernahm den Erbhof an der Bahnlinie Neidenburg-Willenberg in Jägersdorf, Gottlieb den Hof seiner Schwiegereltern in Magdalenz. Karl, als Jüngster, absolvierte seine Militärdienstzeit von 1897 bis 1900 bei der Infanterie und meldete sich dann aus Patriotismus, und weil er nichts anderes vorhatte, freiwillig auf den kaiserlichen Aufruf hin zur Niederschlagung des Boxeraufstands im fernen China.

#### Das Pachtgebiet Kiautschou

Kurz soll die Vorgeschichte des Boxeraufstands und seiner Niederschlagung hier skizziert werden: Das Kaiserreich China hatte sich jahrhundertlang gegen alles Fremde verschlossen und mit Gesetzen und Verordnungen die Anwesenheit von westlichen Händlern, Missionaren und Touristen auf die Hafenstädte beschränkt. Die seit dem 13. Jahrhundert aktiven Christen wurden verfolgt. Den Krieg von 1860 gegen die Engländer und Franzosen verlor China. und Peking wurde besetzt. In der Folge wurde zwar die Religionsfreiheit gewährleistet, doch nur in Peking ließ sich diese durchsetzen; in den Provinzen hielt sich niemand daran. Es gab ständig Überfälle auf Missionsstationen und ausländische Handelsniederlassungen, aber auch auf christliche Chinesen. Im Jahre 1900 wurden sechzig katholische Missionare und etwa 20 000 Christen umgebracht. Schon 1890 wurde die Mission in der Provinz Süd-Schantung auf Wunsch des Bischofs Anzer unter den Schutz des Deutschen Reiches gestellt, so daß größere Verfolgungen verhindert werden konnten.

Ab 1896 setzten schwere Verfolgungen durch Mitglieder der „Gesellschaft vom großen Messer“ ein. Diese Gesellschaft erlangte später unter dem Namen „Boxer“ eine traurige Berühmtheit. Zuerst zum Schutz vor Räuberbanden gegründet, suchten sich die „Boxer“, nachdem die Räuber vertrieben waren, neue politische Ziele und wandten sich gegen Missionare und Christen. Sie brannten Kirchen nieder und schreckten auch vor Mord nicht zurück. 1894 wurden zwei deutsche Pfarrer in ihren Missionen ermordet. Die deutsche Regierung entsandte daraufhin mit drei Kreuzern eine Marineabteilung von 700 Mann nach Tsingtau, die die Festung ohne Gegenwehr besetzte. Das Deutsche Reich forderte die Kiautschou-Bucht mit dem umliegenden Gebiet auf 99 Jahre als Pacht. Der Vizekönig der Provinz wurde abgesetzt, und die deutsche Verwaltung zog ein.

Nach einer Palastrevolution in Peking stockten die Reformbewegungen, und die Fremdenfeindlichkeit breitete sich wieder aus. Auch im deutschen Interessengebiet kam es 1899 zu zahlreichen Überfällen auf Missionsstationen. Der deutsche Gesandte in Peking schickte am 30. Mai 1900 einen Warnruf nach Berlin und wies auf die Gefahr für alle Fremden hin. Vor den Boxern fanden weder Frauen noch Kinder Gnade. Am 19. Juni 1900 wurde in Peking der deutsche Gesandte Freiherr v. Ketteler ermordet. Schwere Kämpfe brachen aus; erst am 14. August konnte Peking von den einrückenden Verbündeten eingenommen und die Botschaften, die sich standhaft verteidigt hatten, befreit werden. Kaiser Wilhelm II. ließ ein Expeditionskorps in Stärke einer Division aus Freiwilligen aufstellen; den Oberbefehl hatte der 68jährige Feldmarschall Graf v. Waldersee. Der Kaiser persönlich verabschiedete am 2. Juli 1900 das erste Truppenkontingent in Wilhelmshaven mit einer markigen Rede. Die Dampfschiffe fuhren durch Nordsee, Ärmelkanal, Biskaya, die Meerenge von Gibraltar bis Port Said in Ägypten. Weiter ging es durch den Suezkanal, das Rote Meer und durch den Indischen Ozean nach Singapur. Solch ein Erlebnis hatten die deutschen Freiwilligen noch nie gehabt. Sie sahen die Wüsten zu

beiden Seiten des Kanals und die Menschen, die dort lebten. Eine fremde Welt für sie. Kamele neben den Schiffen, rote Korallenbänke, heiße Tage, kalte Nächte. Über Shanghai, wo die Vorräte ergänzt wurden, ging es zur letzten Etappe entlang der chinesischen Küste bis nach Kiautschou und Taku. Fast zwei Monate hatte die Schiffsreise gedauert.

Die neu eingetroffenen Truppen, unter diesen die Infanterie mit meinem Großvater, hatten die Aufgabe, den Weg nach Peking zu sichern und die Missionen im Land zu schützen. So mußten sie lange Märsche zu Fuß und zu Pferde ins Innere des riesigen Landes bis ins Gebirge und an die große Chinesische Mauer machen, was Wochen dauerte. Es kam zu schweren und verlustreichen Kämpfen mit den „Boxern“ und auch mit regulären chinesischen Truppen, bis die Verbündeten endlich die Oberhand gewannen und das Land kontrollierten. Mein Großvater wurde zum Glück nicht verwundet.

#### Wieder in Ostpreußen

Karl Kayß kam unversehrt aus China zurück und wurde im Herbst 1901 als Held empfangen, seitdem wurde er nur der China-Kayß genannt. Während er auf dem Hof der Eltern arbeitete, sah er sich nach einer Braut um und fand diese gleich in der Familie in Jägersdorf: seine Cousine Wilhelmine Kayß, Tochter seines Onkels Johann und dessen Frau Caroline. geb. Boczek. Diese hatten vier Töchter, aber keinen Sohn. Maria hatte den Bauern Wilhelm Schlonsak in Jägersdorf geheiratet, Charlotte den Bauern Kokoska in Bartzdorf; Wilhelmine und Auguste waren noch zu haben. Johann suchte jemanden, der den Hof übernehmen konnte, und so fanden sich Karl und Wilhelmine am 19. Februar 1903 in der Kirche zu Muschaken vor dem Traualtar. Es war eine Vernunftehe, wie sie damals häufig geschlossen wurden.

1904 kam das erste Kind, Tochter Margarete, zur Welt. Da das Geld für die Auszahlung der Geschwister der Frau nicht reichte, ging die junge Familie 1905 für drei Jahre ins Ruhrgebiet nach Gelsenkirchen. Im Jahre 1908 ist die Familie dann wieder nach Jägersdorf zurückgekehrt, da der Hof von Johann Kayß an sie übergeben wurde. Es waren 115 Morgen Acker- und Weideland, wie das Grundbuch ausweist.

1934 bauten Karl und Wilhelmine anstelle ihres ererbten kleinen masurischen Holzhauses mit Strohdach ein neues Steinhaus mit zwei Etagen. Das Haus war zur Hälfte unterkellert zur Lagerung von Vorräten. Es hatte Doppelfenster und einen modernen Kachelofen in der Küche, von dem das ganze Haus durch ein Röhrensystem beheizt werden konnte. Karl Kayß war ein angesehener Mann in Jägersdorf. 1934 wurde er zum Bürgermeister gewählt, nachdem er schon vorher dem Gemeinderat angehört hatte. Er setzte die positive Entwicklung des Ortes fort, die sein Vorgänger Karl Kensy in seiner Amtszeit von 1924 bis 1934 begonnen hatte. Die Melioration und Trockenlegung der Wiesen südlich des Bahndammes und am Neufließ im östlichen Teil des Dorfes fielen in seine Amtszeit. Dadurch vermehrte sich der Ertrag der Milchwirtschaft erheblich.

Leider war seinem Wirken keine lange Dauer beschieden. Am 2. Februar 1936 fuhr er mit dem Fahrrad zu einer Besprechung in die Kreisstadt Neidenburg - 15 Kilometer auf tiefverschneiter Straße. Als er bei dem Vorwerk Robertshof einen Bekannten mit dem Fuhrwerk traf, hängte er sich an dieses an, um sich mit dem Fahrer zu unterhalten. Dabei rutschte sein Fahrrad unter das Vorderrad des Fuhrwerks, und er fiel so unglücklich, daß ihm das eisenbeschlagene Rad einen Oberschenkel zerquetschte. Obwohl er gleich in das nahegelegene Kreiskrankenhaus in Neidenburg gebracht wurde, ist er nach zwei Tagen an Wundbrand gestorben.

Der Tod von Karl Kayß war nicht nur für seine Familie, sondern auch für Jägersdorf ein großer Verlust. Nach ihm gab es Probleme mit der Bürgermeisternachfolge; denn die Parteigenossen in Neidenburg wollten den gewählten Nachfolger nicht anerkennen, da er



nicht in der damals „richtigen“ Partei war. So wurde dann Karl Duscha als Nachfolger bestimmt. Er hatte dieses Amt bis 1945 inne. Da er aber zum Militär eingezogen wurde, mußte der frühere Bürgermeister Karl Kensy in der Kriegszeit seine Aufgaben übernehmen. Auch nach dem Krieg war er dann derjenige, dem die Jägersdorfer ihr Vertrauen schenkten und der die ganze Arbeit als Vertrauensmann für den Lastenausgleich gemacht hat.

\* \* \*

### **Kreisvertreter der Kreisgemeinschaft Neidenburg**

#### **Paul Wagner**

\* 24. 11. 1900 gest. 12. 1. 1983

„Wenn Ostpreußen mich braucht und ruft, werde ich immer zur Stelle sein“, waren das Leitmotiv und die Maxime, unter denen der letzte Neidenburger Bürgermeister und erste Kreisvertreter der Kreisgemeinschaft Neidenburg seine Aufgaben sah und erfüllte. Für die Kreisgemeinschaft Neidenburg hat sich die Tätigkeit des im schlesischen Münsterberg geborenen, in seiner beruflichen Laufbahn zum Ostpreußen mutierten Paul Wagner mehr als segensreich ausgewirkt.

1933 wurde er als kommissarischer Bürgermeister nach Neidenburg entsandt und schon nach kurzer Zeit durch die städtischen Körperschaften einstimmig zum Bürgermeister auf zwölf Jahre gewählt. Mit viel Schwung und organisatorischem Geschick führte er die immer noch an den Folgen des ersten Weltkrieges, der Abtrennung des Soldauer Gebietes und der Abtrennung Ostpreußens vom übrigen Reichsgebiet leidende Stadt aus ihren finanziellen Schwierigkeiten in einen sich abzeichnenden Aufschwung. Unter seiner Leitung wurde die Modernisierung der städtischen Betriebe und ein umfassendes Wohnungsbauprogramm in Angriff genommen, der Schlachthof erweitert, die Neide im Stadtgebiet verrohrt, der Markt und viele Straßen gepflastert, der Sportplatz und Schulen gebaut oder erweitert und vieles andere mehr. Noch heute zehrt Neidenburg, trotz der Zerstörungen und Brandschatzungen am Ende des zweiten Weltkrieges, von den Leistungen Paul Wagners.

Neben seiner Arbeit als Bürgermeister war Paul Wagner noch in vielen anderen öffentlichen Ämtern tätig. Nach der Vertreibung fanden Wagners ein neues Domizil in Landshut, wo er wiederum in einer Reihe von öffentlichen Ämtern mitwirkte. Wo es galt, sich für unsere Heimat einzusetzen, da war der Wahlostpreuße bis zu seinem Tode in der vordersten Reihe zu finden. So ist er Mitbegründer der Landsmannschaft Ostpreußen; von ihm ging die Anregung aus, den Verein „Freunde des ostpreußischen Jagdmuseums - Wild, Wald und Pferde Ostpreußens“ zu gründen. Viele andere Anregungen sind von Paul Wagner ausgegangen.

Das besondere Augenmerk von Paul Wagner galt seinem Neidenburger Heimatkreis. Gleich unmittelbar nach dem Kriege bemühte er sich, unterstützt von Landsmann Pfeiffer, die in alle Winde verstreuten Neidenburger aufzuspüren. Bereits 1947 rief er sie auf, zu den ersten gemeinsamen Heimattreffen nach Nürnberg und Hannover zu kommen. Rund

3000 Neidenburger und Soldauer aus Stadt und Land folgten 1948 dem Ruf nach Hannover, wo die Kreisgemeinschaft ins Leben gerufen und Paul Wagner zum ersten Kreisvertreter gewählt wurde. Auf seine Veranlassung wurden für jede Gemeinde und jeden Amtsbezirk Vertrauensleute gewählt, aus deren Reihen sich Kreistag und Kreisausschuß konstituierten. Die Besitzverhältnisse in der Heimat wurden erfaßt - eine wichtige Hilfe für die spätere Heimatauskunftsstelle und die Lastenausgleichsämter. Mit Unterstützung von Dr. Meyhöfer entstanden die beiden umfassenden Heimatbücher „Der Kreis Neidenburg“ und „Die Landgemeinden des Kreises Neidenburg“. Der von ihm ins Leben gerufene Heimatbrief ist bis auf den heutigen Tag das Bindeglied zwischen uns Neidenburgern. Nicht zuletzt die Patenschaft der Stadt Bochum, deren 40jähriges Bestehen wir in diesem Jahr festlich würdigen dürfen, verdankt ihr Entstehen der Initiative und Tatkraft von Paul Wagner. Bis hinein in diese Festschrift strahlt sein Wirken aus. In der Reihe der großen Neidenburger steht Paul Wagner auf einem besonderen Ehrenplatz.

Die **Landsmannschaft Ostpreußen** verleiht ihre höchste Auszeichnung,  
**den Preußenschild**  
an Bürgermeister a. D.

**Paul Wagner**

geboren am 24. November 1900 in Münsterberg/Schlesien

Nach seiner Ausbildung im Kommunalwesen und Besuch der Verwaltungsakademien Berlin, Jena und Freiburg wurde Paul Wagner 1923 Stadtassistent in Stuhm/Westpreußen. 1932 wurde er als Stadtrat zur Stadtverwaltung nach Allenstein berufen und im Februar 1933 kommissarischer Bürgermeister von Neidenburg

Die Schwere der Aufgabe, die hier bei einer Reorganisation der Stadtverwaltung von ihm gelöst wurde, und die enge Bindung zu den Bürgern dieser Stadt, aber auch zu den Einwohnern des Kreises Neidenburg, gaben ihm die Verbundenheit zur ostpreußischen Heimat und die Kraft zur Treue, die sich bei ihm bis heute bewährt hat.

Nach der Vertreibung war er einer der ersten, die sich um den Zusammenschluß der Landsleute seiner engeren Heimat, der Stadt Neidenburg, bemühten, deren Kreisvertreter er offiziell im Jahre 1948 wurde. Auch der Verein „Landsmannschaft Ostpreußen e.V.“ findet ihn unter seinen Begründern. Der Abschluß einer Patenschaft mit der Stadt Bochum war ebenfalls sein Werk. Daß diese Patenschaft für beide Partner fruchtbringend gestaltet wurde, ist seiner Energie zu verdanken.

So sehr seine Kraft auch durch die Leitung seines Heimatkreises in Anspruch genommen wurde, hat Paul Wagner doch nie die große gemeinsame Aufgabe der Ostpreußen und der Vertriebenen außer acht gelassen und auch hier seine Kraft, sein Wissen und Können eingesetzt. Seiner Initiative ist die Schaffung des „Tages der Heimat“ zu verdanken, und seine langjährige Mitarbeit im Bundesvorstand und in Ausschüssen der Landsmannschaft gibt Zeugnis von dem Ernst und der Selbstverständlichkeit seiner inneren Verpflichtung zum Einsatz für Heimat und Vaterland.

Seiner Treue und seiner Haltung dankt die Landsmannschaft durch diese Auszeichnung.

*Dazu erging folgendes Fernschreiben:*

**Der Bundesvorstand der Landsmannschaft Ostpreußen**

verleiht dem Kreisvertreter des Heimatkreises Neidenburg

**P a u l W a g n e r**

dem erfolgreichen ostpreußischen Bürgermeister, der als Mitbegründer der Landsmannschaft, für seinen Heimatkreis, im Bundesvorstand und in verantwortungsvollen Stellen bis heute der Landsmannschaft und seinen Landsleuten in beispielhaftem ostpreußischem Pflichtbewußtsein unermüdlich gedient hat, den

**P r e u ß e n s c h i l d**

als höchste ostpreußische Auszeichnung

Hamburg, den 25. Februar 1970

Sprecher

\* \* \*

*Abschließend soll noch einer Frau gedacht werden, die der Autor als stadtbekanntes Original beschreibt:*

**Die dicke Anna in Neidenburg**

Man soll auch der Armen im Geiste gedenken, die, auf ihre schlichte Weise, durchaus Persönlichkeiten, ja Originale waren.

An ihren eigentlichen Namen kann sich heute keiner mehr erinnern, aber jeder in Neidenburg kannte sie: die „*dicke Anna*“. Noch in der Kriegszeit sah man sie, auf einen Stock gestützt und von imponierender Körperfülle, fast jeden Tag durch die Straßen der Stadt wandern. In ihren jüngeren Jahren verdingte sie sich in vielen Haushalten zum Wäschewaschen; das war damals, mit Rubbelbrett und Waschzuber, Schwerarbeit. Ihre Bedingung war immer ein reichhaltiges Frühstück: zwölf Eier mit Speck. (!) Gutes und reichliches Essen war ja ihre Leidenschaft. Jeder in Neidenburg steckte ihr gern etwas zu, worauf sie sich mit einem „Dankeschen“ bedankte. Wenn Kinder sie neckten, wußte sie sich zu wehren, drohte mit dem Stock und schimpfte: „Ihr Blagen, nichtswürdige.“ (Blagen = heute kaum noch gebräuchliche Bezeichnung für lästige Kinder.)

Mit Beginn der Adventszeit bedachte die dicke Anna möglichst alle Haushalte und Geschäfte mit Weihnachtsliedern. Sie stellte sich mitten in den Raum, schloß die Augen und sang: „Vom Himmel hoch, da komm‘ ich her“ oder „Ihr Kinderlein, kommet“. Diese Gesangsdarbietungen erstreckten sich bis weit in den Januar, ja, bis in den Februar hinein. Wenn die Leute dann sagten: „Aber Annchen, Weihnachten ist doch längst vorbei“, erwiderte sie: „Ich schaff‘ doch nicht, alle vor Weihnachten zu besingen.“ Nach Empfang einer kleinen Gabe bedankte sie sich immer artig: „Der liebe Herr Gottschen möge Sie und Ihre Kinderschen behüten und beschützen.“ Die Laute „s“ und „ch“ kamen ihr nur schwer

über die Lippen. Als sie auf ihren immerwährenden Appetit angesprochen wurde, gab sie einen geradezu originellen Ausspruch zum besten: „Wenn die Fliesen (sie meinte die Fliesen/Gehwegplatten des Bürgersteigs) Koteletts wären und die Steine Klopsche (Klopse), dann würde ich mich sattessen.“ An heißen Sommertagen sah man sie auch in der Badeanstalt am Schloßteich, dort stand sie - nicht zu übersehen in ihrem roten Badekleid und mit der roten gekräuselten Badehaube - im Kinderbassin, hielt sich am Geländer fest und wippte auf und nieder.

Die dicke Anna starb - glücklicherweise muß man sagen - am Ende des Krieges, noch vor der großen Flucht und der Vertreibung.

Herbert Kalwa

*Abschließend soll an ein weiteres, wohl über alle Kreisgrenzen hinaus bekanntes Original erinnert werden. Im nachfolgenden Aufsatz aus Heimatbrief Nr. 43 von 1966 wird der Mann ein „masurisches Original“ genannt. Der Aufsatz erscheint jedoch auch deshalb als Schluß der vorliegenden Sammlung besonders geeignet, weil es dem Verfasser gelungen ist, einleitend ein Bild unserer masurischen Heimat in Erinnerung zu rufen, wie es wohl stimmungsvoller und einfühlsamer mit Worten kaum besser gezeichnet werden kann:*

## **Der Masure und Zauberer Gottes, Michael Pogorzelski**

„Kormorane und Lerchen!“, so ruft Pogorzelski an einer Stelle des Schauspiels „Der Zauberer Gottes“ von Paul Fechter. Kormorane und Lerchen! Wer kann diesen urwelthaften Schrei, diesen Gruß an den Frühling verstehen? Wer wird überhaupt diesen „Zauberer Gottes“, diesen Masuren Pogorzelski verstehen? Muß man da nicht selbst Masure sein und jenes Masuren erlebt haben?

Dieses Masuren mit seinen schneeigen Weiten, mit seiner klaren und kalten Luft. Hat sich über Dir schon einmal so ein weiter Himmel gespannt, über den das unendliche Heer östlicher Wolkenschiffe zieht? Bist Du schon einmal über den Dargeinensee oder den Kissainsee gegangen und unter Dir hat das Eis gedonnert, weil der erste Frühlingshauch darüber ging? Hast Du schon einmal nach langer Winternacht Kormorane und Lerchen begrüßt und den Wildgänsen nachgeschaut, die „mit schrillum Schrei nach Norden“ flogen? Bist Du schon einmal im Hagelsturm über den Spirding getrieben, ahnst Du auch nur die Tiefe und das Geheimnis masurischer Forsten! Dort kreisen noch Seeadler und Milan über den Wipfeln. Dort stelzen noch Reiher und Schwarzer Storch am Ufer, dort ringeln sich noch Otter und Natter im sonnigen Sand, und mit singenden Schwingen erhebt sich der wilde Schwan über die spiegelnden Flächen.

Wenn Du das alles nicht erlebt hast, dann wirst Du auch nicht den Zauber verstehen, der über dieser Landschaft liegt, Du, der Du in einer von Kohle und Stahl entzauberten

Landschaft lebte. Die Sirenen der Zechen, das Heulen der Kompressoren, das Donnern der Züge, das alles ist kein Zauber mehr; aber höre den Ruf der Rohrdommel vom anderen Ufer des Sees kilometerweit her, dann weißt Du, daß hier noch der Zauber Gottes umgeht.

Ein Kind dieses verzauberten Landes ist Michael Pogorzelski gewesen. Und dieses Masuren ist bis heute unverstanden geblieben als „Land hinter den Wäldern, wo die Wölfe heulen“, als das „unbekannte deutsche Sibirien“. Und ist doch nichts anderes als ein Stück deutschen Landes gewesen, das auf dem Schnittpunkt zwischen östlicher Weite und westlicher Enge lag. Diese Weite und Einsamkeit haben die Menschen am meisten geprägt. Sie können verschlossen und hart sein, und sie können weich wie die Kinder sein und voller großer Güte und Freundlichkeit. Sie können arbeiten und sie können feiern; und wenn sie feiern, tun sie es acht Tage lang. (Wer einmal in Masuren war, weiß seine Gastfreundschaft zu schätzen.)

Wir sind damals oft durch Kutten geradelt, jenes verträumte Dörfchen mit seinen beiden Seen, der „schwarzen“ und der „tiefen Kutte“. Und in diesem Dörfchen war Michael Pogorzelski, als Sohn des Eigenkätners Stanislaw Pogorzelski 1740 zu Lepanken am Sunowo-See bei Lyck geboren, Schulmeister. Er, der zwischen den Ferkeln und Hühnern seines Vaters aufgewachsen war, fiel gelegentlich einer Kirchenvisitation dem Pfarrer von Drygalski aus Stradaunen auf. Das feine musikalische Gehör und die gute Stimme des Jungen setzten den eifrigen Musiker Drygalski in Erstaunen. Dieser verwandte sich für den Jungen. Er ließ ihn nicht, wie das heute geschehen würde, zum Opersänger ausbilden, sondern schickte ihn zu einer guten Ausbildung nach Lyck aufs Gymnasium und dann an die Universität Königsberg. Alle Examina bestand Pogorzelski summa cum laude, nur das vertrackte Deutsch wollte nicht in seinen Masurenschädel, und er erhielt die Note „ungenügend“. Er wurde als Rektor in Kutten angestellt und befließigte sich dort eines „tätigen und handfesten Christentums“, das er oft auf drastische Weise zur Geltung zu bringen wußte. Er hat manchen Streit seiner Bauern geschlichtet (dabei kamen ihm seine Größe und seine Kraft sehr zustatten), hat manchem aus Zahlungsschwierigkeiten geholfen (er sammelte die nötigen Beträge dann im Dorf mit seinem eigenen Hut), und auch als Heiratsvermittler hat er sich, wenn auch mit weniger Erfolg betätigt. Daß er daneben ein wirklicher Schulmeister war, versteht sich von selbst.

So lebte der Rektor Pogorzelski in der wundervollen Ruhe und dem wunschlosen Frieden seiner masurischen Heimat, still, friedlich und versöhnlich, bis zum Jahre 1778. Im März 1778 war der im ganzen Lande bekannte und beliebte Kommandant von Lyck, Generalleutnant Freiherr von Günther, auf einer Inspektionsreise in Masuren. In Kutten brach auf grundlosem Wege das Rad seiner Kutsche. Keiner legte Hand an; Pogorzelski half dem Freiherrn. Sein „Puttchen“ kochte dem „Herrn Generalchen“ Kaffee und buk Flinsen. Während der angeregten Kaffeeunterhaltung „entdeckte“ der General in Pogorzelski den Theologen - besser gesagt den Seelsorger.

Er verwandte sich für den Schulmeister in Königsberg. Pogorzelski ritt hin (es sind 120 Kilometer) und bestand vor dem Konsistorium sein theologisches Examen, wobei die Examinatoren über sein vertracktes Deutsch lächeln mußten. - „Können Sie hebräisch, Herr Kandidat?“

- „Nein, diesen Sprach kenne ich nicht. Aber, Herr Konsistorialrat, können Sie polsch (masurisch)?“ Der Gefragte mußte verneinen. - „Na ja, Herr Konsistorialrat, einer kann die- sen Sprach, anderer kann jenen Sprach. Werd ich nicht hebräisch, sondern polnisch predigen!“

Ganz in der Nähe seines Herrn Generalchen kriegte dann Pogorzelski eine Pfarrstelle in Kallinowen bei Lyck. Die verwahrloste Gemeinde faßte er mit rauher aber wohlmeinender Vaterhand an. Es gelang ihm, der damals in Kallinowen geradezu unheimlich

grassierenden Trunksucht und Unsittlichkeit zu steuern. Die verrotteten Finanzen seiner Pfarrkinder in Ordnung zu bringen, gelang ihm nur mit Hilfe des Generalchens, des Konsistoriums und der reichen Grundbesitzer. Als im Königsberger Konsistorium „ein neuer Wind“ zu wehen begann, wurde die Anordnung herausgebracht, daß überall deutsch gepredigt werden mußte. Pogorzelski kam dieser Aufforderung, so gut er konnte, sofort nach. Eine seiner Predigten, der auch ein Königsberger Konsistorialrat beiwohnte, begann so: „Meine liebe Gemeinde! Ich will euch heute erzählen von Nuß! Nicht von Haselnuß, auch nicht von Walnuß, nicht von Betrübnus oder Ärgernus, sondern vom heiligen Johannes!“ - Auf den Bericht des Konsistorialrates hin wurde es Pogorzelski dringend nahegelegt, wieder masurisch zu predigen. Aber Michael machte solche „Narretei“ nicht mit. Er blieb dem einmal gegebenen Befehl treu und predigte deutsch weiter. Damit wurde er über die Landesgrenze hinaus bekannt. Von überall kamen die Leute, um Pogorzelski zu hören. Sein Wort war aber tatsächlich wie ein „Hammer, der Felsen zerschmeißt“. Manch einer, der gekommen war, um sich über die Predigten zu amüsieren, nahm aus ihr ein Andenken mit, das für sein ganzes Leben vorhielt. Das Konsistorium war ratlos. Gegen den Inhalt seiner Predigten war nichts einzuwenden, aber das verzweifelte Deutsch mußte ja alle Wirkung aufheben.

Die Predigt, die Pogorzelski anlässlich des Todes des Ortelsburger Pfarrers hielt, veranlaßte das Konsistorium dann zum Einschreiten. Dem unter den Leidtragenden anwesenden Konsistorial-Präsidenten sträubten sich förmlich die Haare. In Königsberg setzte er Pogorzelskis Pensionierung durch. Der Anfang dieser Predigt lautete: „Oh weh Dir Ortelsburgsche Gemein! Hast verloren Pfarrer Dein. Geschlossen ist das Auge, tot, Maul zu, was hat geredt von Gott. So blüht im Garten Rosenstock, springt zu, frißt ab der Ziegenbock. So fraß auch mitt' im Lebenslauf, der Tod den selgen Pfarrer auf. Nun liegt er da auf Gottes Acker. Pfui Tod! Du Racker!“

Pogorzelski hat seine Pensionierung nicht mehr erlebt. Als ein Schlitten im morschen Eis des Sees einbrach, Pferde und Insassen unrettbar verloren schienen, hat Pogorzelski mit Hilfe des Ortsschmiedes und unter großen Anstrengungen die Menschen gerettet. Als der Retter mit den Verunglückten wieder festen Boden betrat, brach er tot zusammen.

Aus Pogorzelski einen „ostpreußischen Mikosch“, einen kaschubischen Kaczmarek oder gar einen westfälischen tollen Bomberg (so im Programmheft der Gelsenkirchener Städtischen Bühnen) machen zu wollen, ist grundfalsch. Selbst das Bild vom „Zauberer Gottes“ trifft diesen Apostel der christlichen Nächstenliebe nicht ganz. Diese Verzeichnung sei jedoch, weil sie im Interesse der dichterischen Überhöhung geschieht, verziehen. Pogorzelski war ein masurisches Original.

Dank sei darum hier dem Dichter Paul Fechter gesagt, der sich darum bemüht hat, uns etwas von jenem Hauch Gottes spüren zu lassen, der über dieses Land Masuren und seine Menschen geht. Dank sei auch Vasa Hochmann gesagt, dessen großartige schauspielerische Interpretation (Gelsenkirchener Bühnen Winter 1952/53) dem Menschen Pogorzelski gerecht geworden ist. Vielleicht ist Vasa Hochmann dem Masuren Pogorzelski deshalb gerecht geworden, weil er selbst ein Sohn der mährischen Wälder ist, weil er selbst zur großen Gemeinde der Heimatlosen gehört und jene zauberhaften Töne zu deuten weiß, die zu uns, die wir alle Flüchtlinge und Pilgrime sind, aus einem vergangenen „Damals“ herüberklingen.

Nach dem Tode Pogorzelskis stellte man fest, daß er auch ein fleißiger Dichter gewesen ist. (Auf eine seiner Predigten nimmt übrigens Fritz Reuter in der „Festungstid“ Bezug.) Während seine polnischen Gedichte mündlich überliefert wurden, ist die größte Anzahl seiner deutschen Gedichte bis auf einige wenige verloren gegangen. Vollständig erhalten hat sich nur sein

## G e d i c h t

i m D u n k e l n gemacht

Ich saß in Dunkelheiten und dacht an Ewigkeiten. Da kam ein Wanzker bunter ganz kühn die Wand herunter. Kam nah mir vors Gesicht, da macht ich dies Gedicht. Wir Menschen sind wie Wanzker, oft keck, oft kein courage, sind oft recht dumme Hansker und doch von hoch Etage:

Sich gerne möchten zeigen als wären wunder was. Und ist doch still zu schweigen von solchem Hochmutsspaß. Heißt mancher groß und edel, gar stolz herumspaziert, und hat doch nichts im Schädel, von Tugend nix passiert. Denn wenn man recht drauf achtet, ist kein Johannswurm nicht, vielmehr nahbei betrachtet, kommt Wanzker vors Gesicht. Drum laßt Euch gar nicht blenden von solcher Gloria, merkt auf, bis sich wird wenden die ganz Historia:

In kurzem gehts bergunter, denn Menschenleben rennt, oft ist man fix und munter - und wie siehts aus am End?

## M o r a l

Einst kommen Ewigkeiten, wohl dem, der, wenn Tod winkt, hat gut Geruch bei Leuten und nicht wie Wanzker stinkt.

---

### Ergänzender Nachtrag Oktober 2003:

*Einleitend zu der vorliegenden Sammlung „Köpfe der Heimat“ wurde Fritz Suchalla zitiert, der 1953 das Startzeichen zum Beginn der Sammlung der vorgestellten Biographien gegeben hatte. In Heimatbrief Nr. 47 von 1968 wies er darauf hin, daß diejenigen verdienstvollen Menschen, die nicht im „Neidenburger Heimatbuch“ erfaßt werden könnten, weiterhin in den dann folgenden Heimatbriefen gewürdigt werden sollten, um „sie dadurch vor unverdientem Vergessen zu bewahren“.*

*Da von uns bei Durchsicht der Heimatbriefe keine Biographie von Fritz Suchalla entdeckt werden konnte, folgt hier der Versuch einer angemessenen Würdigung auf der Grundlage der von ihm 1972 im Alter von 81 Jahren verfaßten „Geschichte der Familie Suchalla“, welche dankenswerterweise von seinem heute auch schon 90 Jahre alten Neffen Herbert Schmidt zur Verwendung erlaubt wurde. Auch Fritz Suchalla sollte nicht unverdientem Vergessen anheim fallen.*

## ***Fritz Suchalla, Gedwangen***

Friedrich Martin Suchalla wurde am 1.6.1891 als Sohn des pensionierten Briefträgers und Kleinbauern Martin Suchalla in Gedwangen geboren. Sein Vater war 1842 als Sohn einer Kleinbauernfamilie geboren, sein Mutter Karoline war eine 1851 geborene Heydasch aus einer Großbauernfamilie aus Breynicken Abbau. Friedrich Martins Rufname war lebenslang: *Fritz*.

Fritz Suchalla hatte 12 Geschwister, von diesen verstarben jedoch 8 bereits im Kindesalter, teils noch bevor er selbst geboren wurde.

Er erinnerte sich gern einer schönen in der Harmonie der Familie geborgenen Kindheit. Diese wurde aber durch tiefgreifende Schicksalsschläge wie den frühen Unfalltod des Vaters, als er gerade erst sieben Jahre alt war und den des Bruders, der die Versorgung der Familie als junger Bäcker sichern wollte, als Fritz auch erst 13 Jahre alt war.

Nach dem Schulabschluß mit insgesamt gutem Zeugnis („Vaterländische Geschichte“ = sehr gut !) beginnt Fritz Suchalla eine kaufmännische Lehre in Neidenburg im Textilgeschäft Wistinetzki. Dort und in Danzig ist er dann auch bis 1913 als kaufmännischer Gehilfe tätig.

Mit dem 1. Oktober 1913, im Alter von 22 Jahren wird er zur militärischen Dienstleistung im Fuß Art. Reg. 17 in Danzig-Neufahrwasser einberufen. Womit er kurz danach in den Strudel des ersten Weltkriegs gerissen wird. Nach Kämpfen an der damaligen Ostfront und in Frankreich wird er mit Kriegende nach 2 Verwundungen als Vizefeldwebel im Mai 1919 aus dem Militärdienst entlassen.

Seit Juli 1919 beginnt Fritz Suchalla, er ist inzwischen 28 Jahre alt, seine berufliche Lebenslaufbahn als selbständiger Kaufmann in Gedwangen. Zunächst bescheiden mit Angeboten in Textilien und Lebensmitteln, aber schon - nach Hauskauf mit Schaufenstereinbau 1920 - mit der Erweiterung auf Konfektions- und Schuhwaren. Sein guter Anfangserfolg als Kaufmann wird erkennbar, als er 1930 sogar ein Filialgeschäft in Windau begründen kann, daß aber dann 1940, aufgrund Personalmangels, wie er sagt, - wohl wegen Kriegsdienstverpflichtungen für alle jungen Leute - aufgegeben werden mußte.

24.3.1918 heirateten er und Friederike Stach. Aus dieser Ehe gingen drei Söhne hervor: Horst, Gerhard und Hans-Martin. Alle drei wurden im Alter von nur 18, 22 und 23 Lebensjahren Opfer im soldatischen Einsatz im zweiten Weltkrieg.

Fritz Suchalla hatte, wie er selbst schrieb, sein Leben neben seiner geschäftlichen Arbeit unter die Devise gestellt: „Nicht nur von den Menschen, sondern auch für sie zu leben“.

So bekleidete er mehrere Ehrenämter seiner Gemeinde Gedwangen und auch des Landkreises Neidenburg. Seit 1926 war er Vorsitzender des örtl. Sportvereins, seit 1920 Angehöriger der Freiwilligen Feuerwehr Gedwangen und 1939 ihr Erster Brandmeister, dann 1942/44 zusätzlich stellvertretender Kreis-Feuerwehrführer. Seit 1926 war er Mitglied des Aufsichtsrates der Volksbank und seit 1934 verantwortliches Vorstandsmitglied der VB.

1933 wurde ihm „gegen seinen Willen“, wie er schreibt, durch den NS-Kreisleiter das Amt des Ortsgruppenleiters aufgezwungen. Welches er, wie er überzeugt war, zum Wohle der betroffenen Gemeindemitglieder auszuüben sich bemüht hat.

Nach der erzwungenen Umsiedlung in die neue Heimat hat er dann bis 1966 die Aufgaben als Orts-/Bezirks - Vertrauensmann der Vertriebenen bei den Neidenburger wahrgenommen.

Juli 1944 wurde der zu dieser Zeit 53-Jährige zum von ihm so genannten „Schippeinsatz“ berufen. Die vordringende Rote Armee, deren Kanonendonner man schon bald hören konnte, näherte sich unaufhaltsam der Grenze Ostpreußens. Im heute widersinnig erscheinenden Versuch, glaubte man durch Grabenaushub mit Schaufel- und Armkrafteinsatz das Vordringen der inzwischen materiell und zahlenmäßig weit



überlegenen Roten Armee aufhalten zu können. Dort sollte Fritz Suchalla den Einsatz von 2400 zum Grabeneinsatz Kommandierter, wohl wie er selbst schon ältere Jahrgänge, organisieren. In der Folge wurde er noch zur Kampfdienstleistung als Kompanieführer im sogenannten „Volkssturm“, dem allerletzten Aufgebot des „Dritten Reichs“ an männlichen wehrfähig erscheinenden, meist alten Männern, die vorher als ‚Wehrunfähige‘ erklärt worden waren, berufen.

Mit Ende des Krieges, gerade noch per Schiff der Gefangennahme in Ostpreußen entkommen, kam er bis März 1948 (!) in englische Gefangenschaft, zuletzt im Lager Neuengamme.

Erst während des Lageraufenthaltes, November 1946, erfährt er vom Verbleib seiner Ehefrau in der Ostzone bei Dresden. Sie hat dann aber die körperlichen und seelischen Belastungen der Flucht und des Verlustes ihrer Lieben nicht länger ertragen können und mußte schon Mai 1947 zu Grabe getragen werden.

Nach Entlassung aus der Gefangenschaft teilte Fritz Suchalla das Schicksal vieler Schicksalsgenossen als zunächst Tagelöhner in der Landwirtschaft und Hilfsarbeiter in einer Hütte im Ruhrgebiet. Nach Wiederverheiratung Oktober 1948 wagte er jedoch den Wiedereinstieg als Kaufmann, zunächst auf unterer Stufe als „radfahrender Reisevertreter“. Wohl nicht nur Glück sondern sicherlich auch seine schon in seiner ostpreußischen Heimat bewiesenen Fähigkeiten und seine Tüchtigkeit erlaubten ihm, zu neuem bescheidenen Wohlstand zu kommen – mit VW und Haus 1952. So konnte er dann als fast 80-Jähriger nach 66 Berufsjahren „in-Rente-gehen“.

Seinen Lebensbericht schloß Fritz Suchalla 1972 mit der Aufforderung an seine Familie:

***„Lebt alle nach dem Gesetz der Väter in Gottesfurcht, Redlichkeit und Fleiß“***

Wer könnte mehr und Besseres sagen?

*M.L.*

